Synesis ©

EFODON-SYNESIS (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

---

10. Jahrgang (2003)

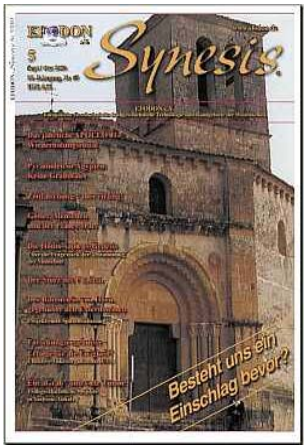
SYNESIS Nr. 60 (6/2003)

Moderne Hexenjagd (Gernot L. Geise)
Sensation: Die minoische Siegelschrift ist entziffert! (Paul J. Muenzer)
Bilder des Antichristen (Uwe Topper)
Was geschah vor 12.000 Jahren? (Gernot L. Geise)
Die Bundeslade aus der Sicht der Verborgenen Geometrie (Volker Ritters)
Bern - ein rechtgläubiges Troja (Christoph Pfister)
Die Kenntnis der Trepanation (Reinhard Prahl)
Anthroposophie als frühe Chronologiekritik (1) (Andreas Ferch)
Das Ankh in Europa (Axel und Herwig Brätz)
Lokaltermin: Keltenschanze bei Kreuzpullach (Gernot L. Geise)

.

.

SYNESIS Nr. 59 (5/2003)



Das jährliche APOLLO 11-Wiederholungsritual (Gernot L. Geise)
Pyramiden in Ägypten: Keine Grabmäler (Reinhard Prahl)
Die Homo-sapiens-Genesis (Roland Roth)
Zeitfälschung - aber richtig! (Uwe Topper)
Der Sturz des Phaéthon (Günter Bischoff)
Forschungsergebnisse - Erfolge für die Ewigkeit? (K. Laura Bräuer)
Ein "Grab" und viele Türme, Frühgeschichtliche Objekte in Sachsen-Anhalt (2) (Gernot L. Geise)
Götter, Menschen und der Planet Mars (Rudi Schulz)
Steht uns ein Einschlag bevor? (Gernot L. Geise)
Der Bärenstein von Horn, gegenüber den Externsteinen (Uwe Topper)

.

.

SYNESIS Nr. 58 (4/2003)

Warum werden wir belogen? (Gernot L. Geise)
Rätsel um die Bundeslade (Reinhard Prahl)
Die Siebenschläferlegende (Thomas Ritter)
Cheops und kein Ende (Reinhard Prahl)
Geologie, Evolution und der Grand Canyon (Hans-Joachim Zillmer)
Die Dinosaurier-Zeit und was mir daran widersprüchlich vorkommt (Gernot L. Geise)
Über die Möglichkeit interstellarer Kommunikation und Raumfahrt (Dr. Carlos Calvet)
Steingräber, Dolmen und ein Ludrenplatz, Frühgeschichtliche Objekte in Sachsen-Anhalt (1) (Gernot L. Geise)
Verschollen im Einsatz - Das verschwundene Bataillon des 5. Norfolk-Regiments (Thomas Ritter)

.

.

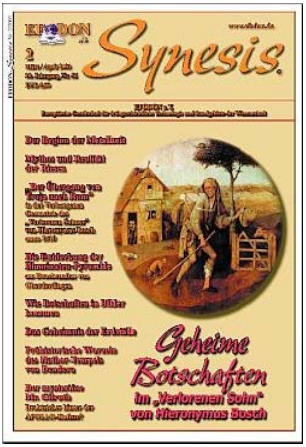
SYNESIS Nr. 57 (3/2003)

"Stell dir vor..." (Gernot L. Geise)
Wilhelm Tell - ein Jesus-Mörder (Christoph Pfister)
Die Besiedlung des vorgeschichtlichen Ägypten (Jürgen Zimmermann)
Pyramidenrätsel außerhalb von Gizeh oder: Die Methoden der "Archäologen-Mafia" (Reinhard Prahl)
Ikarus - ein Ballon-Pilot? Luftgetragene Götter, Engel, Walküren (John Langerholc)
Schiffe auf dem Zeitmeer - Utopie und Realität der Zeitmaschine (Manfred Ehmer)
Riesen aus präastronautischer Sicht (Reinhard Prahl)
Verwirrspiel (Klaus B. Merker)
Chufu-Kartusche doch gefälscht! (Dr. Otto Ernst und Jürgen Zimmermann)
Raumfahrzeuge oder Modelle? Die APOLLO-Landefähren (Gernot L. Geise)

.

.

SYNESIS Nr. 56 (2/2003)

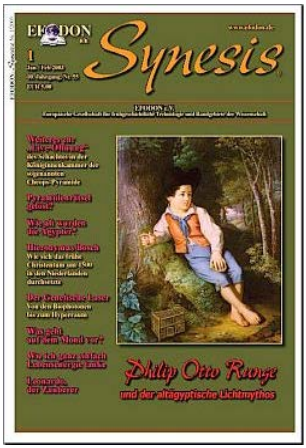


Der Beginn der Metallzeit (Uwe Topper)
Mythos und Realität der Riesen (Reinhard Prahl)
Gab es Riesen? (Gernot L. Geise)
Die Entdeckung der Illuminaten-Pyramide am Drachenaltar von Oberderdingen (K. Walter Haug)
Der "Übergang von Troja nach Rom" in der Verborgenen Geometrie des "Verlorenen Sohnes" von Hieronymus Bosch anno 1510 (Volker Ritters)
Wie Botschaften in die Bilder kommen (Gernot L. Geise)
Das Geheimnis der Erdställe (Julian Schulz)
Prähistorische Wurzeln des Hathortempels von Dendera (Jürgen Zimmermann)
Der mysteriöse Mr. Gilruth - Der Drahtzieher hinter der APOLLO-Kulisse? (Gernot L. Geise)

.

.

SYNESIS Nr. 55 (1/2003)



Weiteres zur „Live-Öffnung“ des Schachtes in der Königinnenkammer der sogenannten Cheops-Pyramide (Jürgen Zimmermann)
Pyramidenrätsel gelöst? (Erwin Wedemann)
Wie alt wurden die Ägypter? (Reinhard Prahl)
Hieronymus Bosch – Wie sich das frühe Christentum um 1500 in den Niederlanden durchsetzte (Uwe Topper)
Philipp Otto Runges Beziehung zum altägyptischen Lichtmythos und sein neu entdeckter „Knabe mit dem Vogelkäfig“ (Volker Ritters)
Der Genetische Laser – Von den Biophotonen bis zum Hyperraum (Rainer Schenck)
Was geht auf dem Mond vor? (Gernot L. Geise)
Wie ich ganz einfach Lebensenergie tanke (Volker Ritters)
Leonardo, der Zauberer (Thomas Ritter)

.

[zurück nach oben]

Wünschen Sie ein Abo? Dann klicken Sie hier (PDF-Datei), drucken den Bestellschein aus und senden Sie ihn ausgefüllt dem EFODON e. V. zu.

---

weiter zu den Jahrgängen
[1] [2] [3] [4] [5] [6] [7] [8] [9] [11] [12] [13] [14] [15] [16] [17] [18] [19] [20] [21]
[zurück zur Übersicht]

---

sy60.jpg %d×%d pixels

© 2003 Gernot L. Geise

Moderne Hexenjagd

Man könnte meinen, dass wir im Mittelalter leben. Der Unterschied besteht darin, dass man damals unliebsa-me Kritiker auf dem Scheiterhaufen verbrannte, heute werden sie mit raffinierteren Methoden mundtot gemacht.

Bestes Beispiel ist die seit einiger Zeit stattfindende Hexenjagd auf alle diejenigen, die bezweifeln, dass es bei den An-schlägen vom 11. September 2001 auf das World Trade Center mit rechten Dingen zugegangen sei. Ich möchte mich nicht an der Diskussion um die Anschläge beteiligen (dieses Thema fällt auch nicht in die Themenbereiche des EFODON e. V.), doch türmen sich die Widersprüche und Falschaussagen dazu inzwischen zu Schwindel erregenden Höhen. Wer sich darüber informieren möchte, dem steht heute eine schon fast unüberschaubare Menge sowohl seriöser wie auch zweifelhafter Literatur zur Verfügung.

Was eigentlich ein ganz normaler, legitimer Vorgang ist, nämlich Widersprüchliches zu hinterfragen, wird (nicht nur, aber insbesondere) bei den September-Anschlägen, so gut es geht, verhindert. Gerade zum 2. Jahrestag der Anschläge fand sich kaum ein Fernsehsender, der nicht irgendeine ,,Erinnerungssendung“ im Programm hatte. Meist handelten die Sendungen von interview-ten Hinterbliebenen oder teilgenommenen Feuerwehr- und Rettungsmannschaften. Doch eines war in allen diesen Sendungen überdeutlich herauszuhören:

Die Vorkommnisse des 11. September sind inzwischen so, wie sie uns von offizieller Seite dargestellt wurden, als feste Tatsache betoniert worden, die nicht hinterfragt werden darf. Zweifler an der offiziellen Version werden als „Verschwörungstheoretiker“ und hirnlose Fantasten beschimpft und niedergemacht („Absurd! Irre! Krank!“ [Bild]). Demgemäß wurden auch in keiner dieser „Erinnerungssendungen“ unbequeme Fragen gestellt.

In der ARD-Sendung „Menschen bei Maischberger“ beschimpfte Sandra Maischberger den zu interviewenden Andreas von Bülow auf die unverschämteste Art, er hätte in seinem Buch „Die CIA und der 11. September“ Lügen verbreitet und die Unwahrheit gesagt, was eine Beleidigung für die Toten sei (dabei ist es genau umgekehrt: Wenn es stimmt, was die Kritiker vorbringen, dann ist die offizielle Darstellung eine Beleidigung für die Toten!). Maischber-ger ließ von Bülow keinen Satz aussprechen, bezichtigte ihn mehrfach der Lüge und unterbrach ihn ständig mit ihren Unterstellungen, sodass von Bülow mehrfach darum bitten musste, seinen Satz zu Ende sprechen zu dürfen. Nun muss man wissen, dass von Bülow ja kein kleiner dummer Junge ist. Er war Staatssekretär im Verteidigungsministerium, Forschungsminister, gehörte der Parlamentarischen Kontrollkommission für die Geheimdienste an und leitete den „Schalck-Golodkowski"-Untersuchungsausschuss. Er war also schon politisch aktiv, als Frau Maischberger noch im Kindergarten mit Sandförmchen spielte. Ihr Verhalten hatte nichts mehr mit einem sachlichen Interview zu tun, das war gezielter Rufmord. Ich bewunderte von Bülow, dass er nicht aufstand und das Interview vorzeitig beendete.

In die gleiche Kerbe schlug das Nachrichtenmagazin SPIEGEL, indem es ein seitenlanges Pamphlet veröffentlichte, in welchem die Kritiker der offiziellen 11. September-Version niedergemacht und beschimpft werden. Nicht etwa sachlich, denn der SPIEGEL ging in dem gesamten langen Artikel mit keinem einzigen Wort auf kritische Fragen ein. Nein, alle Kritiker wurden in einen Sack geworfen - dabei hat der SPIEGEL gleich einen Rundumschlag gemacht und auch die Kritiker der APOLLO--Mondlandungen

und anderer Vorkommnisse mit hinein geworfen - und dann kräftig verbal draufgeschlagen.

Besonders Gerhard Wisnewski, Autor, Schriftsteller und preisgekrönter Dokumentarfilmer, der auch den viel beachteten Film „Die Akte APOLLO“ drehte, kommt schlecht weg beim SPIEGEL. Wisnewski hat das Buch „Operation 9/11 - Angriff auf den Globus“ veröffentlicht. Sein TV-Film „Aktenzeichen 11. 9. ungelöst“ wurde zwar einmal vom WDR ausgestrahlt, verschwand dann aber in der „Versenkung“.

Was macht man beim SPIEGEL und in verschiedenen Fernsehsendungen? Man reißt einzelne Aussprüche von ihm (auch aus Interviews) aus dem Zusammenhang, bringt Teilsätze, die wunschgemäß ergänzt werden, um ihm zu unterstellen, welcher Schwachkopf er doch sei, Widersprüchliches zu hinterfragen. Eine gängige Methode, die auch in anderen Fällen nicht nur in vielen Fernsehsendungen angewendet wird.

Und das ist mehr als auffällig. Unliebsame Eigendenker werden heute verteufelt, wie es im Mittelalter üblich war.

Die Bevölkerung wird konditioniert. Was noch vor einiger Zeit eine reine Behauptung der „Verschwörungstheoretiker“ war, kann heute jeder selbst erkennen, wenn er sich Fernsehsendungen - und die Werbung! - mit offenen Augen anschaut! Die Bevölkerung wird konditioniert, nicht mehr selbst zu denken, sondern sich lenken zu lassen. Es ist ja auch so viel praktischer, andere für sich denken zu lassen und die vorgegebene Meinung kritiklos nur zu übernehmen.

Damit die Medien-Konditionierung auch wirklich die gewünschte Wirkung zeigt, schenkt man den Menschen Spielzeuge, genannt Händys, um über die überall installierten Sendeantennen u. a. ihre Gehirnfrequenzen beeinflussen zu können (und durch die Bestrahlung ganz nebenbei die Fortpflanzung drastisch zu reduzieren). Und weil auch das nicht jeder mitmacht, verordnet man - wissenschaftlich getarnt - eine Fluorisierung der Zahncremes, wodurch als Langzeitwirkung Hirnerweichung hervorgerufen wird. Dem kann sich nur entziehen, wer sich die Zähne nicht putzt, aber wer macht das schon? Das System ist ganz einfach, aber durchschaubar!

Bisher dürfen wir noch Widersprüchliches hinterfragen, doch die ersten Ansätze, auch das zu unterbinden, gibt es schon: In den USA macht man sich inzwischen strafbar, wenn man die offizielle Version der September-Anschläge anzweifelt. Und auch in unserer freiheitlichen Bundesrepublik gibt es Tabu-Themen, die nicht angesprochen werden dürfen, ohne dass man sich strafbar macht.

Wird es zukünftig durch Gesetz verboten, selbst zu denken? Widersprüchliches zu hinterfragen? Müssen wir alles, was uns von offizieller Seite vorgegeben wird, kommentarlos und ohne Rückfragen als festgeschriebene Tatsachen akzeptieren? Auch wenn die Lügen noch so durchsichtig sind, wie etwa bei den „Begründungen“ für den Afghanistan- und Irak-Angriffskrieg? Ist diese Befürchtung etwa übertrieben?

Man fühlt sich sehr an George Orwells „1984“ erinnert, aber das Schreckensszenarium, das Orwell dort geschildert hat, wird ja schon lange, lange überboten.

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 60 [6/2003])

Sensation:
Die minoische Siegelschrift ist entziffert!

(Sie ist griechisch!)

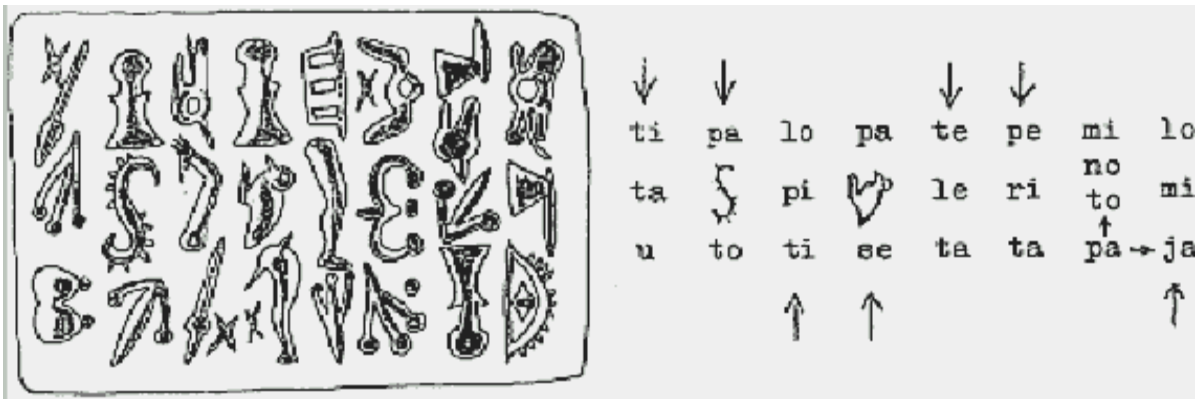
© Paul J. Muenzer, veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 6/2003

,,Durch ihre Unglaubhaftigkeit entzieht sich die Wahrheit dem Erkanntwerden“
(Heraklit von Ephesos, um -500)

1895 hatte Sir Arthur Evans, der Ausgräber des Palastes von Knosos, erkannt, dass bestimmte bildhaft anmutende Zeichen auf minoischen Siegeln in Wahrheit Schriftzeichen sind. Heute, 110 Jahre danach, ist diese Siegelschrift, die von -2100 bis -1600 in Gebrauch war, entziffert, und damit die älteste lesbare Schrift Europas.

Nach über dreitausendjährigem Schweigen sprechen die einfachen aber kraftvollen, mit künstlerischem Sinn gestalteten Zeichen wieder klar und deutlich zu uns. Und, was die Gräzisten und Indogermanisten nicht im Traum erwartet hätten: sie sprechen griechisch (natürlich noch mit Digamma).

In bestem silbenschriftlichem Griechisch nennen sie uns die Namen, Berufe und Titel ihrer einstigen Besitzer. Es sind wohlvertraute Namen, die hier aufklingen - Namen, denen man zu Dutzenden auch bei den klassischen Griechen begegnet. Außerdem erfahren wir die Namen einiger Gottheiten und deren Epithete, von denen Eris, Hermes und Hellotis auch noch zu den Zeiten von Homer und Platon bekannt waren. Eine vereinfachte Form der Siegelschrift findet man auf Anhängern, Barren und Gefäßen aus Ton, von denen man in Knosos und Nähe bis jetzt 120 entdeckte. Sicher wurden auch Palmblätter, Papyrus, Holz und Leder damit beschrieben, nur blieb davon nichts erhalten. Um -1600 verschwand die Siegelschrift plötzlich aus noch ungeklärten, wahrscheinlich politischen Gründen. Dass sie trotzdem noch lange nicht vergessen war, beweisen eine Reihe von Zeichen der tausend Jahre jüngeren klassisch-kyprischen Silbenschrift, die bestimmten Zeichen der Siegelschrift stark ähneln und noch die gleichen Lautwerte wie diese haben.



Siegel eines König Minos

Achtseitiges Prisma (L = 19 mm, D = 9 mm). Von Neapolis, Kreta. Das Siegel ist einzig in seiner Art und hat die längste Inschrift aller bisher bekannten minoischen Siegel.

Text: „Titau, Pantó- philos Sébas Teléstas Periττas MINOS Panto-Paián. Mílon.“ = „Sohn des Titas, ganz geliebter, hochwürdiger, vollkommener, ausgezeichneter MINOS, allheilender Arzt. Milon.“ (Milon ist der Name des Siegelschneiders oder Schenkers).

Die minoische Siegelschrift ist - wie erst jetzt erkennbar wurde - die Mutter aller ägäischen Silbenschriften: des minoischen Linear A (-1850 bis -1450), des mykenischen, 1952 von dem englischen Architekten Michael Ventris entzifferten Linear B (-1450 bis -1200) sowie der schon 1872 entzifferten klassisch-kyprischen Silbenschrift (-600 bis -500). Alle diese Schriften sind zeichenvereinfachte, für die Bedürfnisse der Palastverwaltung geschaffene Varianten der Siegelschrift; alle sind sie griechisch und folgen den selben silbenschriftlichen Schreibregeln. Damit ist das Rätsel der ägäischen Silbenschriften nun auf überraschend einfache Weise gelöst!

Während viele, wenn auch ohne Erfolg, das Linear A zu entziffern suchten, ist eine Entzifferung der Siegelschrift noch nie probiert worden. Der Grund: man war der festen Überzeugung, die Siegelschrift enthalte eine fremdartige, ausgestorbene, echtkretische Sprache und sei deshalb unentzifferbar. Manche vermuteten auch Wortideogramme in der Siegelschrift und hielten die mehrfach in ihr vorkommenden Zeichengruppen für magische Glücks- oder Abwehrformeln. Nichts von alledem trifft zu. Nicht einmal Spuren jener hypothetischen Phantasiesprache sind vorhanden!

Die minoischen Schriftsiegel, von denen bisher erst 160 gefunden wurden (sowie 60 Tonabdrücke von solchen Siegeln), sind nur 15 bis 20 Millimeter groß, entweder rund, mandelförmig oder von der Form eines drei- oder vierseitigen Prismas. Alle besitzen eine Durchbohrung für die Schnur, an der sie getragen wurden. Als Material diente zumeist der leicht zu bearbeitende Steatit, auf Deutsch Speckstein. Mit fortgeschrittener Technik der Steinschneidekunst wurden jedoch auch harte Halbedelsteine wie Achat, Bergkristall, Chalzedon, Jaspis, Karneol und Onyx der verschiedensten Farben verwendet. Ein paar Elfenbeinsiegel gibt es ebenfalls und sogar ein Siegel aus Gold, auf das der Name der altkretischen Göttin Hellotis und deren Epithete eingraviert sind.

Die ägäischen Silbenschriften verwenden nur Zeichen für die Vokale a, e, i, o und u sowie Zeichen für die aus Konsonant-plus-Vokal bestehenden Lautwerte wie zum Beispiel: ta, ro, si, pe, ku usw. Außerdem gilt: p = b = ph, t = d = th, k = g = ch und r = 1.

h wird nicht geschrieben, n, r und s am Wortende ebenfalls nicht. Im Wortinnern werden die Dauerkonsonanten n, m, 1, r und s vor den Momentkonsonanten k, p und t weggelassen. Das Ergebnis ist eine nur fünfzig bis sechzig Zeichen umfassende Silbenkurzschrift. Diese ist nicht nur schnell zu schreiben, sondern auch -im Unterschied zur mesopotamischen Keilschrift und der ägyptischen Hieroglyphenschrift mit ihren jeweils über sechshundert Zeichen - rasch zu erlernen. Mag dieses System zunächst auch etwas verwirrend erscheinen, man gewöhnt sich sehr rasch daran. Es ist nämlich so gut durchdacht, dass wir es heute nicht besser konzipieren könnten. Sein einziger Nachteil besteht in seiner Mehrdeutigkeit. So kann zum Beispiel a-ki-jo sowohl Archion, als auch Hagion oder Alkios bedeuten. Im Unterschied zum Entzifferer wussten die Minoer jedoch immer, wer oder was im Einzelfall gemeint war.

Siegel des Obersten Priesterarztes

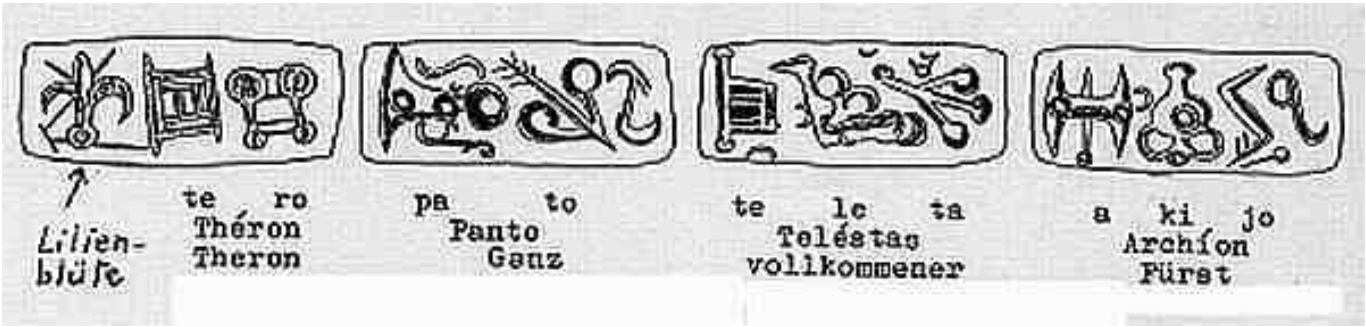
Die silbenschriftliche Schreibweise sei nun veranschaulicht an den folgenden, in der Siegelschrift vorkommenden griechischen und etwa ein Viertel des Gesamtbestandes umfassenden Männernamen:

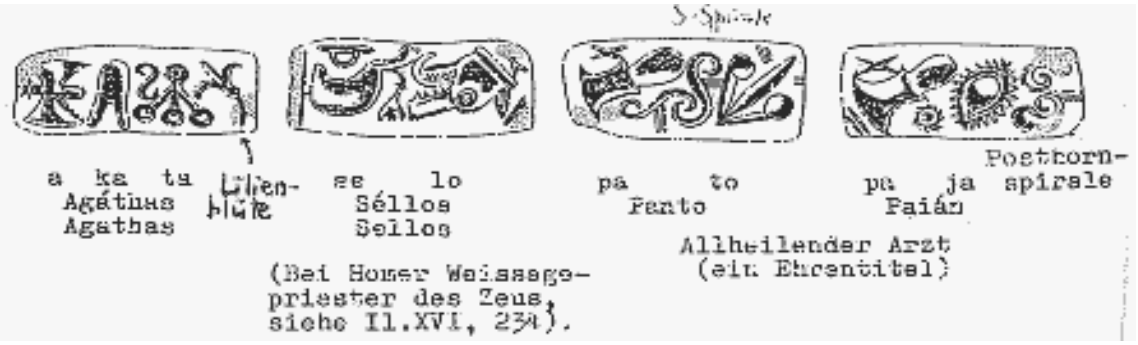
Agathas (a-ka-ta), Akontes (a-ko-te), Anthes (a-te), Aratos (a-ra-to), Chalkon (ka-ko), Charopos (ka-ro-po),

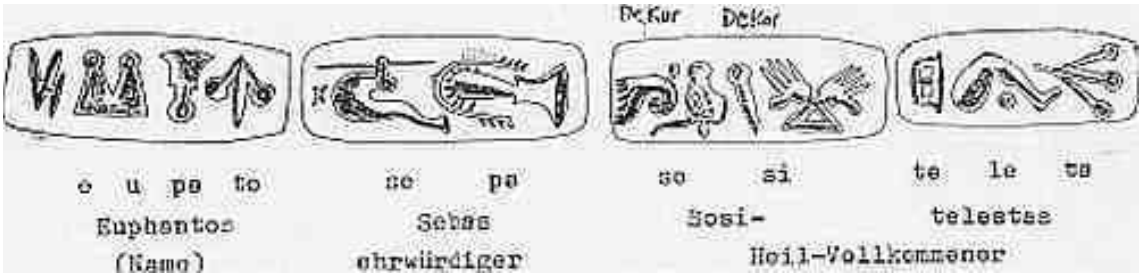
Euphantos (e-u-pa-to), Hermon (e-mo), Ikanos (i-ka-no), Karanos (kara-no), Lerion (le-ri-o), Megistes (me-ki-te), Milon (mi-lo), Ortholaios (o-to-la-jo), Paian (pa-ja), Pantares (pa-ta-re), Peratos (pe-ra-to), Periteles (pe-ri-te-le), Pythis (pu-ti), Skaios (ka-jo), Socharis (so-ka-ri), Sokos (so-ko), Soteles (so-te-le), Thales (ta-le), Theron (te-ro), Themistos (te-mi-to), Tychios (tu-ki-jo). An dieser Stelle sei noch erwähnt, dass nach den silbenschriftlichen Regeln Knosos (ko-no-so), Phaistos (pa-i-to) und Amnisos (a-mi-ni-so) geschrieben werden.

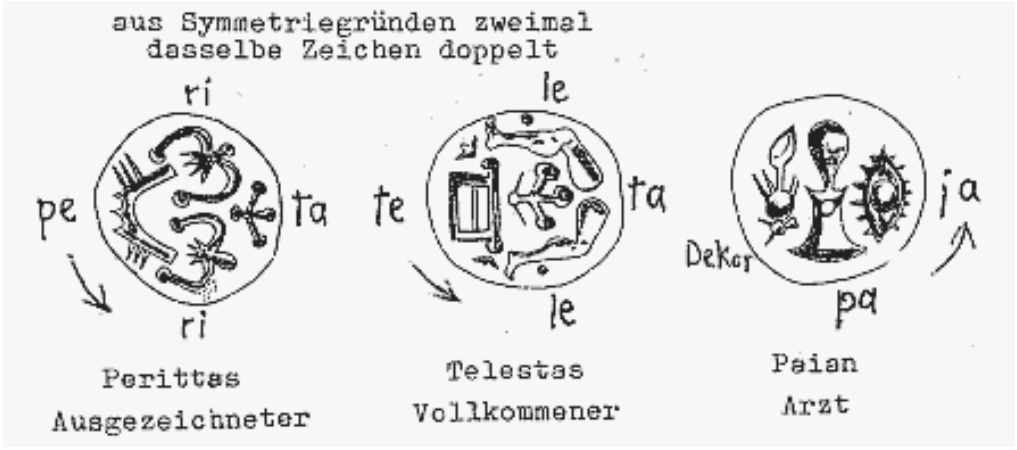
Dass sowohl die Siegelschrift als auch das Linear A trotz des jeweils geringen zur Verfügung stehenden Schriftmaterials (nämlich weniger als 10 % des Linear B-Schriftmaterials) entziffert werden konnten, ist u.a. der Tatsache zu verdanken, dass die Wörter beider Schriften zu 99 % aus Eigennamen bestehen (darunter beim Linear A über zwei Dutzend Ortsnamen). Wie aber gelang die Entzifferung? Ganz einfach: mit einer Methode, die sich die verschiedenen statistischen Eigenschaften der verschiedenen Silbenlautwerte und deren Zeichen auf intelligente Weise zunutze machte und außerdem bestimmte Wörter mit Silbenreduplikation zu Hilfe nahm. Diese Methode ist absolut idiotensicher, aber etwas zeitaufwändig. So erforderte die Entzifferung der Siegelschrift rund zwölftausend Arbeitsstunden und die Entzifferung des Linear A etwa ebenso viel.

Dreiseitiges Siegel des Socharis

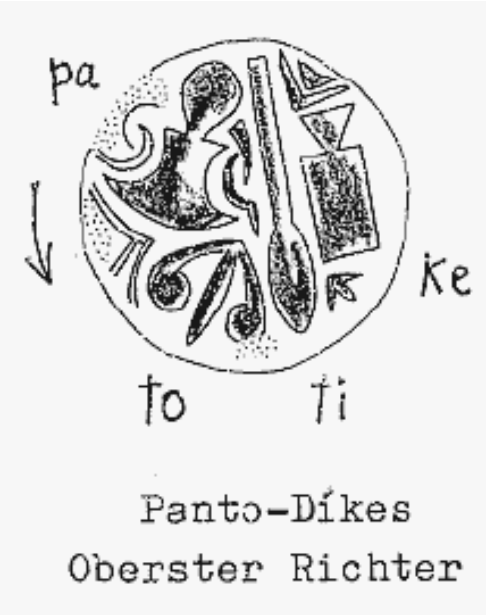




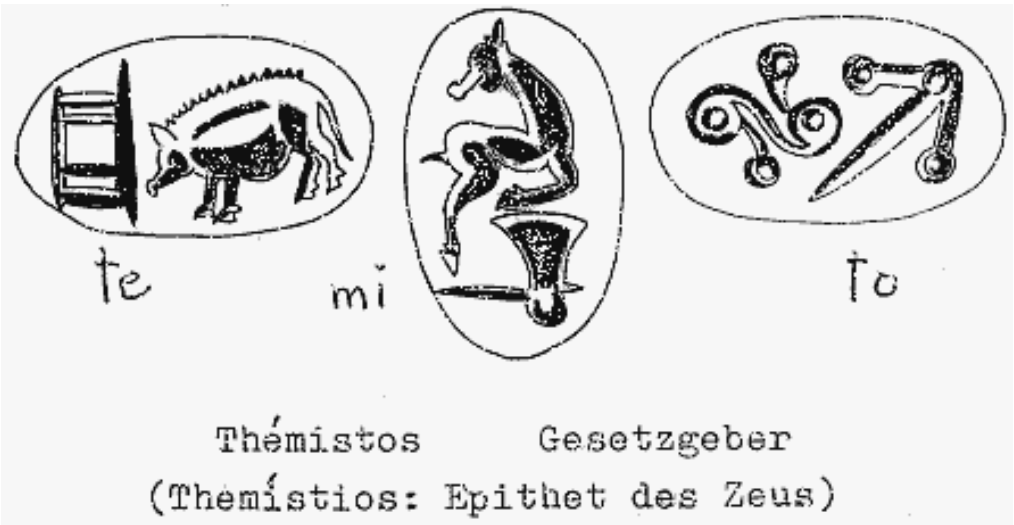




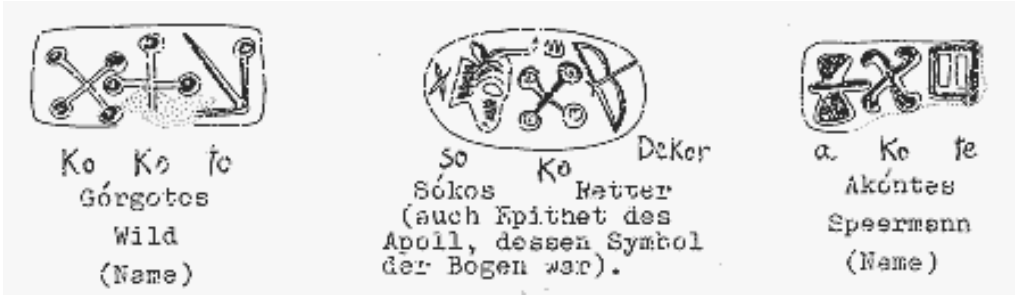
Die Entzifferung der minoischen Siegelschrift zwingt zu einer Korrektur des bisherigen, übrigens nie bewiesenen Geschichtsbildes. Nicht erst um -1500 - wie es immer heißt - kam das Griechische nach Kreta, sondern schon 600 Jahre früher! Vermutlich haben um -2100 kampfstarke, vom Festland kommende Verbände von griechisch Sprechenden in innerkretische Auseinandersetzungen eingegriffen, die Macht an sich gerissen und sich zu Herren der Insel aufgeschwungen. Dies würde zu den Aussagen der Archäologen passen, denen zufolge um -2100 eine Welle griechisch Sprechender Mittel- und Südgriechenland überflutet hat. Ein Teil dieser Eroberer könnte dann leicht nach Kreta übergesetzt, dort Stützpunkte errichtet und fortan die herrschende Schicht gebildet haben. Diese logische Schlussfolgerung ergibt sich aus dem Griechisch der Siegelinschriften, der darin genannten Titel und Oberklassenberufe sowie aus der Tatsache, dass nur die Mächtigen und Wohlhabenden sich die teuren Siegel leisten konnten.



Die Machtübernahme der griechisch Sprechenden dürfte auf ähnliche Weise erfolgt sein wie die Unterwerfung Oberitaliens durch die Kelten um -400 oder die Eroberung Englands durch die Angelsachsen um 450 bzw. durch die Normannen 1066. Dabei ist anzunehmen, dass die eingeborenen Kreter noch längere Zeit ihr eigenes Idiom gesprochen und das Griechische ihrer Herren erst allmählich übernommen haben.



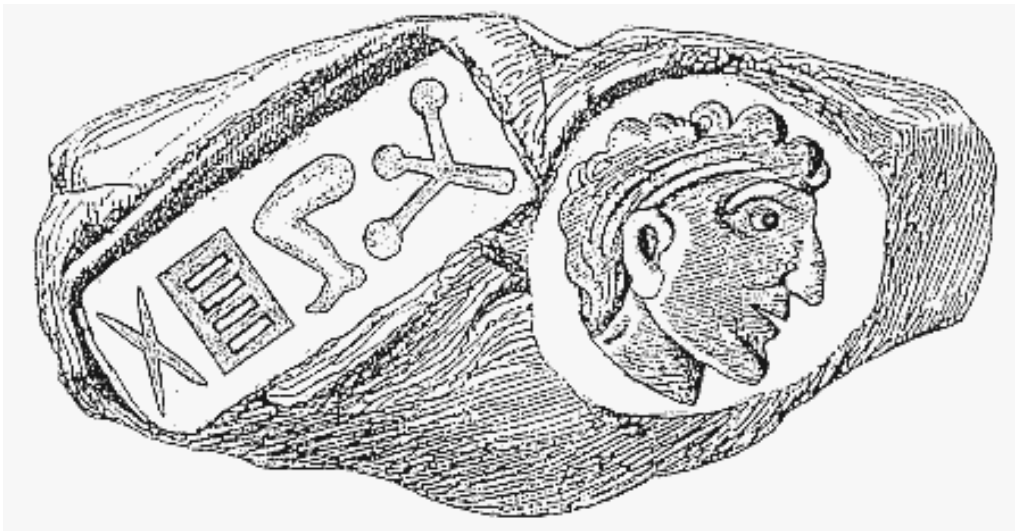
Dreiseitiges Prismensiegel



Siegel eines Sänger-Tänzers (molpastés)

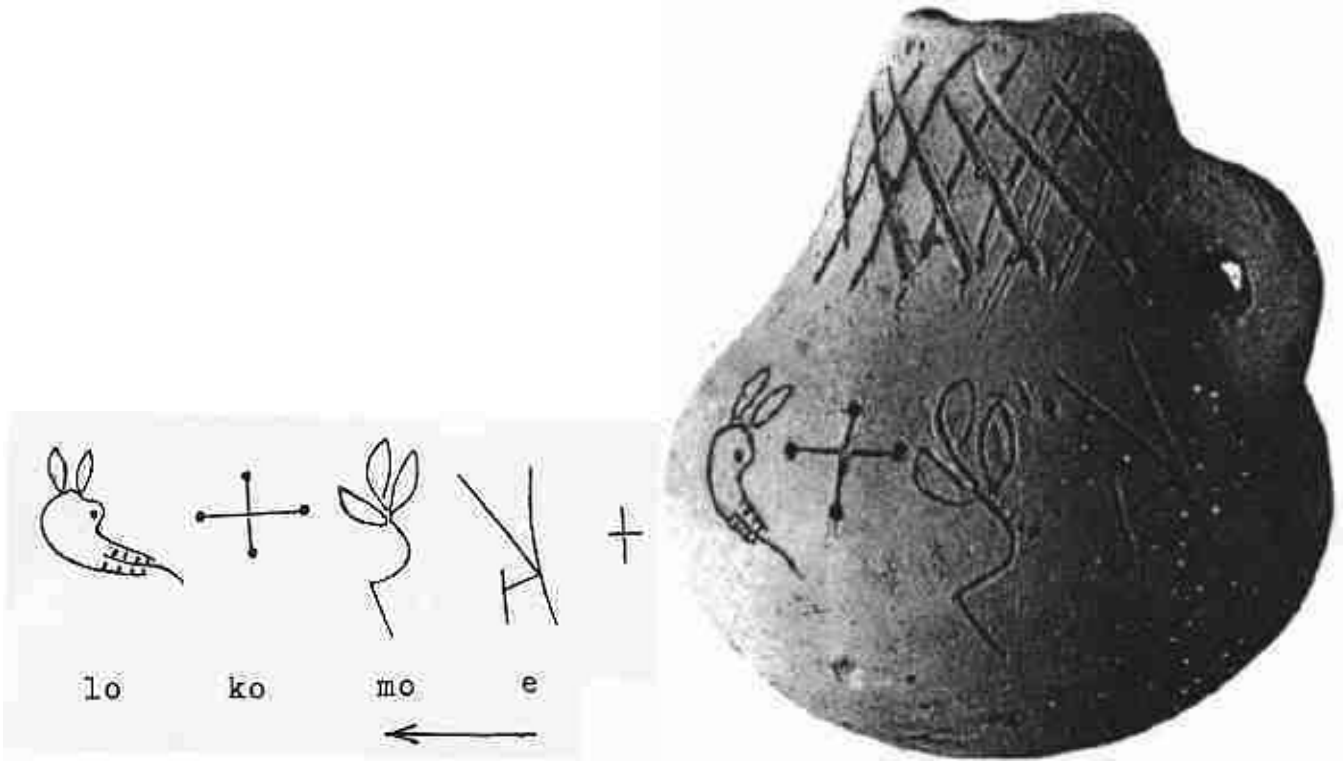
Siegelabdruck aus dem Palast von Knosos, 1900 von A. Evans gefunden. Er zeigt das Bild einer minoischen Führungspersönlichkeit mitsamt ihrem Titel in silbischer Siegelschrift (rechtsläufig mit kreuzförmiger Anfangsmarkierung).

te-le-ta = Telestas. Das ist griechisch und bedeutet sinngemäß „Exzellenz“. Te-le-ta erscheint mehrmals auch in der mykenischen Silbenschrift Linear B als Funktionärstitel. Im klassischen Griechenland war Telestas dann ein Männername. Das in einer Feuersbrunst rotverziegelte Tonfragment ist nur 3,5 Zentimeter lang und 1,4 Zentimeter breit. Bei der Entzifferung der Siegelschrift spielte dieser Siegelabdruck eine entscheidende Rolle.



Siegelabdruck aus dem Palast von Knosos, 1900 von A. Evans gefunden. Er zeigt das Bild einer minoischen Führungspersönlichkeit mitsamt ihrem Titel in silbischer Siegelschrift (rechtsläufig mit kreuzförmiger Anfangsmarkierung).
te-le-ta = Telestas. Das ist griechisch und bedeutet sinngemäß „Exzellenz“. Te-le-ta erscheint mehrmals auch in der mykenischen Silbenschrift Linear B als Funktionärstitel. Im klassischen Griechenland war Telestas dann ein Männername. Das in einer Feuersbrunst rotverziegelte Tonfragment ist nur 3,5 Zentimeter lang und 1,4 Zentimeter breit. Bei der Entzifferung der Siegelschrift spielte dieser Siegelabdruck eine entscheidende Rolle.

Trotz ihrer Kürze und ihrer beschränkten Zahl werfen die siegelschriftlichen Texte endlich etwas Licht in einen Abschnitt der minoischen Geschichte, von dem außer Mythen, Kunstwerken und Bauten praktisch nichts bekannt ist und gestatten einen authentischen Blick in die minoische Lebenswirklichkeit mit ihrer Gesellschaftsstruktur und sozialen Ordnung sowie ihren sprachlichen und dynastischen Verhältnissen.



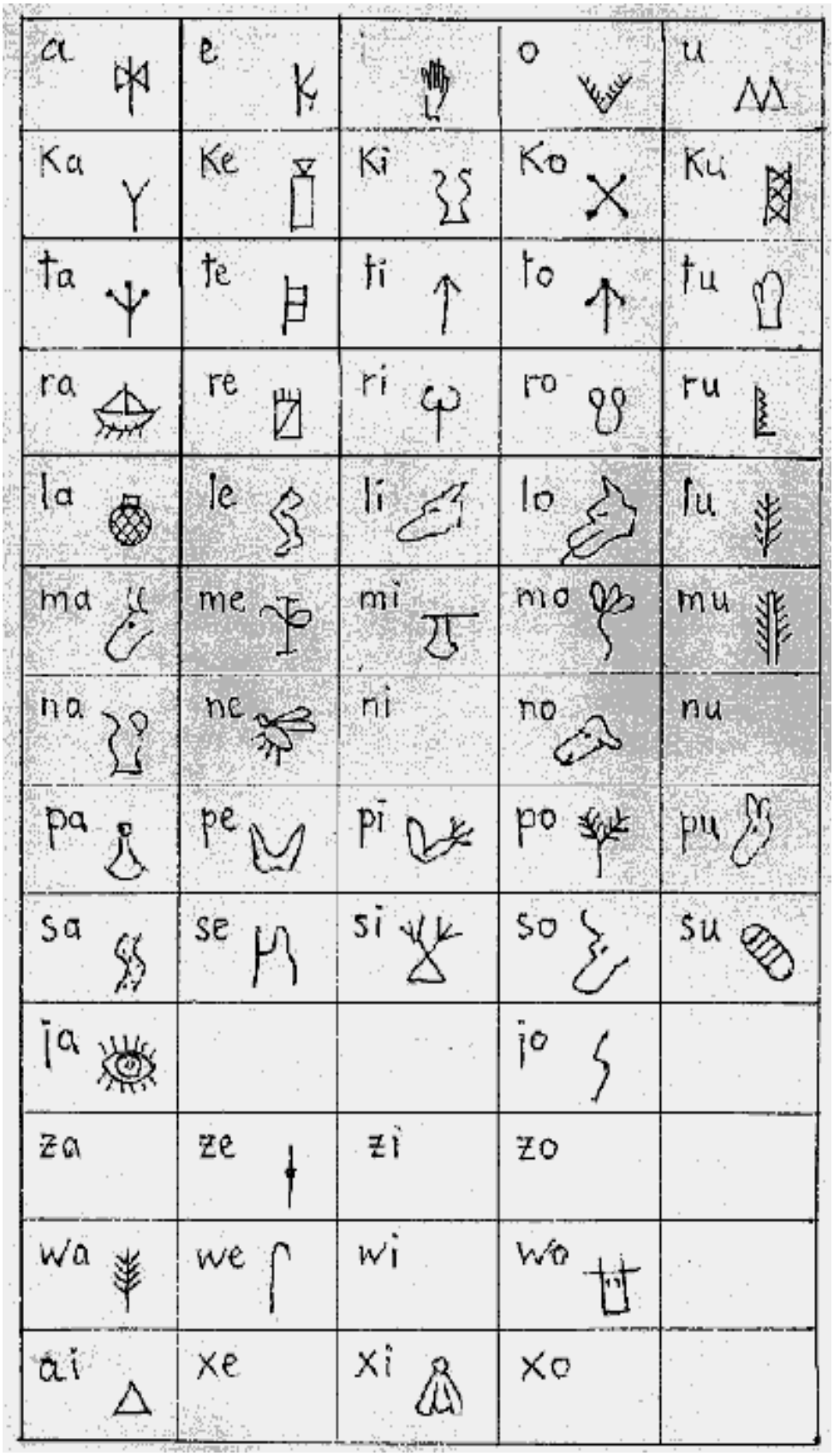
Hermokolos = Hermesdiener (d.h. schon die Minoer kannten den Hermes!). Das Krügchen fand man in Chrysolakkos, einem Begräbnisplatz beim Palast von Malia.

Interessenten teilt der Autor dieses Beitrags gern weitere Einzelheiten mit. Seine Anschrift ist:

Paul J. Muenzer

Erzgießereistr. 26/R, D-80535 München, Telefon: 089-5232749

Die Silbenlautwerte der Siegelschriftzeichen:



Uwe Topper

Bilder des Antichristen?

Museum für Islamische Kunst im Pergamon Museum, Stiftung Preuß. Kulturbesitz: „Islam in Kathedralen - Bilder des Antichristen in der christlichen Skulptur", Ausstellung mit 40 Fotos von Claudio Lange im Jahr 2003

Diese Ausstellung ist ein Meilenstein im Kampf gegen den Terrorismus. Der Besucherandrang am 3. 8. 2003 war dermaßen stark, dass man um Luft rang. Das hatte vermutlich nicht nur mit der Tatsache zu tun, dass an diesem Tag der Eintritt in die Berliner Museen frei war, sondern kann auf die ungewöhnliche Behauptung der Aussteller zurückzuführen sein: Der Antichrist war schon vor acht Jahrhunderten ein wichtiges Argument im Streit gegen die abweichenden Monotheisten.

Der erste große Wandtext spricht von den geistigen Vorgängen „in der damaligen elendigen Welt des Westchristentums" (in der Mitte des 11. Jh.), womit die Romanik gemeint sei. Das lässt aufwachen.

Die Stiftung Reemtsma, die schon einmal durch eine provokative These von sich Reden gemacht hat, nämlich durch die Aufdeckung der Kollektivschuld der deutschen Wehrmacht im letzten Krieg, hat durch ein dreijähriges Forschungsstipendium eine weitere Aufklärung gefördert: die durch Claudio Lange, Gabriele Bartz und Alfred Karnein erkannte Kollektivschuld der katholischen Kirche während der Kreuzzugszeit. Das kommt gerade zum rechten Zeitpunkt, denn heute, wo dem Islam eine ungeheuerliche Beschuldigung entgegengeschleudert wird, ist es angebracht, seitens des prestigeträchtigen Museums für Islamische Kunst in Berlin eine Gegenbeschuldigung aufzubauen, die den Sachverhalt klarstellt: die christliche Provokation der antiislamischen Kreuzzüge im Mittelalter.

Indem Lange die seltsamen und heute unverstandenen Figuren an vielen katholischen Kirchen jenes Baustils, der *„bisher als Romanik bezeichnet"* wurde, nun als *„antiislamische Massenmobilisierung"* erkennt und auch in diesem Sinne uns heute nahe bringt, stellt er den kirchlichen „Kriegspropagandaauftrag" bloß, der das christliche Glaubensvolk per Gehirnmassage (hier „message" genannt) kampfbereit machen soll, denn *„ein heiliger Krieg ist ein totaler Krieg"*. Diese Ausdrücke sind uns ja dermaßen vertraut, dass wir sie ohne Schwierigkeit ins Mittelalter zurückprojizieren können.

Wichtig ist dabei die Polarisierung, die Aneignung gegnerischen Glaubensgutes in Form von Beutegegenständen. Da gibt es nämlich die These der „trophäischen Aneignung", die so manche Interpretationsschwierigkeiten überwinden hilft. Über den schiefen Turm von Pisa schrieb Lange, er sei die trophäale Kopie eines Minaretts, das durch drangehängte christliche Glocken aus dem Gleichgewicht geriet.

Besiegter Turbanträger

Im ersten Saal sehen wir hoch an der Wand ein Foto von einem steingehauenen „Moslem" in Frómista in Palencia (11. Jh.), der die Grußgeste mit der linken Hand ausführt, also aus Propagandagründen von dem christlichen Bildhauer absichtlich verkehrt herum und damit in den Schmutz ziehend dargestellt sei.

Leider hat Lange nicht hingeschaut, denn der grüßende Mann legt tatsächlich die richtige, die rechte Hand aufs Herz. Der Direktor der Ausstellung hätte aber hinschauen müssen, denkt der Besucher. Auf solch eine Fehlsicht eine ganze Theorie aufzubauen, ist höchst gewagt. Darum wandte sich der Rezensent schriftlich an den Verantwortlichen, Herrn Prof. Dr. Haase, und erfuhr von diesem im Antwortbrief, dass *„leider das Bild wohl seitenverkehrt reproduziert und dass eben die Ausstellung nicht perfekt"* sei. Da Haase es aber unterließ, das Bild danach umzudrehen oder zumindest einen entsprechenden Hinweis auf das bedauerliche Versehen im Text anzubringen (eine Zeile würde reichen), wird es mit dieser Entschuldigung wohl doch nicht ganz stimmen. Wie sollte gerade dieses so überaus wichtige Foto als einziges von allen vierzig ausgestellten verkehrt herum abgezogen worden sein?

„Richtig sind Bild und Beschriftung daneben bei der Kirche von Cervatos ‚mit links', sodass die These nicht schlecht begründet ist", lautet Haases weiteres Argument. Dieses gegenüberhängende Bild zeigt aber keinen Mann mit Grußgeste! Der Mann hält eine neben ihm stehende Person im Arm untergehakt, so wie Ehepaare oft spazieren gehen, wobei der Mann den Arm anwinkelt, aber niemanden dabei begrüßen kann.

Mit diesen beiden Feststellungen bricht allerdings die Behauptung Langes zusammen, aber das nur in wissenschaftlicher Hinsicht, die den meisten Besuchern vernachlässigenswert erscheint. Außerdem hat Lange noch weitere Argumente vorzuweisen, die wir uns ebenfalls anschauen wollen.

Es ist dies der pornographische Aspekt jener Figuren, die einem prüderen Zeitalter sicher unangenehm sein müssen. Da sitzt im Gesims eine männliche Figur, ein *„nackter, beschnittener Bartreißer"* von St. Palais in Burgund, der durch sein Bartausraufen und sein übergroßes Glied den Islam verunglimpfen soll, was man an der beschnittenen Eichel erkennt. Wie auch an allen anderen Gestal-

Kragstein mit obszönem Paar

Gefangene Moslems

ten, die stets als „beschnitten“ beschrieben sind, fällt es einem Betrachter nicht leicht, diesen chirurgischen Eingriff zu erkennen, da das Glied einfach übergroß dargestellt und kaum von den beiden Testikeln unterscheidbar ist. Eher könnte man drei Kugeln als Sinnbild der Heiligen Dreieinigkeit darin erkennen, aber das wäre im 12. Jahrhundert vielleicht etwas verfrüht.

Nun ist ja die Verbindung von Beschneidung zum Islam keineswegs die einzige Erklärungsmöglichkeit, auch die orientalischen Christen, die Juden, viele Schwarzafrikaner und die Inder haben diese Sitte ausgeübt.

Woran sich gar mancher sofort erinnert fühlt: an erotische Darstellungen der Hindus, etwa wie an den Tempeln von Chadschurao, wo die Paare oft in ähnlichen Verrenkungen abgebildet sind. Hinzu käme, dass in Indien ebenfalls Beschnittene gezeigt werden, weshalb ein Rückgriff von den „romanischen“ Figuren auf Moslems nicht eindeutig ist. Da entsprechende islamisch-jüdische Figuren in der mittelalterlichen Kunst völlig fehlen, die Rückbezüge des Katholizismus auf den Hinduismus aber auch architektonisch augenfällig sind, möchte ich eher die Schiwa-Verehrer als Anreger vermuten.

Viele Besucher stimmen auch schmunzelnd in die Propagandalügen der Romaniker mit ein, die der Aussteller so deftig präsentiert: Super orientalische Erotik, wie man sie erzählerisch aus 1001-Nacht kennt oder von Scheich Nefzauis „Duftgarten“. Claudio Lange spart auch nicht mit Worten wie „Selbstbefriediger“, „Onanist“, „Wichser“, „penetrieren“ usw. und zeigt die geile Löwin besonders aufreizend und das verspielte Löwenpaar so, dass man erregt werden sollte. Die Gesten der Autofellatio sind dermaßen gut fotografiert, dass Jugendliche staunend davorstehen und Akrobatik üben, um sie sich einzuprägen; ein erotisches Bilderbuch zum Mitmachen. Unser Hass auf die Kirche ist also berechtigt, die uns diese schönen Dinge vorenthalten wollte, unsere Liebe zum Orient blüht auf. Jedenfalls ist die lustbetonte und lebensbejahende Erotik der romanischen Figuren nicht zu leugnen.

Die Löwen und die Weiber mit den Händen an den Brüsten sind islambezogen, sagt Lange, und das ist nachvollziehbar, denn direkt neben diesen Fotos stehen ja die islamischen Originalwerke. Da sehen wir ein Wasserbecken aus Ägypten, 13. Jh. (also wenig später), mit Kufi-Inschrift und zwei Löwenköpfen sowie zwei Frauen, die ihre Brüste mit Händen halten. Das könnten die Vorbilder der romanischen Bildhauer sein (wenn es nicht umgekehrt war).

Dadurch werden die Skulpturen zur „kreativen Kriegspropaganda“, schreibt Lange, denn der antiislamische Diskurs der romanischen Kathedralen will die Öffentlichkeit und den Markt erreichen. *„Das Prinzip funktioniert ganz einfach: ein nackter Musiker ist ein nichtchristlicher Musiker, ein nackter Fassträger ist ein nichtchristlicher Fassträger usw. Angemerkt sei, dass auch in der Literatur die christliche Auferstehung von Nichtchristen als ‚Erektion’ verspottet wurde (Christenwitze).“*

Deswegen *„wird das übliche kunsthistorische Gerede von einem arabischem Einfluss in der christlichen Kunst schnell suspekt, schließlich absurd. Die These der Einflüsse dient einer Verniedlichung des Abgrunds zwischen den Feinden.“*

Da wird eine Narrenkappe als Turban bezeichnet, wenn auch als „falscher Turban“; ein Weinfassträger wird zum islamischen Abstinenzler, und ein Mann, der sich die Ohren zuhält, zum Muezzin (islamischen Gebetsausrufer, der nämlich dabei die Hände an die Ohren hält, um den Schalltrichter zu vergrößern). Eine zitherspielende Frau wird zur Hure, und die islamische Musik allgemein verteufelt. Das Einhorn, Sinnbild der reinen Frömmigkeit und besonders der jungfräulichen Enthaltsamkeit im gesamten christlichen Mittelalter, wird durch die neue Interpretation zum „Selbstbefriediger“ und zum Schmähwort, bewiesen durch die Akten der Synode von Douci im Jahre 871 (also ein Jahr nach dem 4. Konzil von Konstantinopel), wo man demjenigen das Recht auf Gewalttat zugestand, der von jemand anderem als Einhorn bezeichnet wurde.

Kragstein mit einem Vorbeter (Muezzin)

Obszöne Löwendarstellung (St. Benoit)

Bilder des Antichristen?

Weiterer Kragstein mit der Darstellung eines obszönen Paares

Diese Synode habe immerhin schon mehrere Jahrhunderte vor den gezeigten Figuren stattgefunden, müsste also auch den französischen Gobelinwebern des 14./15. Jahrhunderts bekannt gewesen sein; die spielten demnach immer auf Onanie an. Nur das Relief, das Lange als Beweis präsentiert, gibt diesen Sinn nicht her: Ein Ritter kämpft gegen ein Einhorn, heißt es, und wenn auch nicht klar wird, wieso das auf Onanie hindeutet, muss zunächst festgestellt werden, dass das große Einhorn den Ritter anfällt und durchbohrt, während ein kleines Einhorn ihm an die Beine geht.

So steht die Ausstellung in wissenschaftlicher Hinsicht allein da, als künstlerische Anregung ist sie fragwürdig, aber in politischer Hinsicht um so signifikanter, wie der Direktor, Prof. Dr. Haase, auch während seiner Führung mehrfach betonte: Eigentlich erwarten wir, sagte er, dass die Ausstellung mit Handgranaten und Stinkbomben gestört wird, aber bisher ist leider nichts geschehen. Offenbar gibt es hier keine Islamisten.

Die Ausdrucksweise der Texte ist in höchstem Grade sexistisch, nämlich unflätig, in der Wortwahl den niedersten Schichten angeglichen; Wörter wie „Nutte“ oder „Wichser“ gehören normalerweise nicht zum Vokabular dieses Museums. Außerdem sind viele Begriffe rassistisch in einer nicht gut zu heißenden Weise, denn was verstehen Sie unter „negroid-mongolischen“ Gesichtszügen? Bildhübsche Mestizen oder verkorkste Rasse? So wird in wissenschaftlichen Ausdrücken dem gering vorgebildeten Betrachter etwas suggeriert, was er, der an die gediegenen Erkenntnisse des Pergamonmuseums gewohnt ist, ohne kritische Vorarbeit nicht verkraften kann. Er wird es hinnehmen müssen wie einen Virus, der sich unauffällig einnistet.

Jemand hätte pflichtbewusst gleich während des Vortrags dem Direktor Prof. Dr. Haase eine Warnung aussprechen können, dass rassistische und volksverhetzende Aussprüche dem deutschen Gesetz unterliegen, wenn jemand so geistesgegenwärtig einer solchen staatlichen Person gegenübergetreten wäre. Aber keiner der Zuhörer hatte dazu den Mut. Einige äußerten nur schüchtern sachliche Fragen zum Thema und waren sich dessen bewusst, dass sie mit diesen themakritischen Fragen die scharfe Provokation nicht berühren konnten. Es waren Arabischkenner und Fachleute für die Kunst des Mittelalters zugegen. Ein aufmerksamer Besucher sprach darum auch vom „Weltkrieg der Kulturen (nach Huntington)“, der hier prophylaktisch ausgetragen wird, um Deutschlands Status als Alliierter der westlichen Zivilisation herauszustreichen. Und damit dürfte diese Ausstellung einen wichtigen Beitrag zur Erziehung des Staatsbürgers leisten.

Weil dieser Auftrag gar zu offensichtlich ist, haben die Medien weitgehend diese Ausstellung übergangen, in der „zitty“ findet man nicht einmal einen Hinweis darauf, und selbst die städtischen Informationsquellen sind zunächst desinformiert. Eine Parallelausstellung über romanische Fresken aus Andorra im Kulturforum, wohl absichtlich als Gegenpol aufgebaut, zeigt themenfremd sogar islamische Kunstwerke, hier mit Hinweis auf ein friedliches Nebeneinander.

Nachzutragen wäre noch, dass es nicht nur traditionelle Deutungen der romanischen Skulpturen zuhauf gibt, sondern auch eine ganz andere, die diese Bilder in einen heidnischen Zusammenhang einordnet, soeben in Buchform erschienen:

Uwe Topper, „ZeitFälschung“ (Herbig-Verlag, München).

■

Fotos

Claudio Lange, www.islam-in-kathedralen.de.vu

Gernot L. Geise

Was geschah vor 12.000 Jahren?

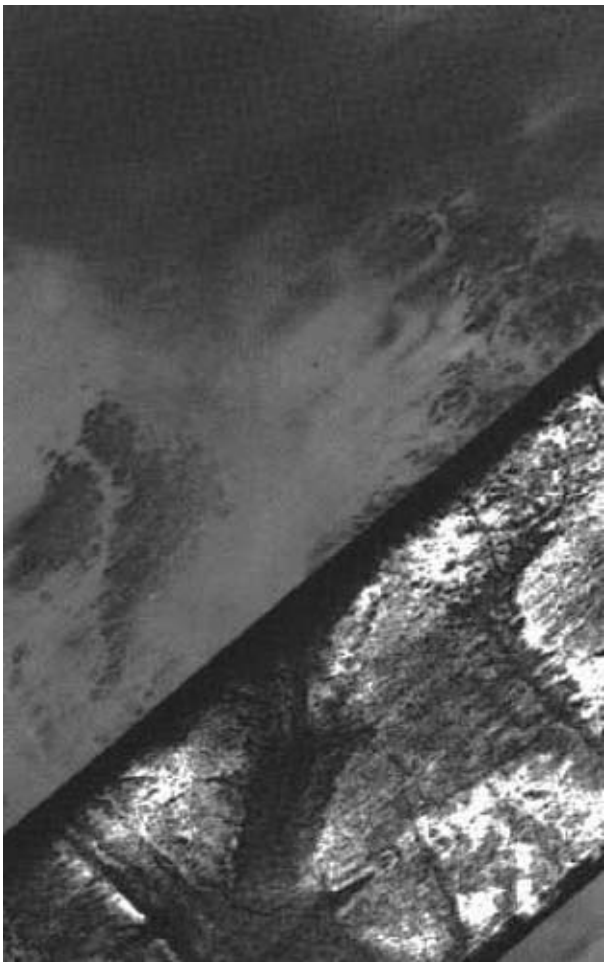
(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/2003)

Die Erdgeschichte weist eine ganze Reihe von größeren Katastrophen auf, die erst langsam von der Wissenschaft akzeptiert werden. Nicht nur die letzte Katastrophe um etwa 1300, die wohl mehr regional Europa betraf, und über die beispielsweise Uwe Topper schon viel recherchiert hat, ist für uns relevant. Schon vor rund 12.000 Jahren fand eine globale Großkatastrophe statt, die nicht nur das Antlitz der Erde völlig veränderte, sondern auch erstmals (!) die Bedingungen schuf, dass menschliches Leben in unserem heutigen Sinn auf der Erde entstehen konnte.

Was passierte vor rund zwölftausend Jahren (zehntausend Jahre vor der Zeitenwende) wirklich? In der Wissenschaft ist es heute unumstritten, dass zu jenem Zeitpunkt eine kataklysmische Katastrophe die Erde überfiel und die bis dahin herrschende Eiszeit beendete. Dabei ist natürlich allein die Vorstellung, vorher habe Eiszeit geherrscht, eine reine Annahme. Es wird gerade umgekehrt gewesen sein: Als Folge der Katastrophe erfolgte kurzzeitig eine Schneezeit, die bald darauf wieder abklang.
Unzählige Autoren verlegen den Untergang des legendären Atlantis ebenfalls in diesen Zeitraum - auch das ist nicht belegbar, sondern nur aufgrund weniger Hinweise rekonstruiert, also angenommen.
Neuere Forschungen wie beispielsweise Dr. Hans-Joachim Zillmer mit seiner Saurierthese (1) gehen davon aus, dass diese Riesenechsen bis in (erdgeschichtlich) jüngerer Zeit zeitgleich mit den Menschen zusammen lebten, was durch eine ganze Reihe von Relikten nachweisbar ist.
Strittig ist jedoch immer die Datierung, die nunmal, egal, welche Datierungsmethode man anwendet, nur annährende Werte ergibt, die zudem recht zweifelhaft sind, obwohl die Wissenschaft diese Werte anwendet (weil sie keine besseren Möglichkeiten der Datierung hat).

Betrachten wir, was die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten an Ergebnissen vorzuweisen hat, so tritt Ernüchterung ein: Keinerlei neue Erkenntnisse. Selbstverständlich wurden rund um die Welt von Archäologen aller Länder zahllose Ausgrabungen gemacht, es wurde von versteinerten Kochen bis zu Wohnsiedlungen, Straßen, „Kultorten“ usw. alles mögliche ausgegraben, archiviert. Doch man hat zeitlich alles in den seit Ende des 19. Jahrhunderts festgelegten Rahmen hineingepresst, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, ob dieser Rahmen heute noch „zeitgemäß“ ist.

In diese Lücke sprangen Außenseiter-Forscher wie beispielsweise Heribert Illig, Gunnar Heinsohn, Uwe Topper oder Hans-Joachim Zillmer, um nur einige zu nennen, die das vorgegebene Zeitgerüst heftig in Frage stellen und teilweise auch neue Modelle anbieten.



Ein Radarbild der Sahara zeigt ausgedehnte ehemalige Flussläufe unter den Sandmassen (NASA)

Doch die Wissenschaft reagiert auf solche Aktivitäten ablehnend, denn (am offensichtlichsten erkennbar in der Ägyptologie) „woher wollen diese Laien das denn wissen, sie haben es ja nicht studiert!“. Mit solchen Killer-Phrasen wird den Außenseiter-Forschern ihre Fähigkeit zum eigenständigen Denken direkt abgesprochen. Dr. Horst Friedrich hatte sich schon vor rund zehn Jahren über diese Art der schulwissenschaftlichen Ignoranz aufgeregt, bis heute hat sich jedoch nichts daran geändert. Die einmal aufgestellten Dogmen sind als Tatsachen festgeschrieben und dürfen nicht in Zweifel gezogen werden, auch wenn sich immer mehr Widersprüche auftun.

Nun hat sich ein weiterer Außenseiter-Forscher des Themas um die große Katastrophe vor rund zwölftausend Jahren angenommen. Peter Brüchmann (2) ist Diplom-Ingenieur und kommt aus der Luftfahrt. Bei unzähligen Langstreckenflügen über die Welt hatte er genügend Zeit, die verschiedensten Landschaften von oben zu betrachten. Dabei fiel ihm auf, dass insbesondere alle Berg- und Gebirgsgegenden den Eindruck erwecken, als seien große Wassermassen über sie geflossen. Und noch mehr: Dieses Ereignis kann noch gar nicht so lange zurück liegen, denn sonst hätte die zwangsläufig einsetzende Erosion diese Spuren schon längst mehr oder weniger verwischt.

Auch die riesigen Sandflächen der Erde - bekannt als Wüsten - gaben ihm zu denken, zumal ihr Alter verschiedentlich ebenfalls auf rund zwölftausend Jahre datiert wird, wobei ein Zusammenhang zu der Globalkatastrophe vorhanden sein könnte. Auf Radaraufnahmen von Satelliten erkennt man beispielsweise noch deutlich Flussläufe unter dem Wüstensand der Sahara. Brüchmann besorgte sich Sandproben von den unterschiedlichsten Wüstengegenden und verglich sie, wobei er feststellte, dass die Sandkörner identisch sind, obwohl das aufgrund der unterschiedlichen Gesteinsmaterialien recht unwahrscheinlich sein müsste, wenn der Sand sich daraus durch Erosion gebildet haben soll. Hinzu kommt, dass die Sandkörner merkwürdigerweise keine Erosionserscheinungen zeigen. Das heißt, es gibt keinen Sand, der zu Staub zerrieben wurde, was - legt man jahrmillionenlange Erosion zugrunde - unmöglich sein muss.

Brüchmann betrachtete die vorgefundenen Tatsachen nun mit den Augen des Luftfahrt-Ingenieurs, der in seiner Arbeit mit täglichen Wettermeldungen zu tun hat, und kam zu erstaunlichen Ergebnissen.
Um das Ergebnis vorweg zu nehmen: Vor rund zwölftausend Jahren muss eine Hitech-Zivilisation auf der Erde ein Terraforming-Projekt durchgeführt haben, um die Erde für eine Besiedlung durch den Menschen vorzubereiten! Brüchmann vermeidet es jedoch, sich in Spekulationen zu ergehen, ob dies irgendwelche Außerirdischen oder eine Vorzivilisation war, woher sie kamen und wohin sie gingen. Er beschränkt sich darauf, die sichtbaren Folgen aufzulisten und zu zeigen, was wie und warum entsteht bzw. entstand.

Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, dass eine solche These nicht in die vorgegebenen wissenschaftlichen Dogmen passt und demgemäß leider wohl auch kaum diskutiert werden wird.
Nach Brüchmann muss die Erde bis zu besagtem Zeitpunkt ein ganz anderes Gesicht besessen haben, als wir sie heute kennen. Die Welt war ringsum eben, ohne Gebirge, ohne Jahreszeiten, ohne Wetter, mit einem weitaus höheren Luftdruck als heute und mit gleichmäßigen Temperaturen bis zu den Polen, aufgrund der einstmals senkrecht stehenden Erdachse und dem fehlenden Mond.

Diese optimalen Treibhausbedingungen ermöglichten es der Tier- und Pflanzenwelt, eine für heutige Verhältnisse unvorstellbar große Menge an Lebewesen aller Gattungen hervorzubringen. Die heutigen riesigen Erdölfelder rund um die Erde belegen die quantitativ enorme Menge an ehemals vorhandenem „Biomaterial“. Auch für Saurier dürfte es damals auf der Erde recht eng geworden sein.

Dabei darf man sich die Erdoberfläche nicht so vorstellen, wie sie heute aussieht. Sie dürfte überwiegend aus einer gleichmäßigen Verteilung von flachen Festlandssockeln, umgeben von ebenso flachen Meeren, bestanden haben, wobei das Festland aus ausgedehnten gleichmäßigen Sumpflandschaften bestand, aus denen sich nur vereinzelt einige Vulkane erhoben, und die von vielen kleinen und größeren seichten Seen unterbrochen waren. Die immer noch vertretene These vom sogenannten Urkontinent Pangäa, von dem sich im Laufe von Jahrmillionen die einzelnen Kontinente abgetrennt und dann weggedriftet wären, kann man getrost vergessen. Ein solcher Superkontinent ist weder geophysikalisch noch ingenieurwissenschaftlich vertretbar, denn bei der Bildung der Erde ist mit einer gleichmäßigen Masseverteilung zu rechnen.

In den seit den Tagen der Katastrophe trockenliegenden Landschaften der Wüsten wurden die Erhebungen genau so markant zerspült, wie die beispielhaft abgebildete Hadramaut-Region im Süden Arabiens. Aus über 16 km Höhe sind die unzähligen, sich einst zu einem gewaltigen Flussbett vereinigenden Verästelungen optimal zu beobachten. An Stelle der damaligen Fluten füllt heute der Sand aus dem nuklearen Ereignis die noch unverändert daliegenden Wasserläufe. (Brüchmann: Warum die Dinosaurier starben)

Damit erklärt sich von selbst, warum verschiedene Saurierarten überall auf der Welt, von Pol zu Pol,

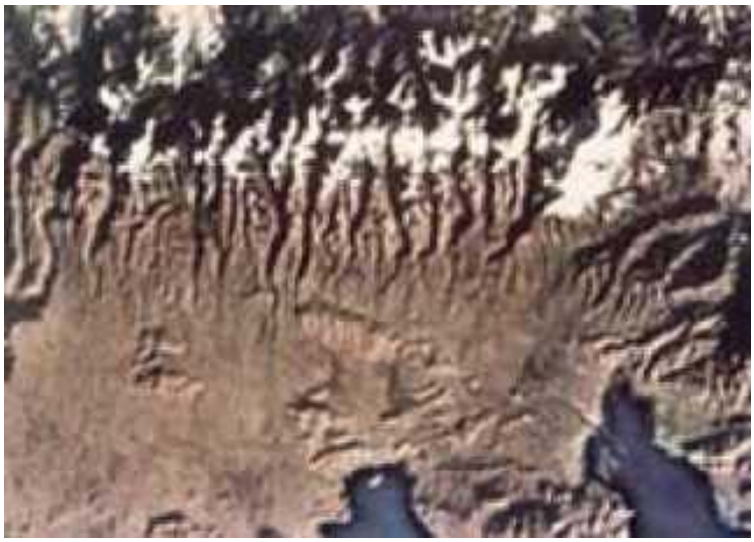
vertreten waren, denn hätten damals schon feste Kontinente und tiefe Ozeane wie heute bestanden, hätten diese Lebewesen wohl kaum jeden Kontinent erreicht haben können. Hierzu streitet man in der Wissenschaft immer noch, welche Landbrücken eventuell welchen Kontinent verbunden habe, um damit angebliche Saurier-Wanderungen erklären zu können.

Diese weltumspannende seichte Wasser- bzw. Sumpflandschaft ist es auch, die das Riesenwachstum der Saurier begünstigte, denn diese Riesentiere bewegten sich keinesfalls majestätisch elegant an Land, wie es in den jüngsten computeranimierten Filmen gezeigt wird. Sie wären unter ihrem tonnenschweren Gewicht schlicht und einfach zusammengebrochen. Sie können nur mehr oder weniger amphibische Reptilien gewesen sein, denn wenn der Körper sich im Wasser befindet, stellt die Körpergröße kein Problem mehr dar, wie man beispielsweise an den Walen erkennen kann.

Die weitaus dichtere Lufthülle erzeugte einen globalen meteorologischen Hochdruck, der für die gleichmäßigen globalen Temperaturen mitverantwortlich war, denn es weiß jeder aus Erfahrung, dass ein Hochdruckgebiet keine Wolken und damit keinen Regen produziert. Es kann deshalb damals kein Wetter, keine Wolken gegeben haben (und damit auch kaum Flüsse, die abgeregnetes Wasser zurück in die Meere befördern konnte), gleichmäßige subtropisch heiße Temperaturen von Pol zu Pol. Das wird u. a. durch Korallenfunde belegt, die sich in den Polregionen befinden, wobei bekannt ist, dass Korallen ausgesprochen empfindlich auf Temperaturschwankungen reagieren.
Unter diesen irdischen Gegebenheiten war es schlicht unmöglich, menschliche Besiedlungen irgendwelcher Art durchführen zu können.

Brüchmann entwirft ein Szenarium, wie die Terraformierung der Erde vor sich gegangen sein könnte: Zunächst wurde der Mond auf die irdische Umlaufbahn um die Sonne in die Nähe der Erde gebracht, wo er durch das irdische Gravitationsfeld fixiert werden konnte. Allein dessen Kräfte erzeugten nun Ebbe und Flut auf der Erde, was es vorher nicht gab.
Auch Brüchmann ist sich dessen bewusst, dass es kein Kinderspiel ist, einen Himmelskörper von der Größe des Mondes zu bewegen. Er vertritt die Meinung, dass das durch gezielte Atomexplosionen auf der Mondoberfläche gemacht wurde, denn die Zerkraterung des Mondes lässt darauf schließen, dass dieser Vorgang erst vor einer relativ kurzen Zeit stattfand. Hinzu kommt, dass es höchst unwahrscheinlich ist, dass der Mond ausgerechnet auf der Seite, die der Erde zugewandt ist, so viele Einschläge erhalten hat, wenn er schon immer ein Trabant der Erde gewesen sein soll, denn aus dieser Richtung einfliegende kosmische Trümmerstücke wären von dem wesentlich stärkeren Gravitationsfeld der Erde abgefangen worden, bevor sie den Mond erreicht hätten.

In der Wissenschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr die These durchgesetzt, dass der Mond sich aus der Erde gebildet habe. Man konstruiert dazu Szenarien, dass ein etwa planetengroßer Himmelskörper mit der Erde zusammengestoßen sei, wobei das Material, das später unseren Mond bildete, aus der Erde herausgeschlagen worden sei. Dass diese Vorstellungen barer Unsinn ist, habe ich schon in meinem Buch „Der Mond ist ganz anders“ (3) dargelegt. Bei diesem Thema berufen sich die Wissenschaftler jedoch auf Gesteinsproben vom Mond, die von den APOLLO-Astronauten mitgebracht wurden. Hier haben wir ein schönes Beispiel, welche Ausmaße ein vorgetäuschtes Ereignis annehmen kann, denn das Gestein, das angeblich vom Mond mitgebracht worden ist, stammt aus den NASA-Labors und ist auf der Erde hergestellt worden (4). Das hat man natürlich den untersuchenden Instituten nicht mitgeteilt (man will ja bis heute den Schein wahren). Die untersuchenden Wissenschaftler wunderten sich zwar, dass sich das angebliche Mondgestein kaum von irdischem unterscheidet und teilweise sogar identisch ist.



Ein Blick auf einen in den höchsten Lagen schneebedeckten Höhenzug der Anden beim Titicaca-See. Die vom Wasser ausgespülten zahlreichen Kerbtäler und das davor liegende Flachland lassen sehr schön die zwangsläufige Entstehung von Schwemmland-Ebenen erkennen, die sich in diesem Beispiel bis zum See erstrecken. (Brüchmann: Warum die Dinosaurier starben)

Aufgrund dessen wurde die bis dahin durchaus korrekte favorisierte These, der Mond sei einst vom Schwerefeld der Erde eingefangen worden, zugunsten der anderen These aufgegeben.
Betrachtet man die Umlaufbahn des Mondes um die Sonne relativ zur Erdumlaufbahn - beide bewegen sich auf der gleichen Bahn um die Sonne -, so bleibt nur die Einfangthese übrig, denn der Mond bewegt sich durchaus nicht auf einer stabilen Bahn. Er driftet ständig nach außen und will seine Bahn verlassen, woraufhin er durch das Schwerefeld der Erde wieder zurück geholt wird. Wäre der Mond durch eine Planetenkollision entstanden, würde er sich auf einer ganz anderen Bahn bewegen und die Erde tatsächlich umkreisen, was er jedoch bis heute nicht tut.

Wo auch immer unser Mond seinen Ursprungsplatz einst hatte, er wurde (nach Brüchmann künstlich) auf die irdische Sonnenumlaufbahn in die Nähe der Erde gelenkt und dort verankert.
Damit hat man jedoch noch keinen Planeten terraformiert. Der Planet musste trockene Kontinente zum Besiedeln erhalten, und das Problem der übermächtigen Saurierherden musste gelöst werden.
Dies erreichte man durch eine spontane, schlagartige Absenkung des Luftdruckes. Der Luftdruck und seine Auswirkungen werden merkwürdigerweise bisher völlig ignoriert. Die Wissenschaft geht davon aus, dass der irdische Luftdruck immer relativ konstant war, obwohl jeder täglich beobachten kann, wie sich die Änderung von einem Hochdruck- in ein Tiefdruckgebiet zum Teil katastrophal auf unser Wetter auswirken kann! Und diese täglichen Änderungen sind nur relativ minimal, verglichen mit dem, was vor zwölftausend Jahren passiert sein muss.
Und hier kommen die ausgedehnten Wüstengegenden ins Spiel, denn nach Brüchmann sind sie der direkte Beweis und das Ergebnis von auf der Erde gezielt gezündeten atomaren Kernexplosionen.

Aus dem Explosionszentrum werden nach allen Seiten freie Elektronen abgestrahlt, die spontan von den umgebenden Stickstoffatomen der Luft ‚eingefangen' werden. Die zusätzlichen Elektronen werden derart in die Elektronenschalen der Stickstoffatome eingebaut, dass sich ein (im Periodischen System der Elemente benachbartes) anderes chemisches Element bildet: Es entsteht Silicium. Bekanntlich besteht die irdische Lufthülle aus einem Gasgemisch, das besonders in Bodennähe mit Ausnahme des Gehalts an Feuchtigkeit weitgehend konstant ist. [...] *Sie ... besteht in dieser ‚unteren' Schicht aus 78,09 Vol. % Stickstoff und 20,95 Vol. % Sauerstoff sowie Argon- und Kohlendioxidanteilen.* […] *Entscheidend ist der Sauerstoffanteil, der sich im gleichen Moment, in dem sich das Silicium bildet, mit diesem chemisch verbindet. Es entsteht Siliciumoxid als Verbrennungsprodukt des Siliciums. Siliciumoxid aber ist nichts anderes als Sand!"* (2, S. 69)

Durch die Explosionskraft der parallel zeitgleich gezündeten Kernreaktionen, die unsere heutigen Atombomben-Explosionen in ihrer Auswirkung weit übertroffen haben müssen, wurde auch ein Teil der

Atmosphäre ins All geblasen. Das Ergebnis war eine spontane Luftdruckabsenkung, die überwiegend zum sofortigen Tod aller (größeren) Lebewesen wie der Saurier führte. Als Luftfahrt-Ingenieur weiß Brüchmann, dass sich in einem Flugzeug, das in zehntausend Metern Höhe fliegt, ein spontaner Luftdruck-Abfall für die Passagiere katastrophal auswirken kann. Es fallen dann zwar automatisch die Sauerstoffmasken aus den Behältern über den Sitzen, doch sie nützen nicht viel, wenn der Pilot nicht sofort einen Sinkflug einleitet. In einem Luftdruck, wie er in zehntausend Metern Höhe herrscht, würde das Blut sofort zu kochen anfangen, was kein Passagier überleben würde. Und ganz ähnlich muss sich ein globaler Druckabfall auf die irdischen Tiere ausgewirkt haben.

Parallel zu dieser Luftdruck-Reduzierung, mit dem Verschieben der Erdachse, entstand ein Phänomen, das es bisher nicht gab, und das uns heute erst das Leben auf der Erde ermöglicht: das Wetter und erstmals in der Erdgeschichte Jahreszeiten. Durch die Absenkung des Luftdruckes wurden quasi schlagartig gigantische Wassermassen in die Atmosphäre gesogen.

Eine globale Luftdruckabsenkung bewirkt jedoch noch mehr: Die relativ dünne Erdkruste brach auf, Magmamassen ergossen sich aus den Rissstellen. Die versteinerten Spuren ziellos flüchtender Saurier, die heute beispielsweise in Amerika freigelegt werden, lassen sich auf diese Weise erklären, denn das Gestein muss noch weich gewesen sein, als diese Tiere in panischer Angst darüber hinweg rannten, bevor es aushärtete. Vulkane wurden aktiv, die Erde faltete sich hoch und bildete das, was wir heute Gebirge nennen. Doch was für uns riesige Gebirgsketten sind, sind im Vergleich zur Größe der Erde nichts weiter als leichte Runzeln, was aus der Luft oder aus dem Weltraum sehr gut erkennbar ist.

Die schlagartige Wasseraufnahme durch die Atmosphäre legte global große Landflächen trocken, die vorher mehr oder weniger eine Sumpflandschaft oder flache Meere waren.
Der Himmel verdunkelte sich durch die gigantischen Wassermassen, die nun in der Luft enthalten waren, wodurch es zu einer globalen Temperaturabsenkung kam. Dadurch wiederum wurden sintflutartige Regenfälle in einem Ausmaß ausgelöst, wie sie uns heute unvorstellbar sind. Gigantische Mengen Wasser müssen herunter geprasselt sein, die in die frisch gebildeten Gebirge mit teilweise noch weichem Gestein tiefe Einschnitte spülten. Die Fließspuren lassen sich selbst auf den höchsten Gebirgen erkennen, am besten aus der Luft. Die Fließspuren sind so stark ausgeprägt, dass sie keinesfalls durch kleinere Rinnsäle im Laufe von Jahrmillionen erzeugt werden können.

Die gewaltigen, erstarrten Fährten von zahlreichen Dinosauriern wurden an einer fast senkrechten Felswand in den Cordilleren entdeckt. Die Spuren sind keineswegs „versteinert“, wie offiziell erklärt wird, sondern sie härteten in allerkürzester Zeit an der freien Luft aus. Der im Zusammenhang mit dem Katastrophenverlauf zu verstehende Vorgang ist mit dem Erhärten von Schnellbinder-Zement zu vergleichen. Die Hebung der Felswand erfolgte, als das Eruptionsmaterial gerade erstarrt war, also nahezu zeitgleich. (Brüchmann: Warum die Dinosaurier starben)

Bis sich die Erde den neuen Bedingungen angepasst und einigermaßen beruhigt hatte, dürften ein bis

zwei Jahrtausende vergangen sein. Und dann kommt ein Phänomen ins Bild, für das wiederum kaum eine Erklärung gibt: Innerhalb relativ kurzer Zeit bildete sich auf der Erde ohne Vorläuferpflanzen eine neue Flora aus, mit Pflanzensorten, die es vorher nicht gab, während die vor der Katastrophe lebenden Pflanzen fast alle ausgestorben waren. Parallel dazu erschienen auf der Erde Tierarten, die es ebenfalls vor der Katastrophe nicht gab. Woher kamen sie? Wurde die Erde gezielt vorbereitet und dann bepflanzt?

Das sind einige der Punkte, weshalb Brüchmann die These vertritt, dass die Erde von einer Hochtechnologie-Macht ganz bewusst terraformiert worden sein muss. Ist es nicht seltsam, dass alle alten Kulturen, die man bisher ausgrub, etwa im selben Entstehungszeitraum entstanden und - dafür gibt es ebenfalls keine Erklärung - wie aus dem Nichts, ohne Vorläuferkulturen, aber mit perfekt entwickelter Kultur und Schrift, etwa vor sechstausend Jahren entstanden? Das „riecht“ gewaltig nach planmäßiger Besiedlung, zumal die Überlieferungen dieser Kulturen (soweit vorhanden) ausnahmslos alle von „göttlichen“ Wesen reden, die hilfreich zur Seite standen und den damaligen Menschen allerlei Wissen und Fähigkeiten vermittelten.
Eine Zivilisation, welche die technischen Möglichkeiten besitzt, planetengroße Monde (unseren) zielgenau zu bewegen, die einen u. a. durch Saurier überbevölkerten Planeten mit zu hohem Luftdruck in einen für Menschen geeigneten Siedlungsplaneten mit gemäßigten Temperaturen, Wetter und Jahreszeiten umwandeln können, kann, sofern sie sich auf unserer Erde befand, eigentlich nicht spurlos verschwunden sein. Handelte es sich also um ein interstellar agierendes Terraformierungs-Kommando, das von Sonnensystem zu Sonnensystem unterwegs ist? Dann müssen diese Menschen (denn um Menschen handelte es sich offensichtlich) das Zeit-Problem gelöst haben, um einen Prozess, der sich über hunderte oder tausende Jahre erstreckt, überwachen zu können. Wie heißt es in der Bibel? „Tausend Jahre sind für mich wie ein Tag“, sprach „Gott“.

Brüchmann vertritt die Meinung, dass die Terraformierung eines Planeten auf die „harte“ Tour durch den Einsatz von Kernwaffen auch für eine Hitech-Zivilisation ein gewagtes Unternehmen sein muss, das nicht zwangsläufig zum Erfolg führen muss. In diese Überlegung bezieht er auch unseren Nachbarplaneten Mars und den Asteroidengürtel mit ein, die als Kandidaten für eine Terraformierung ebenso geeignet gewesen seien wie die Erde.
Dass das, was wir heute vom Mars sehen, mit einiger Wahrscheinlichkeit durch einen planetenweiten Einsatz von Atomwaffen hervorgerufen sein könnte, habe ich schon in meinem Buch „Planet Mars“ (5) dargelegt. Allerdings legte ich eine kriegerische Auseinandersetzung für die Zerstörungen zugrunde.

Der Asteroiden- oder besser Planetoidengürtel ist ein Trümmerring, der sich auf einer Umlaufbahn zwischen Mars und Jupiter um die Sonne bewegt. Die Astronomen vertreten auch heute noch die Meinung, dass die Masse der dort kreisenden Planetoiden keinesfalls ausreiche, um einen Planeten bilden zu können. Dabei wird jedoch außer Acht gelassen, dass bei einer Zerstörung des ehemaligen Planeten die meisten Bruchstücke in der Unendlichkeit des Alls verschwunden sein müssen, weiterhin die meisten Monde unseres Sonnensystems aus eingefangenen Bruchstücken dieses Planeten bestehen dürften, einschließlich des auf einer exzentrischen Bahn die Sonne umlaufenden Mini-Planeten Pluto mit seinem Mond Charon.

Brüchmann stellt nun die These auf, dass dieser ehemalige Planet wohl das erste Versuchsobjekt der Terraformierer gewesen sein könnte, der jedoch unter der zu hoch angesetzten Explosionskraft zerbarst.

Eine Dinosaurier-Spur aus New Mexico (GLG-Archiv)

Das zweite Versuchsobjekt sei der Mars gewesen, doch auch hier habe die Ladung nicht gestimmt. Der Planet ist zwar nicht zerborsten, hat jedoch den größten Teil seiner Atmosphäre verloren, und damit das darin befindliche Wasser. Bei dieser Aktion - dem Kernwaffeneinsatz zur Korrigierung der Atmosphäre - kommt es ganz offensichtlich auf eine genaueste Dosierung an, um den gewünschten Erfolg zu erreichen. Beim Mars löste die Überdosierung einen planetaren Atmosphärenbrand aus, eine Kettenreaktion, aufgrund dessen dort alles Leben vernichtet wurde. Nicht umsonst besteht die Marsatmosphäre heute noch zu rund 95 % aus Kohlendioxid, einem Gas, das durch Verbrennung entsteht. Andererseits ist in der Mars-Atmosphäre kein Sauerstoff (mehr) enthalten, was ebenso für einen planetaren Großbrand spricht. Und nicht zuletzt strahlt die Marsoberfläche auch heute noch radioaktiv. Mit der Zündung der Kernwaffen muss die Marsatmosphäre in einem gigantischen Feuerorkan aufgeflammt und vergangen sein, wobei durch die Explosionskraft die überwiegende Menge der Atmosphäre ins All geblasen wurde. Und was blieb übrig? Ein zerkraterter Planet, der mit Sand (!) bedeckt ist.

Die höchsten Erhebungen weisen die stärksten Zerklüftungen auf, weil die ablaufenden Wassermengen besonders lange Wege zurücklegen mussten. Die direkte Draufsicht z. B. auf den Himalaya, die Alpen, die Pyrenäen oder die Anden aus der Höhe des Satelliten-Orbits vermittelt den Eindruck von Gehirnwindungen. Je niedriger ein Gebirge ist, desto geringer hat sich die Zerklüftung ausgewirkt, ist aber grundsätzlich, mehr oder weniger ausgeprägt, in jedem Gebirge der Erde bis hinab zum „unbedeutenden" Höhenzug vorhanden. (Brüchmann: Warum die Dinosaurier starben)

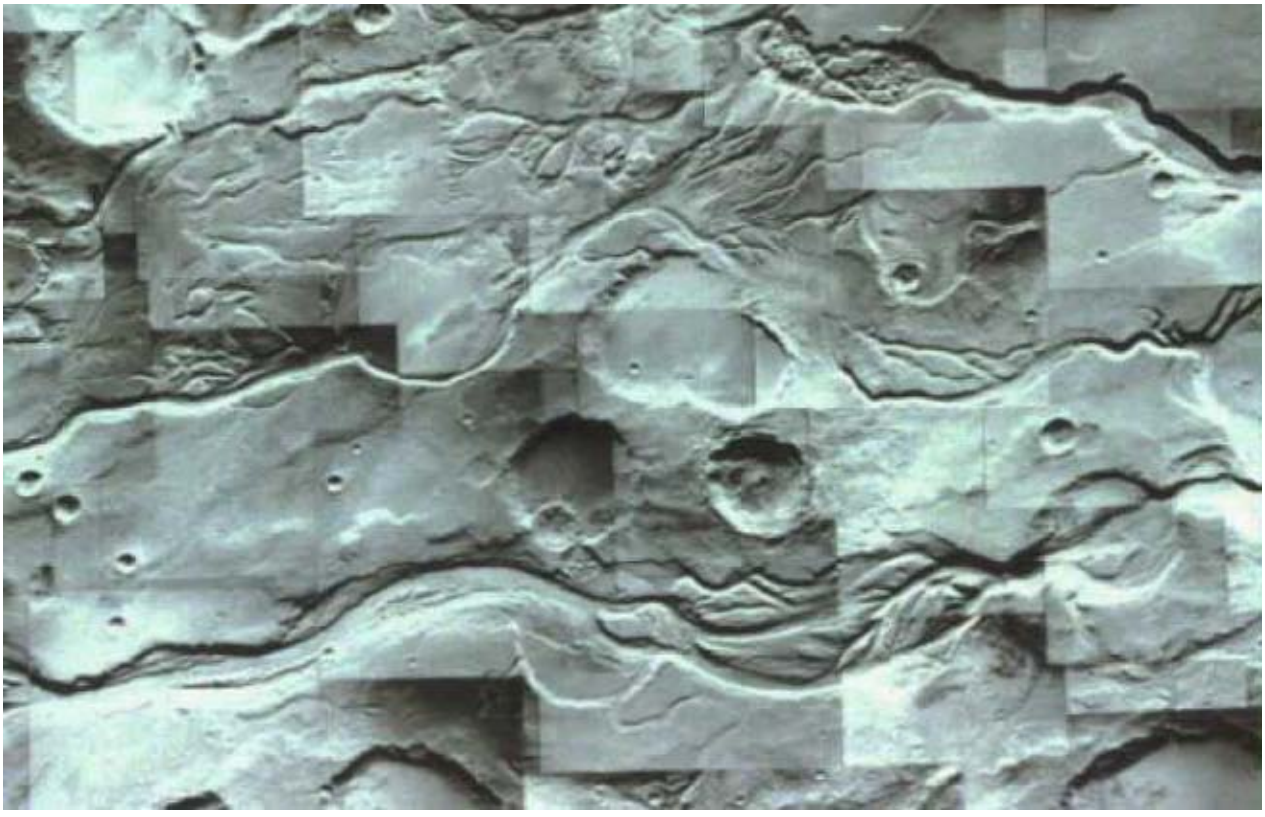
Dass auch beim Mars durchaus weitere Hinweise auf das Eingreifen einer Hitech-Zivilisation gibt, zeigen neben der wie bei der Erde leicht gekippten, Jahreszeiten erzeugenden Planetenachse etwa die beiden Marsmonde Phobos und Deimos, die beide exakt in Äquatorhöhe ihren Mutterplaneten auf fast perfekt kreisförmigen Umlaufbahnen umkreisen. Das ist eine Eigenschaft, die bei natürlichen Objekten niemals der Fall ist. Selbst unsere Raumfahrttechnik hat Probleme, wenn ein Satellit in eine Kreisbahn um die Erde gelenkt werden soll. Natürliche Himmelskörper wie Planeten, Monde, Kometen oder Asteroiden bewegen sich hingegen immer auf elliptischen Umlaufbahnen - außer Phobos und Deimos! (6) Übrigens befindet sich auch unser Mond in Äquatorhöhe der Erde, wenn auch nicht auf einer Erdumlaufbahn.
Es stellt sich die Frage, ob die beiden relativ kleinen Marsmonde in der Lage gewesen wären, auf einem mit Wasser bedeckten Mars Gezeiten wie auf der Erde hervorzurufen?

Bei der Erde müssen die Terraformierer vorsichtiger ans Werk gegangen sein, vielleicht kam ihnen auch die Größe des Planeten zu Hilfe, da die Erde rund ein Drittel größer als der Mars ist. Wie groß einst der fünfte Planet war, kann nur spekuliert werden. Jedenfalls hat die Terraformierung auf der Erde wunschgemäß funktioniert.

Die Wissenschaft erzählt uns, dass der moderne Mensch „zufällig" im Zuge der Evolution in Afrika entstanden sei und von dort aus die Kontinente nach und nach „erobert" hätte. Abgesehen davon, dass allein die Vorstellung völlig weltfremd ist, eine kleine Gruppe dieser Vormenschen hätte freiwillig das Gebiet verlassen, in dem sie lebten, und das ihnen ausreichend Nahrung bot, stellt sich die Frage, weshalb es verschiedene Menschenrassen gibt, die sich durch verschiedene Merkmale wie die Hautfarbe ganz offensichtlich unterscheiden.

Auf diesem Oberflächenbild des Planeten Mars sieht man ganz deutlich, dass hier einstmals große Mengen Wasser geflossen sein müssen, und zwar nicht in einem kontinuierlich fließenden Rinnsal, sondern kataklysmisch. Sehen wir hier die Spuren eines missglückten Terraformierungs-Versuches? (NASA)

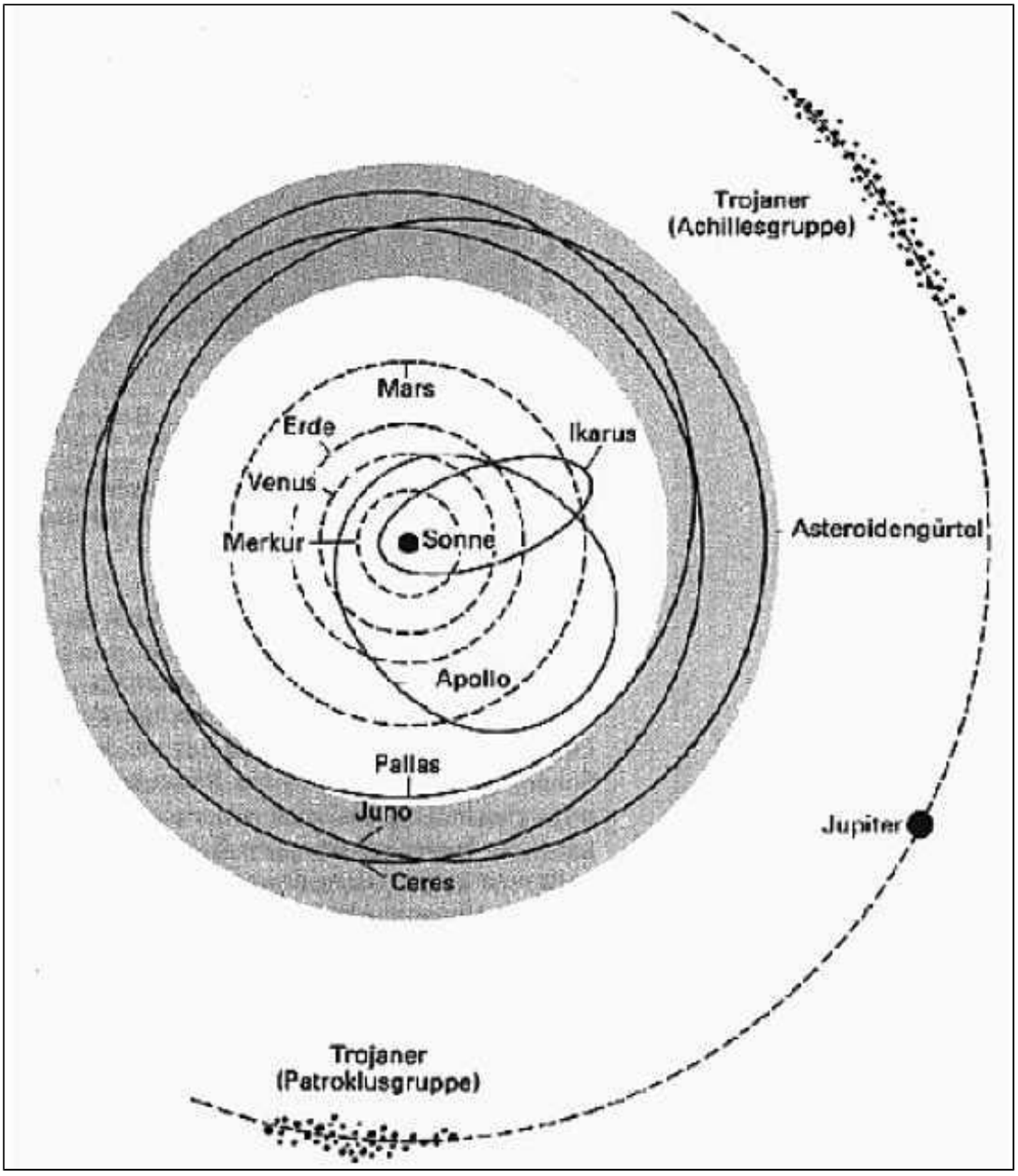
Dr. Horst Friedrich hat zwar schon 1996 (7) vehement bestritten, dass es menschliche „Rassen“ gebe. Insbesondere kennen wir jedoch die weiße, die schwarze und die asiatische („gelbe“) Rasse (die „roten“ Indianer und andere kleinere „Rassen“ dürften Mischprodukte aus den drei Hauptrassen darstellen), und es lässt sich nicht wegdiskutieren, dass jede dieser „Rassen“ bestimmte eigene Merkmale aufweist, die nicht alle „Rassen“ gemeinsam besitzen.
Offiziell wird die These vertreten, dass sich die spezifischen Rassemerkmale im Laufe von Jahrzehntausenden herausgebildet hätten, weil sich diese Menschengruppen voneinander isoliert entwickelt hätten. Das widerspricht jedoch der These der globalen Wanderungen, denn wenn die Vorzeitmenschen wirklich so wanderfreudig gewesen wären, hätte ständig eine neue Vermischung stattfinden müssen.



Auch dieses Fotomosaik aus VIKING-Fotos zeigt ganz eindeutig ehemalige Flussläufe (NASA)

Hier könnte wiederum die These der geplanten Terraformierung und gezielten Besiedlung greifen, denn - abgesehen davon, dass sich die bekannten Rassemerkmale unmöglich innerhalb von nur wenigen Jahrtausenden herausbilden können - es könnte durchaus sein, dass die gezielte Ansiedlung vor rund sechstausend Jahren von Anfang an mit drei verschiedenen Menschenrassen bewerkstelligt wurde. Vielleicht - das ist bisher noch nicht untersucht worden - besitzen die einzelnen Rassen unterschiedliche Resistenzmöglichkeiten, und es wäre vorstellbar, dass die Terraformierer absichtlich drei verschiedene Rassen angesiedelt hatten, um zu gewährleisten, dass wenigstens eine dieser Rassen überleben kann.

Schon in meinem Buch „Der Ursprung des Menschen“ (8) habe ich nachgewiesen, dass der Mensch sich nicht auf der Erde entwickelt haben kann, weil zu viele Dinge dagegen sprechen: Der Mensch ist nicht „kompatibel“ zur irdischen Natur. Wobei sich natürlich sogleich die Frage aufwirft, wieso der Mensch nicht „kompatibel“ ist, wenn die heutigen Pflanzen (und Tiere) nach der Katastrophe vor 12.000 Jahren ebenso gezielt angesiedelt wurden? Hier gibt es also noch einen großen Forschungsbedarf (und Spekulationsmöglichkeiten), der noch lange nicht ausgeschöpft werden dürfte. Wir können gespannt sein, was noch auf uns zu kommt - dank einiger Außenseiter-Forscher, die sich nicht von den betonierten Dogmen der Schulwissenschaft beeinflussen lassen.



Die Skizze zeigt die inneren Planeten unseres Sonnensystems bis zum Jupiter (nicht maßstabsgetreu). Der

dunkle Ring stellt den Asteroidengürtel dar, der von dem ehemaligen 5. Planeten übrig geblieben ist. Auch bei den eingezeichneten auf elliptischen Bahnen kreisenden Asteroiden Apollo, Ikarus, Pallas, Juno, Ceres sowie den Trojaner-Gruppen auf der Jupiterbahn dürfte es sich um Bruchstücke dieses Planeten handeln. (GLG-Archiv)

Anmerkungen

(1) siehe etwa: Hans-Joachim Zillmer: „Darwins Irrtum“, oder „Irrtümer der Erdgeschichte“,
(2) Peter Brüchmann: „Warum die Dinosaurier starben“, ISBN 3-8311-4213-0
(3) Gernot L. Geise: „Der Mond ist ganz anders“, Peiting 2003
(4) Gernot L. Geise: „Die Schatten von APOLLO“, Peiting 2003
(5) Gernot L. Geise: „Planet Mars voller Rätsel und Widersprüche“, Hohenpeißenberg 2002
(6) ebd.
(7) Horst Friedrich: „Einer Neuen Wissenschaft den Weg bahnen!“, Hohenpeißenberg 1996
(8) Gernot L. Geise: „Der Ursprung des Menschen“, Hohenpeißenberg 2002

(c) 2003 Gernot L. Geise

Volker Ritters

Die Bundeslade

aus der Sicht der Verborgenen Geometrie

Durch den Artikel „Rätsel um die Bundeslade?“ von Reinhard Prahl in SYNESIS Nr. 4/2003 (S. 5 ff.) angeregt, möchte ich eine andere Sicht darstellen, ohne auf seine Darstellung einzugehen.

Abb. 1: Kain der Ackerbauer und Abel der Viehhirte. Radierung, 17. Jahrhundert (?)

Zunächst schicke ich zwei Voraussetzungen meines Ansatzes voraus:

Kain und Abel (1.)

Die Bibel kennt die beiden Lager der Kains-Kinder und der Abels-Kinder (Seth-Kinder). Die Abelskinder (die Hirten) empfangen von Gott unmittelbar, intuitiv, und sie haben so die Priesterweisheit. Sie haben die weibliche (empfangene) aktive (unmittelbar wirkende) Weisheit. Ihr Hauptvertreter ist König Salomo. Dagegen sammeln die Kains-Kinder (die Ackerbauern) praktische Erfahrung, indem sie ihre Gedanken in die Welt hineinarbeiten und dann nachsehen, wie ihr Tun geworden ist. Sie haben das männliche (durch Arbeit ergründete) passive (in der Reaktion erkannte) Wissen. Ihr Hauptvertreter ist Salomos Tempelbaumeister Adoniram. Die Kainskinder haben also die innere Intuition zugunsten der äußeren Erkenntnis zurückgedrängt, was mit dem Bild der Tötung Abels übermittelt wird: Sie haben in sich die Fähigkeit Abels, unmittelbar nach oben offen zu sein und intuitiv zu empfangen, abgetötet. Nachdem sie nun im Erringen des reaktiven, passiven, männlichen Erkennens und Wissens geübt wurden, empfanden sie ein Verlangen nach der verlorenen Intuition und Weisheit als einer wirkenden Kraft („Gott sprach: ‚Es werde´ und es ward“). Sie wollten das weibliche Empfangen als eine unmittelbare, aktive Kraft des Hervorbringens erlangen (das ist das Ziel der Brüder der weißen Schlange) [s. Rudolf Steiner, S. 237].

„Aus der Leidenschaft der Kainssöhne sind alle Künste und Wissenschaften entstanden, aus der Abel-Seth-Strömung alle abgeklärte Frömmigkeit und Weisheit ohne Enthusiasmus.“ [Steiner, S. 63]

Als die Kains-Kinder also ihr Erkenntnisstreben in dieser Welt ausgebaut hatten, wollten sie die verlorene weibliche, aktive Intuition wiedererlangen, was ihnen nur über den Weg der (den Kainskindern angemessenen) Arbeit erreichbar schien. Sie strebten also über passive (an der Reaktion kontrollierbare) Arbeit zur aktiven (unmittelbar von oben einstrahlende) Intuition, welche

Abb. 2: „Die Lade mit ihren Stangen, der Gnadenstuhl (Deckel der Lade) und Vorhang; der Tisch mit seinen Stangen und allem seinem Gerät und die Schaubrote; der Leuchter ..., der Räucheraltar...; das Tuch vor der Wohnung Tür." [2. Mose 35: 12-15] Radierung, Kopie nach der Merian-Bibel, 17. Jahrhundert.

eine nicht durch Arbeit erzwingbare Gnade ist. Diesem Ziel widmen sich die Geheimgesellschaften der weißen Schlange, so auch die Freimaurer (nach Steiner) in ihren rituellen Arbeiten. Es bleibt das Paradoxon, durch erzwingende Arbeit zur nicht erzwingbaren Gnade der Intuition gelangen zu wollen.

Die Verborgene Geometrie (2.)

Die Verborgene Geometrie in Kunstbildern der Neuzeit (Dürer bis Runge) beinhaltet die in Geometrie gegossene rituelle Arbeit (der weißen Bruderschaft der Kains-Kinder), die eine Königliche Kunst sei. Die Verborgene Geometrie transportiert also die Königliche Kunst von der rituellen Tempelarbeit in die Bildwelt hinein. Sie arbeitet rituelle Handlungen (die zur Intuition führen sollen) - Worte, Handzeichen, Schritte, Wege, Figuren - in die Außenwelt der Kunstwerke hinein (Evolution [Steiner, S. 122]), aus denen also später die geistige Aussage herausgelesen werden kann (Involution). Es sei die Aufgabe der Geheimgesellschaften, Geist in die Außenwelt zu geben [Steiner, S. 122], Geist frei in die Materie hineinzuarbeiten (frei zu mauern), welcher dann als eine fortwirkende Kraft in der Welt vorhanden sei [Steiner, S. 282].

Die Besonderheiten der Verborgenen Geometrie sind folgende [s. Ritters I, II]:

- Sie ist ein in die Fläche und in Linien und Punkte umgesetztes rituelles Programm für das Gehen eines Einweihungsweges,
- sie vermittelt altägyptisches Mysterienwissen (Herder wies auf den altägyptischen Lichtmythos hin in seinem Werk „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" Band I, 1774, auf den die Hamburger Kunsthalle im Zusammenhang mit Philipp Otto Runge - der die Verborgene Geometrie kannte [s. Ritters I] -verweist [Katalog, S. 48]),
- sie verlässt die Ebene des Gegenständlichen, in der noch bestimmte, nach einem System zu erwartende Durchstiegspunkte angelegt sind, so dass in der dahinter liegenden Ebene der Geometrie und reinen Formen (jenseits der Mannigfaltigkeit, Stofflichkeit, Körperlichkeit) gearbeitet werden kann,
- sie bearbeitet das Überwinden der fleischlichen Bindungen (Begierden, Astral-Körper [Steiner, S. 105]) zugunsten der Bearbeitung des spirituellen Auftrages des Menschen (seine 7 Prinzipien zu erfüllen [Abhinyano, S. 312, s. Ritters II, S. 291]), eben jenseits der Ebene des Gegenständlichen (Körperlichen, Fleischlichen) und in der Ebene der reinen Formen,
- in ihr wird das „wirkende Wort" („Gott sprach: ‚Es werde´ und es ward") gesucht und gefunden als das wirkende Lineament des „Grales" (des Kubus mit der in ihn, in seine innere Y-Figur, einstrahlenden Doppelschwingungsfigur [Ritters II, S. 132 ff.]). - Nach der „Neuen Homöopathie" nach E. Körbler sind Lineamente elektromagnetische Sender.
- Sie gibt also in ihrer Zielfigur des Grales spirituelle Energie („ewige Lebenskraft" [Abhinyano, S. 248]).

Beide Voraussetzungen zusammen gesehen bedeuten, dass bei einem hochrangigen Künstler (Kains-Sohn) die Anwendung der Königlichen Kunst (den Einweihungsweg zu gehen) in Gestalt der Verborgenen Geometrie in seinem Werk erwartet werden kann. Dann steht dieses Werk nicht nur für sich (wie es

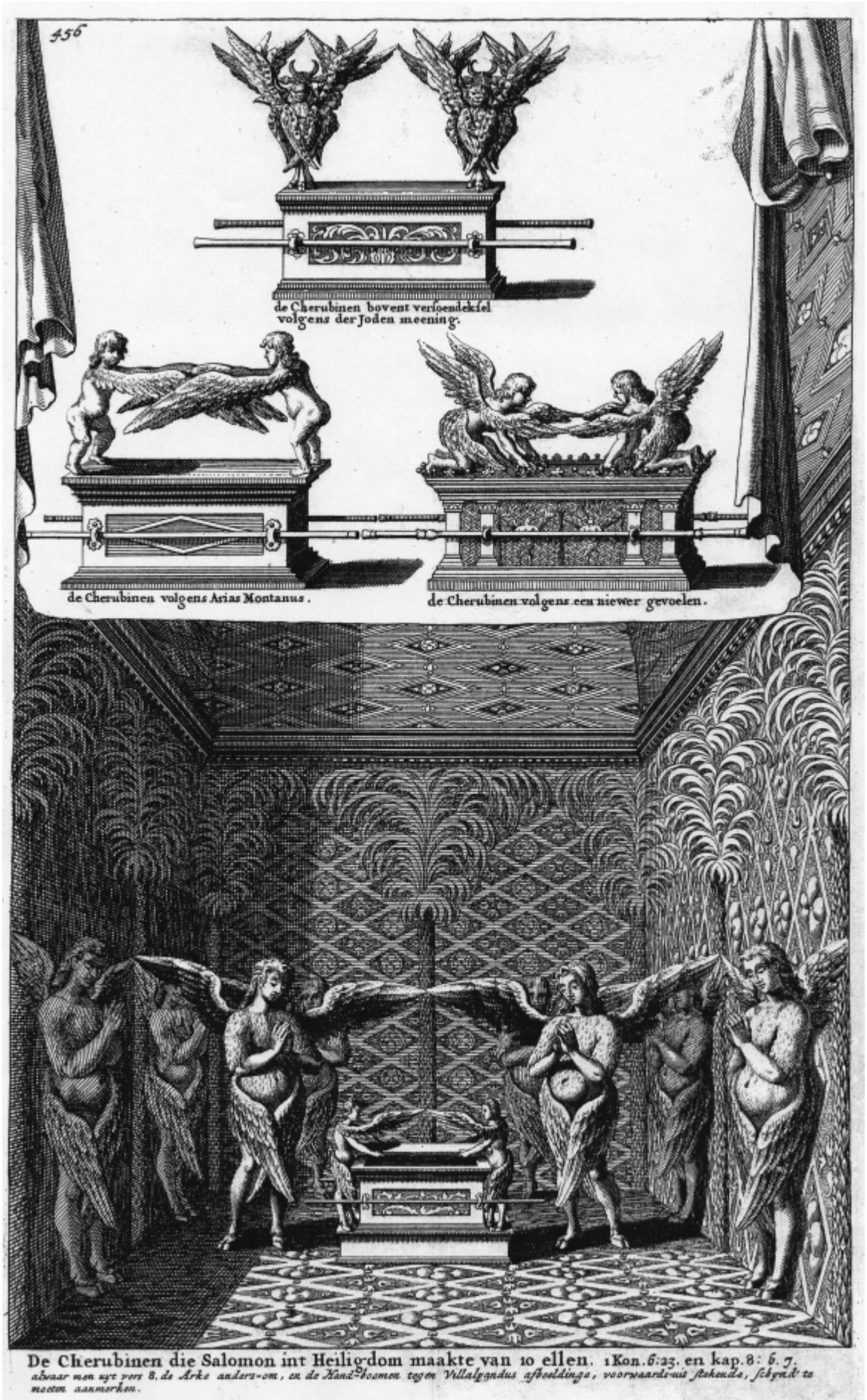


Abb. 3: „de Cherubinen boven versoendeksel volgens der Joden meening, de Cherubinen volgens Arias Montanus, de Cherubinen volgens een niever gevoelen, de Cherubinen die Salomon int Heiligdom maakte van 10 Ellen, 1 Kon. 6: 23. En kap. 8: 6,7." Radierung.

Abb. 4: „Exod. XXXVII. Men wercht aen de Arke, den Kandelaer, ende Tafel." (2. Mose 37) Radierung in: Mortiers Bibel. Amsterdam 1700.

körperhaft aussieht, oder was es gegenständlich darstellt und allegorisch bedeutet), sondern es ist zudem der Transportbehälter für die verborgene spirituelle/symbolische Aussage in ihm.

Zur Deutung der Lade

In 2. Mose, 37: 1 steht geschrieben: *„Und Bezaleel machte die Lade von Akazienholz, dritthalb Ellen lang. Anderthalb Ellen breit und hoch."* Ein Handwerker/Künstler, also ein Kains-Kind, fertigte die Lade. Moses empfing von Gott auf dem Berge Sinai die Anweisung, dieses ausführen zu lassen. Er ist also ein Abels-Kind, zu dem Gott spricht. Moses sagte [2. Mose 35: 10-12]:

> *„Und wer unter euch verständig ist, der komme und mache, was der Herr geboten hat: nämlich die Wohnung mit ihrer Hütte und Decke, Haken, Brettern, Riegeln, Säulen und Füßen; die Lade mit ihren Stangen, den Gnadenstuhl und Vorhang..."* (der Gnadenstuhl ist der Deckel der Lade: *„zudecken = sühnen, mit sühnendem Opferblut bestreichen"* [Brockhaus, S. 734]).

Das Abelskind Moses arbeitet nicht, es ruft die geeigneten Werkleute und Künstler unter den Kainskindern.

Woher nun der Künstler und Kains-Sohn Bezaleel für das Werk genauere Anweisungen erhielt, ist soweit noch nicht gesagt. Hierzu steht in der Bibel, der gesammelten Priesterweisheit [2. Mose 35: 30-32]:

> *„Und Mose sprach zu den Kindern Israel: Sehet, der Herr hat mit Namen berufen den Bezaleel, den Sohn Uris, des Sohnes Hurs, vom Stamme Juda, und hat ihn erfüllt mit dem Geist Gottes, dass er weise, verständig, geschickt sei zu allerlei Werk, kunstreich zu arbeiten an Gold, Silber und Erz."*

Danach hat der Werkmeister Bezaleel bereits Intuition von Gott (wie ein Abels-Kind) und kann sein Werk kunstvoll (wie ein Kains-Kind) nach den Regeln der Königlichen Kunst ausführen:

Die Maße sind in der Tiefe und Höhe („breit und hoch") je anderthalb Ellen (ein Quadrat formend) und in der Breite („Länge") dritthalb Ellen. Die Maße stehen also im Verhältnis von 3 zu 3 zu 7 (Tiefe x Höhe x Breite). Die Grundfläche ist also rechteckig. Nun ist das Rechteck das zur Vollkommenheit hin Geschaffene, etwas Werdendes [Hieber I, S. 34; II, S. 25], während das Quadrat das Vollkommene ist [Hieber I, S. 34; II, S. 25]. Wenn dann (im Sinne der Verborgenen Geometrie) bedacht wird, dass das gegenständlich Geschaffene (die Lade) nicht das Vollkommene der reinen Geometrie zeigt, sondern als Hinweis und Durchgang zu ihr hin begriffen wird, so ist klar, dass die tatsächlich rechteckige Grundfläche (der Lade) auf das Quadrat im Bereich der reinen Formen (in der tieferen Ebene, im Dahinterliegenden) verweist: Hinter dem real zur Vollkommenheit hin Geschaffenen (dem Rechteck) liegt ideal das Vollkommene (das Quadrat), denn hinter der Schöpfung verbirgt sich ihr Schöpfer, hinter der Reaktio (dem Gewordenen) sucht man die Aktio (den göttlichen Plan). Wenn dann noch bedacht wird, dass das Quadrat auch für den Kubus steht, der sich über dem Quadrat erhebt [Hieber I, S. 30], so ist dann anzunehmen, dass bedeutungsmäßig hinter dem realen Quader der ideale Kubus stehe. Die Lade verweist danach auf den Kubus. Wenn dann noch

überliefert ist, dass Moses die Zehn Gebote in die Lade legte [2. Mose 40: 20], und wenn diese Aussage ebenso auf das „Dahinterliegende" bezogen wird, so wird also gesagt, dass das, was von Gott kommt, in der Lade sei: dass das Gottes-Wort im Kubus sei.

In der Offenbarung des Johannes lesen wir im 2. Kapitel, Vers 17:

> *„Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt: Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem verborgenen Manna und will ihm geben einen weißen Stein und auf den Stein einen neuen Namen geschrieben, welchen niemand kennt, denn der ihn empfängt."*

Im Sinne der durch die Verborgene Geometrie angeregten Interpretation des „Dahinterliegenden" mag dieser Vers bedeuten: Wer den Einweihungsweg geht, der zum kubischen Gral führt, wird auf diesem „weißen", also materielosen (eben geometrischen) Stein die einstrahlende Kraft des Gotteswortes, das verborgene Manna, empfangen. In der Verborgenen Geometrie stellt die Doppelschwingungsfigur in der Y-Figur des Kubus das „wirkende Wort" (das verborgene Mana) Gottes dar. Und der „geschriebene Name" wird auch erkennbar (wird empfangen), denn nach der Verborgenen Geometrie ist das „wirkende Wort" ein Teil des „Gottesnamens", wenn mit ihm das „magische Dreieck" vom Anfang des „Weges der Entwicklung" binnendifferenziert wird. [s. Ritters I, S. 309, II, S. 144 f.])

Diese Sicht einer idealen kubischen Lade, die das Wort Gottes beherberge, deckt sich also mit der energetischen Sicht der Verborgenen Geometrie, nach der das Gotteswort in den vollkommenen Menschen (Kubus), in die Y-Figur im Kubus, in den „Mund Gottes" im Nacken [Yogananda, S. 69] (in die Mitte der Y-Figur) einstrahlt: Diese Lade/dieser Kubus/dieser vollkommene Mensch ist also ein Empfänger der spirituellen Energie, der ewigen Lebensenergie (im 7. Prinzip „Atma" [Abhinyano, S. 248]). - Die gelegentlich auf der Lade dargestellte Palme erinnert in ihrer Gestalt auch an die Y-Figur.

Weiterhin ist dieser energiegeladene Kubus/Mensch nach der Verborgenen Geometrie die „solare Robe", der feurige Energiekörper, im Mahayana Buddhismus und in der Ur-Religion [Abhinyano, S. 269], bzw. der „neue Leib" [1. Kor. 15:35 ff.], die/der im „Lichtschacht" (in der Achse der Einstrahlung) aufsteigen kann (Himmelfahrt).

Wenn also ein Kains-Kind, ein Handwerker und Künstler, die Lade schuf, so kann angenommen werden, dass sie ein äußeres Bild für den in die Materie hineingearbeiteten Geist, für die tieferliegende spirituelle Ebene der idealen Figuren sei und hier entsprechend - nach den Vorgaben der Verborgenen Geometrie - als energiehaltiger Kubus (gleich Gral) interpretiert werden kann (als Empfangs-Station und als Aufstiegs-Vehikel).

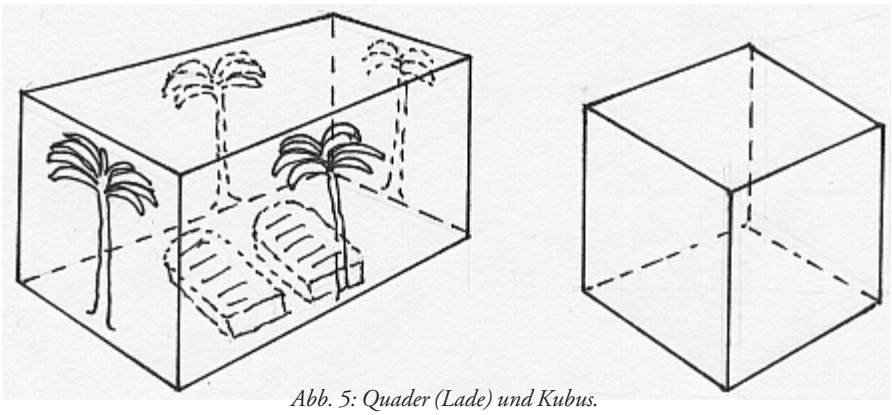


Abb. 5: Quader (Lade) und Kubus.

Dieses Geistige ist ja schon an den Maßen ablesbar: Einerseits zeigt die Lade das Maßverhältnis von „3 zu 3" (im Verhältnis von Höhe zu Tiefe), womit der *„Dreifach Große Baumeister"* („3 x 3", Gott [Hieber I, S. 10]) gemeint ist. Andererseits spricht sie von der Zahl 7 (3 zu 3 zu 7), womit das *„Geheimnis des von Gott geschaffenen Menschen"* [ZK 7/1990, S. 255] gemeint ist: Die Vier steht für den irdischen Leib, und die Drei steht für die Gott suchende Seele. In den Maßverhältnissen der Lade kommen danach Gott (3 x 3) und der Mensch (7) zusammen, worin eine Aufforderung zur Bearbeitung liegt: Das damit gegebene Transzendente im Dahinterliegenden, letztendlich Gott (in der spirituellen Ebene), zu suchen und zunächst (3 x 3 x 7 = 63, 63 und ich = 64) nach der Gnade zu streben (8 = Gnade, 8 x 8 = potenzierte Gnade, 64), womit im Kain-Abel-Verhältnis die „Gnade der Intuition" gemeint ist, die dem Kain verloren gegangen war und die er dann wieder zu erreichen suchte, um Gott und seinen Wirkkräften nahe zu sein.

Das Arbeitsmittel der Kains-Kinder für die Suche der verlorenen Intuition, nämlich die Einweihungswege, die in der Sprache der Verborgenen Geometrie überliefert sind und in die Kunstwerke hineingearbeitet sind, können also gelesen werden. Und im Falle des Künstlers Bezaleel können wir sicher sein, dass ihm auch die Intuition offen stand, welches Moses überlieferte, da er ja schrieb:

> *„Sehet, der Herr hat mit Namen berufen Bezaleel... und hat ihn erfüllt mit dem Geist Gottes, dass er weise, verständig, geschickt sei zu allerlei Werk, kunstreich zu arbeiten an Gold, Silber und Erz."* [s.o.]

Summe

Vorliegende Interpretation gibt uns auf der Grundlage der Kain-Abel-Spannung und der Arbeitsmittel der Kains-Kinder ein Bild von dem zur Lade gehörenden „Dahinterliegenden", das auf den Kubus mit seiner Einstrahlung spiritueller Energie (also den Gral) und auf den energiegeladenen Kubus (den spirituellen Menschen, seinen neuen Leib, die solare Robe) zeigt. Letztendlich bedeutet der Kubus: Gott [ZK 7/8 1986, S. 311], Christus und den spirituellen Menschen [Hieber III, S. 18; ZK 7/8 1986, S. 311 f.]. Diese Interpretation zieht aus der geglückten Arbeit des Bezaleel mit dem im „Dahinterliegenden" Gefundenen das Einstrahlende (Doppelschwingungsfigur, Lichtschacht) und also den Zugang zur Intuition hervor.

Während die Lade für das Abels-Kind Moses die *„Lade des Zeugnisses"* (der beiden Gesetzestafeln) [2. Mose 40: 3, 5, 21], also ein Aufbewahrungs-Behältnis ist, ist sie für das Kains-Kind Bezaleel ein Versteck für die Botschaft der Königlichen Kunst vom Wiedererlangen der Intuition.

Ausblick

Während Lade und Gesetzestafeln für Moses die unmittelbare Bedeutung des erfahrenen Gotteswortes repräsentieren (Gottes direktes Wirken), vermittelt die Übersetzungsarbeit des Bezaleel, Geist in Materie - für ein späteres Herauslesen - hinein zu arbeiten, die Wege der Arbeit zum Gral hin, in dem dann auch die Gnade der Intuition (Einstrahlung) gefunden wird [zum Umschlag von Arbeit zu Gnade s. Ritters II, S. 147, III, S.71]: Nur, es sollte der Handwerker und Künstler wahrscheinlich nach dem Auftrag die Geräte nur herstellen und nicht mehr, wogegen dieser darüber hinaus an sein und seiner Brüder Fortkommen gedacht hat (das Verlorene zurück zu gewinnen).

Ebenso verhielt sich Raphael beim Malen der *„Schule von Athen"* in der *„Stanza della segnatura"* (1508-1511), da er während der Abwesenheit des Papstes Julius II. (Oktober 1510 bis Juni 1511, als dieser in Norditalien Krieg führte) sein Werk vollendete, das das Erreichen des Zieles der Kainskinder dem gefürchteten Despoten und Vertreter der Priesterweisheit (dem Abelskind) in dessen

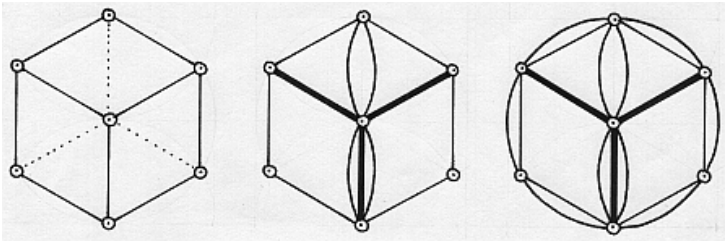


Abb. 6: Kubus, Gral und solare Robe.

Bibliothek verborgen an die Wand malte, was mit feinem Gespür für die Bedeutung des Bildes ein *„Überraschungssieg"* [Kelber, S. 299] genannt wurde [Ritters III, S. 179].

Mit dem gleichen Gespür wird bei der *„Schule von Athen"* nach *„symbolischen Gestalten"* gefragt, die für Platon und Aristoteles ständen [Falck-Ytter, S. 50]. Wenn diese verschlüsselt und versteckt vorliegen sollten, so müssten doch beide im Verborgenen des „Dahinterliegenden" sein. Auch wird angenommen, dass Raphael bestrebt gewesen sei, eine *„Harmonie darzustellen, hier jene zwischen dem platonischen und aristotelischen Denken."* [Oberhuber, S.12]. Hierin dürfte beider Gleichrangigkeit eingeschlossen sein, was voraussetzen sollte, dass Aristoteles sein Defizit (die fehlende Intuition nachzuholen, um für Gottes Intuition offen zu sein, um Ihm nahe sein zu können) ausgleichen könnte. - Und genau beide Punkte sind durch Raphael dargestellt: In der Verborgenen Geometrie zeigt Platon nach oben auf den Thron Gottes/auf das Zentrum der Zirkumpolarsterne/auf Gottes kubische Gestalt (die geometrischen Zirkumpolarsterne sind eine „symbolische Gestalt", die für Platon steht), - und Aristoteles, der mit seiner vorgestreckten Rechten einen Baukran formt, steht unter dem geometrischen Baukran, der den vollkommenen Kubus/den Menschen/hier Aristoteles, erhebt (der geometrische Baukran ist eine „symbolische Gestalt", die für Aristoteles steht). Und beide Kuben (Gottes Kubus, an dem Platon Anteil hat und Aristoteles´ Kubus/er selbst, der von ihm erarbeitet und vervollkommnet wurde) fallen in einem Punkt (in M) zusammen [Ritters III, 170 ff, Abb. 113], so dass hier Platon und Aristoteles gleichermaßen Gott nahe sind.

Während also der Papst Julius II. die darzustellenden Stoffe (hier für die *„Schule von Athen"*) gewählt hatte [Ullmann, S. 128], fügte doch der ausführende Künstler verborgen seine eigenen Anliegen hinzu: die Gleichrangigkeit des Kainssohnes Aristoteles. Da dieser Kainssohn nun Zugang zur Weisheit (durch seine Nähe zu Gott, durch aktive Intuition) erhielt, war er dem Abelskind Platon durch seinen kainsmäßigen Vorsprung an Wissen (durch reaktive, passive Erkenntnis) überlegen. Das Kainskind Raphael malte also dem Abelskind Julius II. seine (Raphaels) Überlegenheit verborgen an die Wand und vermied es dabei, jenem (Julius II.) den wirkenden Gral (und daraus resultierend die *„ewige Lebenskraft"*) zu geben. Dieser Gral fehlt in der Geometrie der *„Schule von Athen"*.

Es ist also damit zu rechnen, dass der ausführende Künstler (und das Kainskind) einem (von einem Abelskind) erhaltenen Auftrag seine eigene Darstellung vom Wettkampf beider verborgen hinzufügt. Also muss auch der Interpret versuchen, die Darstellung aus den Augen Kains (des Vertreters der Königlichen Kunst) zu betrachten und nicht allein aus dem Blickwinkel Abels (des Auftraggebers, des Priesters). In diesem hier vorliegenden dreistufigen Aufbau „Auftraggeber/Abelskind - Künstler/Kainskind - Interpret/abelsmäßig" ist also - von Stufe zu Stufe - mit Abweichungen zu rechnen (was die Abelskinder wohl noch nicht wissen).

Es gibt noch mehr Beispiele für eine verborgene Abweichung vom ursprünglichen Auftrag bzw. vom überlieferten Sinn von Mythen und Sagen, die sich ein Künstler zum Thema wählen mochte: So hat Raphael im *„Traum des Ritters Scipio"* dessen Entscheidung zwischen der Gestalt der Tugend und der Gestalt der Lebensfreude in der Verborgenen Geometrie nicht zugunsten der Tugend entschieden, sondern zugunster der transformierten (spirituellen) Lebensfreude [Ritters III, S.69]. Ebenso hat er in der *„Kreuztragung" (Spasimo di Sicilia)* im geometrischen Hintergrund abweichend vom Vordergrund die Himmelfahrt dargestellt [Ritters III, S. 215, 227, 235].

Dann gibt es auch Hinweise auf die Tendenz der Interpreten („Kunsthistoriker"), die Interpretation als ein von Gott begnadetes und in absoluten Geisteshöhen dahinschwebendes Abelskind vornehmen zu können (also die Sicht Kains zu verfehlen):

> *„Kunsthistoriker ... schreiben, als würden sie mit Rembrandt Geheimnisse teilen, hoch erhaben über den geistig unterentwickelten Sterblichen aus der Zeit des Meisters und aller nachfolgenden Generationen. Die Kunsthistoriker, die das Bild des tiefsinnigen Rembrandt aufrecht erhalten und dessen Verständnis demonstrieren* [Anm. durch poetische Worte, abelsmäßig], *erheben den Anspruch, seinen höheren geistigen Status zu teilen. Auch Forscher, die über andere Maler arbeiten, konnten dieser faustischen Versuchung nicht widerstehen. In gewisser Hinsicht trifft diese Beobachtung auf die gesamte Kunstwissenschaft zu."* [Schwartz, S. 364]

Und die Tendenz, poetisch über Bilder zu reden, mag aus der Zeit der Heraushebung der Maler aus dem Handwerkerstand herrühren (italienische Renaissance), als man anfing, ihre Werke mit

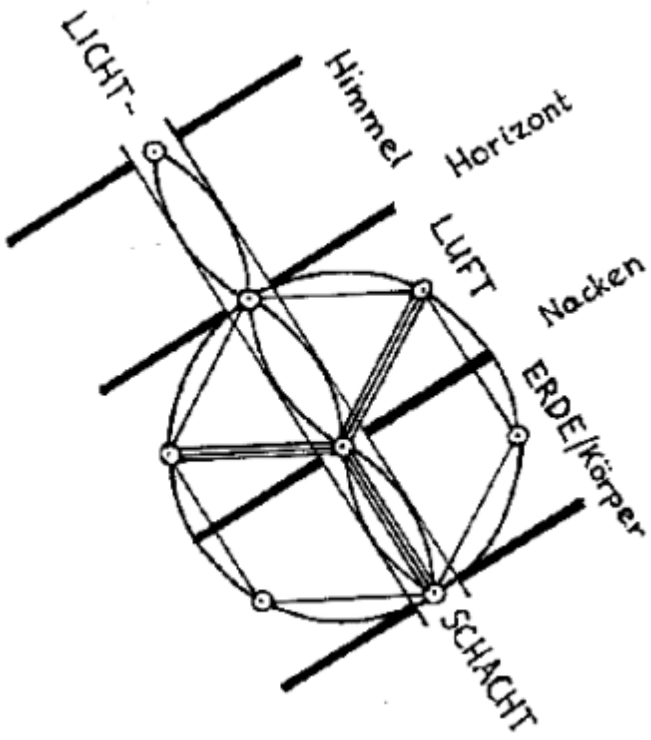


Abb. 7: Solare Robe und Lichtschacht.

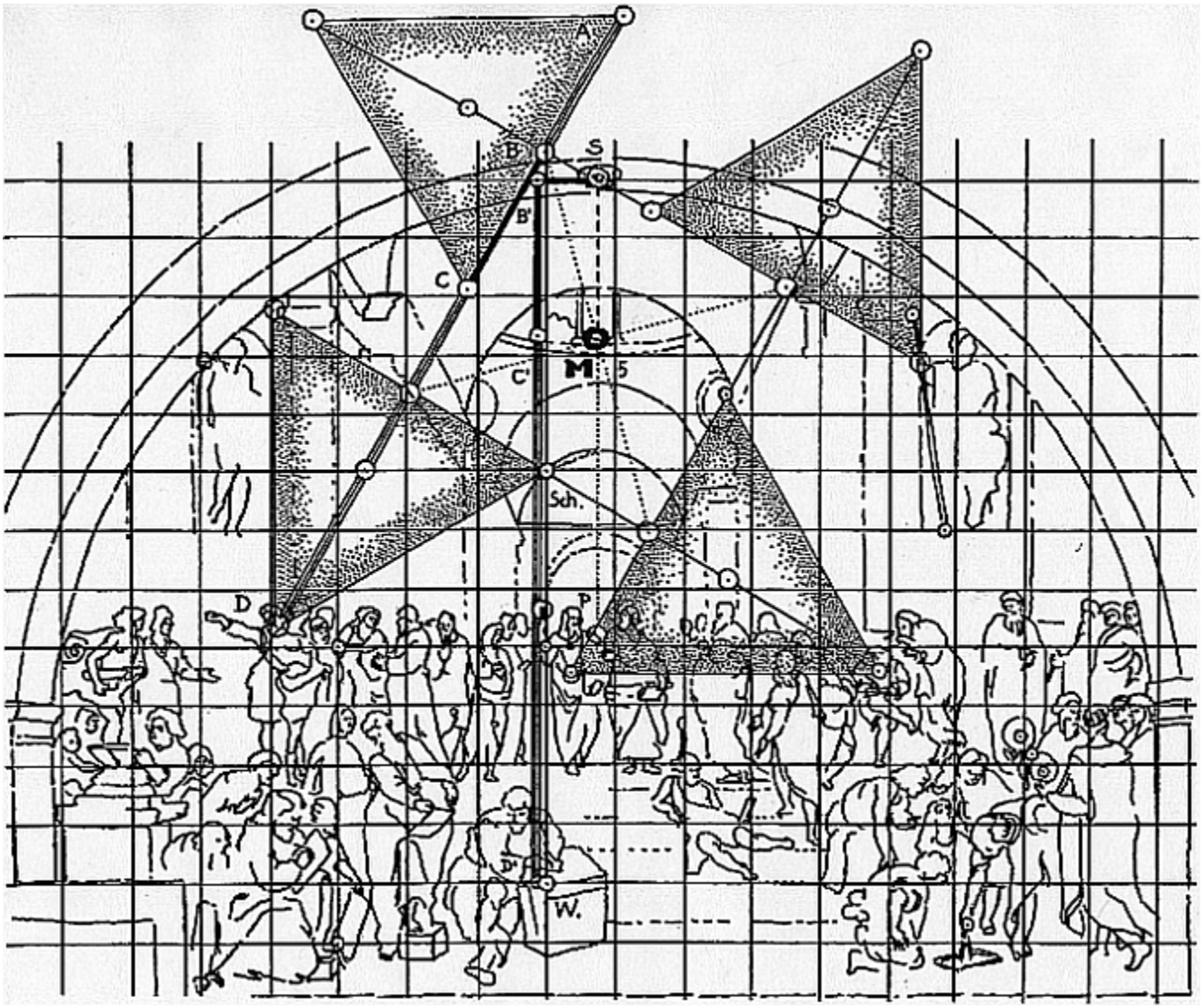


Abb. 8: nach: Raphael: „Die Schule von Athen", mit: Zirkumpolarsterne (das Feuerrad) und der Baukran (mit entsprechenden Abmessungen), beide mit gleichem Zentrum M [s.Ritters III, S. 171].

der Dichtkunst zu vergleichen (*„wie die Malerei, so die Dichtung"*, *„ut pictura poesis"* [Burke, S. 164]).

Die herrschende, anerkannte Kunstgeschichte (die nicht von der Königlichen Kunst redet, also eher eine Bild-Geschichte ist) interpretiert das gegenständlich Dargestellte, also hier die Lade, ohne Beachtung einer Verborgenen Geometrie, auf der Seite der Abelssöhne stehend, und ist in der Gefahr, die Aussage des Künstlers zu verfehlen. Die Interpretation von der Seite der Kainssöhne her gesehen eröffnet bisher verborgene Einsichten - und den Einstieg in eine Kunst-Geschichte.

Zum Alltäglichen

Vielleicht kennt man die Menschen, die über alles reden, freundlich hochgestochen und erhaben, tendenziell moralisch wertvoll, die aber zugleich immer jemanden suchen, der für sie die Arbeit macht, - und andererseits jene redlich Ackernden, die so viel arbeiten und doch immer niedrig angesehen werden, um den Wert ihrer Arbeit zu mindern, dass man diese ihnen leichter entreißen könne. Die Hochwertigen geben sich Mühe, andere zu beurteilen, denn der Urteilende steht über dem Beurteilten (und das für ein paar Worte, die nichts kosten), wogegen der Beurteilte gelegentlich nicht merkt, welche Sauerei da läuft, und er sich bemüht, durch Mehrarbeit sein frisch heruntergestuftes Ansehen aufzubessern. Schlau wird letzterer erst, wenn er auf jedes Urteil pfeift und dennoch seine Sache arbeitet, für sich und nicht für billige Worte. Die Unterordnung der Kainskinder ist biblischen Alters, und sie ist doch änderbar. Raphael und andere Künstler haben es gezeigt. Mögen es eine neue Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte auch zeigen.

Bildnachweis

Abb. 1, 2, 3, 4: Privatsammlung, Repros © V. Ritters; Abb. 5, 6, 7, 8: von © V. Ritters.

Literatur

Abhinyano: „Die Mysterieneinweihung der ägyptischen Pyramiden." Heidelberg-Leimen 1994.
Brockhaus: „Das große Bibellexikon." Wuppertal 1987.
Burke, Peter: „Die Renaissance in Italien." Berlin 1984.
Falck-Ytter, Harald: „Raphaels Christologie. ´Disputa´ und ´Schule von Athen´." Stuttgart 1983.
Hieber I: „Der Johannis-Lehrlingsgrad." Uetersen 1979.
Hieber II: „Der Johannis-Gesellengrad." Uetersen 1979.
Hieber III: „Der Johannis-Meistergrad." Bad Harzburg 1964 (5. Aufl.).
Katalog: „Hamburger Kunsthalle." München 1985.
Kelber, Wilhelm: „Raphael von Urbino. Leben und Werk." Stuttgart 1993 (2. Aufl.).
Oberhuber, Konrad: „Raffael. Das malerische Werk..." München 1999 (2. Aufl.).
Ritters I: „Beschreibende Einführung in die Verborgene Geometrie." In: „Philipp Otto Runge - Einweihungsbilder." Kaufbeuren 2002.
Ritters II: „Giorgione - Die drei Philosophen. Die Struktur der Verborgenen Geometrie, Freimaurerei - Kunstwissenschaft - Physik." Kaufbeuren 2001.
Ritters III: „Raphael - Einweihungsbilder." Kaufbeuren 2002.
Schwartz, Gary: „Rembrandt. Sämtliche Gemälde in Farbe." Stuttgart 1987.
Steiner, Rudolf: „Die Tempellegende und die Goldene Legende." GA 93, Dornach 1982 (2. Aufl.).
Yogananda, Paramahansa: „Das Wissen der Meister." München 1994.
ZK: Zirkelkorrespondenz (Zeitschrift). Uetersen 1990.

■

Andreas Ferch

Anthroposophie als frühe Chronologiekritik

und okkulte Geschichtsforschung (1)

In diesem Beitrag geht es darum, die Frage nach Geschichte und ihrer Chronologie einmal mit der esoterischen Weltanschauung zu konfrontieren, wie sie Rudolf Steiner (1861-1925) begründet hat. Anthroposophie hat den Anspruch, okkulte Geschichtswissenschaft zu sein und damit in Tiefen des Verständnisses einzudringen, wohinein die Schulwissenschaft nicht reicht. Folgende Fragen müssen behandelt werden: Was ist eigentlich Geschichte? Wie korrespondiert Geschichte mit dem menschlichen Bewusstsein im Entwicklungsgang?

„Man kommt erst dann zu einer geschichtlichen Betrachtung, wenn man den Menschen anknüpft an das Übersinnliche und in den geschichtlichen Tatsachen selbst nicht das sucht, als was sie sich zunächst äußerlich darbieten, sondern wenn man in ihnen dasjenige sucht, was einem zunächst nur geoffenbart wird: einen übersinnlichen Vorgang im Weltgeschehen, in das die Menschen eingeflochten sind.“ (Rudolf Steiner, 17.10.1918)

Unterschiede und Wandel im Bewusstsein

„Es gehört zu den wichtigsten Forschungsergebnissen Rudolf Steiners, dass er als inneren Sinn des geschichtlichen

*Werdens die **Fortentwicklung des menschlichen Bewusstseins** entdeckte. Wer davon ausgeht, dass die Menschen zu allen Zeiten dasselbe Bewusstsein hatten, wird nie zu einem wirklichen Verständnis des historischen Werdens vorstoßen können. Vor allen Dingen wird er nie begreifen können, was die antiken Völker eigentlich mit ihren **Mysterienstätten** gewollt haben. Auch für den germanischen Raum muss man zugeben, dass gewisse Bräuche und Kulte unerklärlich bleiben, wenn man nicht ein anderes Bewusstsein, eine völlig **andersgeartete Seelenverfassung** annimmt. Das Andersartige lag in der Fähigkeit, gewisse Regionen der hinter der physischen Welt liegenden geistigen Welt **schauend zu erleben**. Was man schaute, schlug sich in unzähligen Geschichten von Naturgeistern usw. nieder. Es handelt sich dabei nicht um phantasievolle Erfindungen des Volkes, sondern um Rudimente eines sehr **alten Hellsehens**. Was die alten Völker über ihre Götter erzählten, war der Inhalt eines vorausgegangenen Schauens. Erst mit dem heraufziehenden Intellekt kam Unsicherheit in die religiösen Überlieferungen. Die nordische Sagenwelt ist überreich an Gestalten, die das Merkmal der unmittelbaren geistigen Beobachtung an sich tragen. Die Germanen glaubten nicht an ihre Götter, Riesen, Zwerge – sie sahen sie noch. Dann versiegt die Gabe des alten Hellsehens."*

Dies schreibt Hans Gsänger in seinem Buch „Die Externsteine" (Schaffhausen 1985, S. 28)

Um die europäische Geschichte ab dem Mittelalter zu verstehen, ist es notwendig, sich zweier unterschiedlicher Hauptströmungen bewusst zu sein, die Europa bilden: Die südlichen Völker Griechenlands, Italiens, Spaniens u.a. zeichnen sich durch eine Verstandeskultur aus, die sich infolge der Inhalte der Mythen von Prometheus, dem Goldenen Fließ und den Büchern Mosis ergeben hat. Rudolf Steiner spricht für diese Völker vom „Baum der Erkenntnis". Diese gründeten Städte und gestalteten die Welt. Dem gegenüber stehen die Nordvölker, die in Wäldern lebten und aus der Natur das Elementarische schöpften („Baum des Lebens").

Die Menschen sind deren Mythos gemäß (die Edda) nicht aus Erde geworden, sondern aus dem Baum der Weltenesche. Unterschiede der Mythen der Völker entsprechen ebenso unterschiedlichen Entwicklungen.

Als „barbarisch" wurde der Norden aus der Sicht des Südens bezeichnet, welcher seine intellektuelle Entwicklung um tausend Jahre früher absolvierte, dafür aber im Gegenzug seine Geistinnigkeit verlor. Die Nordleute dagegen hatten noch die alte, allerdings abklingende Fähigkeit des unmittelbaren hellsehenden Wahrnehmens, weshalb beispielsweise die Lebenden das Weiterleben der gefallenen Krieger in „Walhall" verfolgen konnten. Sie erdachten oder phantasierten dies nicht, sondern schauten und erlebten es. Der Tod hatte im Norden nicht die trennende Wirklichkeit wie im Süden.

Herbert Wimbauer schrieb zum Dunkel der Geschichte des Nordens:

„Weites Dunkel chronologisch-pragmatischer Geschichtslosigkeit lagert über den Zeiten, ehe der Norden erstmals von Caesar und Tacitus schriftliche Betrachtung erfuhr, ehe dann Franken, Goten und Langobarden, durch die Berührung mit südlicher Zivilisation dazu angeregt, ihre gegenwärtige Geschichte chronologisch aufzuzeichnen beginnen. Da erst tritt der Norden anfänglich in die Epoche eines erdenhistorischen Bewusstseins herein, die dem Süden eine ganze Kulturepoche zuvor längst gemäß war. Und diese Dunkelheit wurde nur noch vermehrt, als die katholischen Mönche – nicht die iroschottischen – mit Stumpf und Stil ausrotteten, was an Erinnerungen im Norden sich fortzupflanzen suchte. Nur auf Irland und zuletzt auf Thule selbst, dem fernen Island, wohin die römische Macht lange nicht reichte, erhielt sich manches Ältere." (Nibelungen-Schicksal und germanisch-deutsches Wesen, Bollschweil 1986, S. 78)

Wir haben also wenige Informationen über die alte nordische Kultur; nicht vordergründig, weil sie eine andere Religion hatte, sondern weil sie ein gänzlich anderes Bewusstsein besaß, dem keine schriftliche Chronologie entsprach, und weil sie starke Gegner hatte. Die iroschottischen Missionare hatten ohne Schwert Erfolg bei der germanischen Seele. Die Nordvölker befanden sich gewissermaßen in einer Art von „Wartekultur", bis sie ihrerseits mit dem vertraut wurden, was der Süden längst sein Eigen nannte.

Die „Völkerwanderung" durchbrach den Damm, und germanisches Leben mischte sich mit griechisch-römischer Weisheit. Um im Bilde zu sprechen: Die Menschen des Südens tauchten über das Mittelmaß hinaus in die Materie, der Norden dagegen „schwebte" über ihr. In der Verbindung beider Elemente haben wir das Wesentliche des Fortgangs von der griechisch-römischen Kultur zur „germanischen", insbesondere ab dem 15. Jahrhundert. Das ist nun gerade die Zeit, die auch die Chronologiekritiker hervorheben, wobei ihnen zufolge hier das Christentum erst ein Machtfaktor wurde. Geschichte im Sinne des Festhaltens chronologischer Ereignisse war der *Leben*skultur des Nordens fremd. Statt der Wissenschaft kam es zur Blüte in der *Kunst*. Dem „historischen" Bewusstsein des Südens entsprach im Norden noch viel länger das mythische Bewusstsein.

Wenn der Chronologiekritiker Uwe Topper auf die Spuren des „Heidentums" hinweist, so kann damit im wesentlichen die nördliche Strömung identifiziert werden. Das Christentum war im Süden längst da, doch nördlich der Alpen dominierte zunächst noch die Erzählkultur der Druiden und Barden, dann der Alten und Weisen der Germanen, deren Wissen den Charakter eines elitären Weisheitsgutes hatte, das in Büchern nicht zu lesen ist. Die geschauten Botschaften der Sterne und die erlebten Götter und Heroen der Mythen dominierten noch bis ins hohe Mittelalter, derweil im Süden längst der zählende, messende und wägende Verstand seine daraus abgeleiteten Dogmen besaß. Sänger und Dichter und ihre Geschichten standen den Sophisten und werdenden „Journalisten" und auch Fälschern mit ihrer „Geschichtsschreibung" gegenüber.

Der geistvolle Arianismus kennzeichnet die Verbindung des nordischen Geistes mit dem Christentum, wogegen sich Athanasius und der katholische Augustinismus bald durchsetzten und das Arianische bis heute als ketzerhaft gilt. Das wird durch die Fällung des Lebensbaumes durch Bonifatius symbolisiert (siehe dazu Rudolf Steiner, GA 51, 8.11.1904), wobei im Spenglerschen Sinne davon ausgegangen werden kann – was oft gar nicht einmal als Möglichkeit erwogen wird - dass das druidische Mysterienwissen im Laufe der Jahrhunderte *seinerseits* in die Degeneration gekommen ist, also nicht nur von außen vernichtet wurde. Es ist überhaupt eine generelle Schwierigkeit: Echte Mysterien und ihre Kulte hinterlassen im Äußeren keine direkten Spuren. Und zwar aus dem Grunde, weil alles restlos Echte und Wahre vom gewöhnlichen Leben her unmittelbar niemals begreiflich sein kann und daher nur verzerrt, profaniert oder bekämpft würde. Da aber doch im Laufe der Zeit *jedes* Mysterium den Weg ins Öffentliche gehen muss, hinterlässt es erst in *diesem* Stadium Artefakte und Spuren. Ein ähnliches Problem verhindert richtige Schlüsse gegenüber archäologischen Funden (siehe auch unten dazu): Die fortgeschrittenen Menschen erhielten ihre Leiblichkeit lange „weich und bildsam". Ihre Knochen verwesten rasch. Man findet heute ausschließlich Knochen zurückgebliebener, d.h. frühverhärteter Individuen. Es gibt keine andere Möglichkeit echter Altertumsforschung als die wahre Initiationswissenschaft, die ja genugsam seit 80 Jahren gearbeitet hat, siehe Literaturhinweise am Ende.

Uwe Topper verweist gerne auf Oswald Spengler, der mittels der ihm zugänglichen Kenntnisse Auf- und Niedergang der Kulturen dargestellt hatte. Spengler brachte durch scharfen Blick

zum Ausdruck, was geschehen wird, wenn die Europäer weitergehen wie bisher. Die rettende Alternative wurde in Gestalt der Anthroposophie abgewiesen, auch von Spengler, weshalb er nur noch den Untergang Europas sehen konnte. Was eben hierbei unbeachtet bleibt, ist dasjenige, worauf auch mit diesem Beitrag insgesamt aufmerksam gemacht werden will: Auf die Bewusstseinsdimension in jedem Menschen sowie auf die spirituellen Mächte, die nicht nur in das geschichtliche Geschehen eingreifen, sondern es auf ein bestimmtes Erdenziel hin lenken. Der lebendige Geist kann nicht aus Einzelgeschichten der Historie gewonnen werden, sondern nur aus dem wachen, schöpferischen Menschen, der zum Geist durchdringt (siehe „Der Goetheanumgedanke", GA 36, darin vier Artikel Rudolf Steiners zu Oswald Spengler).

Dass Germanentum und das bis heute entstellte Wesen des Christentums keine Gegensätze sind, sich nicht widersprechen, sondern wie die Glieder eines Organismus sich nicht nur im Entwicklungsgang geschichtlich verbunden hatten, sondern sich auch heute im geistoffenen Zeitgenossen verbinden können, das zeigt der vielleicht bedeutendste germanische Mythos in der Zusammenschau mit dem zentralen Geschehen des Christentums: Der Tod Baldurs ist tiefster Ausdruck altgermanischer Trauer um den Verlust ihres lichten Sonnengottes. Alle Wesen beweinen den Verlust. Doch sie wissen auch, dass der Verlust kein ewiger bleiben wird. Baldur wird der Hel entsteigen. Der Sonnengott Baldur, von allen geliebt, Baldur werde wiederkehren. Dazu einige Wortlaute Rudolf Steiners zur Erklärung der alten Bilder:

„Baldur [die Sonnenseherkraft] ist hinuntergesunken, und Nanna, die Menschenseele, sie empfindet die Tragik des Versinkens der alten Sonnenseherkraft. Jetzt ist sie höchstens noch in den Willenskräften vorhanden, verwandelt in das Weben der Willenskräfte. ... Baldur, der jetzt unten weilt in Hels finsterem Reich, da in den Menschen nur geblieben ist das Gold des Sinnenverstandes. In den heutigen Leibern kann die Sonnenseherkraft nicht mehr wirken, sondern nur in dem Unterbewusstsein, der Hel. Anthroposophie ist die nötige `neue Rune', die eigentliche Auferstehung d er deutschen Sprache, die tot war." (GA 161 „Wege der geistigen Erkenntnis und der Erneuerung künstlerischer Weltanschauung", 28.03.1906, S. 189)

„Der Christus hat die Macht, wiederum aufzuwecken das [die Sonnenseherkraft], was durch Baldurs Tod verloren ist. Wie Baldur erschien durch Wind und Wogen, so erscheint auch der Christus." (GA 161, S. 213; zum ätherischen Christuswirken in der Gegenwart siehe unten)

Aber auch hier gilt: Das geschieht nicht von außen durch irgendwelche abstrakten Geschichtsmächte, sondern es geschieht durch das einzelne Individuum. Ebenso bezeichnet Baldur nicht nur die Sonnenkraft im Menschen, sondern auch eine Wesenheit auf der Engelstufe, von der erstere eben ausstrahlt.

Anthroposophie als Geschichtskritik

Es gibt einige Beispiele, welche die Anthroposophie als Geisteswissenschaft als scharfe Chronologiekritikerin zeigt.

„Es wird hohe Zeit, dass man aufhört, die Dauer der Eiszeitkulturen auf 25, 60, 72 oder gar 110 Jahrtausende zu schätzen. Solche Annahmen schlagen jedem geschichtlichen Denken ins Gesicht und machen es völlig unmöglich, sich einen Übergang von der eiszeitlichen zur frühgeschichtlichen Menschheit (seit dem 4. Jahrtausend) vorzustellen. Da klafft eine viel zu lange Zeitlücke."

So schreibt ein über Geschichtsfragen arbeitender Schüler Rudolf Steiners in seiner Übersichtsschrift „Siebentausend Jahre Urgeschichte der Menschheit zwischen 12000 und 5000 v. Chr." (Sigismund von Gleich, Stuttgart 1950, 1969, 1987)

Sigismund von Gleich weiß auch um „mannigfaltige Erdkatastrophen", die es früher gegeben hat, und die freilich für Chronologiefragen berücksichtigt werden müssen. Die letzte der größeren liegt aber nicht um 1350 (nach Christus), wie heutige Chronologiekritiker mutmaßen, sondern früher. Uwe Topper sieht darin die vierte seit dem Untergang der Atlantis, die auch von ihm als die größte Katastrophe betrachtet wird.

Ernst Uehli schreibt in seinem Werk „Atlantis und das Rätsel der Eiszeitkunst":

„Zu den dringlichsten Erfordernissen, denen sich die Fachwissenschaft auf die Dauer nicht wird entziehen können, gehört die Korrektur der Eiszeitchronologie und damit auch der zeitlichen Abfolge des eiszeitlichen Kunstschaffens. Es dürfte für jeden Einsichtigen naheliegend erscheinen, dass die phantastischen Zeitangaben, welche sich von Generation zu Generation fortgepflanzt haben und in der Fachliteratur wie in populären Darstellungen sich weiter behaupten, einer gründlichen Revision unterworfen werden müssen und die bestehenden unrealen Vorstellungen durch die Realität des kosmischen Rhythmus ersetzt werden." (Vorwort zur zweiten Auflage Stuttgart 1956, die Erstauflage erschien schon 1936.)

Ebenso verweist Dr. Günther Wachsmuth unsere heutige Chronologie ins Reich der realitätsfernen Phantasie:

„Wenn wir die Änderungen der Stellung der Erdachse im Laufe der Evolution und die nur sehr allmähliche Beschleunigung der Eigendrehung berücksichtigen, ist evident, dass die heutigen Begriffe von ‚Tag' und ‚Jahr', ja sogar die größeren Rhythmen des platonischen Weltenjahres, d.h. die Wanderung des Frühlingspunktes durch den Tierkreis in etwa 25.920 Jahren, erst in relativ späten Zeiten anwendbar sind. Wir kommen auf letzteren Rhythmus noch zurück. Aber auch ‚Jahr' und ‚Tag' sind Begriffe, die in keiner Weise vom heutigen Geschehen auf frühe Phasen der Entwicklung übertragen werden können, wenn man den Phänomenen gerecht werden will. Deshalb hat das Ausrechnen von so und soviel Millionen oder Tausenden von Millionen von ‚Jahren', die dieses oder jenes Geschehen der frühen Evolution zurückliegen oder gedauert haben soll, keinerlei Realitätscharakter." (Günther Wachsmuth, Die Entwicklung der Erde. Kosmogonie und Erdgeschichte, ein organisches Werden, Band II, Dornach, 1950, S. 77)

Genug der Beispiele aus der anthroposophischen Sekundärliteratur („sekundär" bezeichnet diejenigen Schriften, die nicht von Begründer der Anthroposophie stammen) der letzten Jahrzehnte, an denen die Chronologiekritik bisher ebenso blind vorbeigegegangen ist wie die Schulwissenschaft, welche sie bekämpft. Die anthroposophische Geschichtskritik gilt nicht nur für die Vorgeschichte, sondern auch für die geschichtliche Epoche.

Warum ignorieren Chronologiekritiker die Anthroposophie?

Wie kommt es, dass noch keiner der Chronologiekritiker aus ihrer revisionistischen Sicht heraus die Anthroposophie als doch stark chronologiekritisch gewürdigt hat? Überall suchen Chronologiekritiker doch sonst nach Belegen für diese Thesen. Es liegt am esoterischen Charakter der Wissenschaft Anthroposophie, die doch immer wieder zu Unrecht für eine extravagante Religion gehalten wird. Es liegt ferner an ihrer vermeintlichen Nichtnachprüfbarkeit und womöglich an ihrem Wahrheitsanspruch, der mit einer gewaltigen Totalität, dazu in einer befremdlich anmutenden, d.h. ungewohnten Sprache vorliegt. Die Wurzeln der Zeitkritiker sind wohl zu sehr aus dem jüdischen Umfeld erwachsen, beeinflusst viel mehr durch die Schriften des Alten Testamentes als durch die entwicklungsgemäße Fortführung im Neuen Testament. Uwe Topper ist da eine Ausnahme, wie man seinem jüngsten Buch („ZeitFälschung. Es begann mit der Renaissance. Das neue Bild der Geschichtsschreibung", München, August 2003) entnehmen kann. Er erwähnt ein „Christusereignis", welches man neben dem alttestamentarische Zeichen berücksichtigen müsse. Christoph Pfister aber beispielsweise lässt in seinen Schriften kaum Gespür

für die religiöse Dimension erkennen. Das gilt insbesondere für die Dimension der Mystik wie für das irische bzw. iroschottische Christentum, dessen Kenntnis wesentlich hilft, die Einseitigkeit der katholischen Konfession zu verstehen und außerdem eine Brücke zur Anthroposophie darstellt, die wiederum an das Keltische anknüpft. Auch Christoph Marx, Computerpionier und ein Vater der deutschen Chronologiekritik, der allerdings auch auf dem Katastrophisten Velikovsky aufbaut, sieht nur Theaterspiele, wo im Verborgenen die Mysterien stattfanden. Jesus und Maria sind da *nur* mehr Symbole für Planeten etc. Dieses historische Verständnis ist zu eng. Dazu grundsätzliches von Rudolf Steiner:

„Die historischen Ereignisse fallen in einem gewissen Sinn auseinander. Man kann nicht im gewöhnlichen Sinn nur von Ursache und Wirkung sprechen und die Gegenwart nur wie eine Wirkung der Vergangenheit betrachten, insofern diese dasjenige enthält, was im Sinnenfälligen gefunden werden kann. Man kommt erst dann zu einer geschichtlichen Betrachtung, wenn man ***den Menschen anknüpft an das Übersinnliche*** *und in den geschichtlichen Tatsachen selbst nicht das sucht, als was sie sich zunächst äußerlich darbieten, sondern wenn man in ihnen dasjenige sucht, was einem zunächst nur geoffenbart wird: Einen übersinnlichen Vorgang im Weltgeschehen, in das die Menschen eingeflochten sind. Dann aber wird die Geschichte etwas anderes als die Betrachtung der aufeinanderfolgenden Tatsachen; dann wird die Geschichte das, was ich nennen möchte eine* ***Symptomatologie****".* (Gesamtausgabe 73: Vortrag vom 17.10.1918: Die Ergänzung heutiger Wissenschaften durch Anthroposophie, Hervorhebung durch A. F.)

Diese Symptome gelte es dann durch wache Zeitgenossenschaft zu erkennen. Einige Beispiele folgen unten.

Anthroposophie als okkulte Geschichtsforschung

Schon auf der *ersten* Jahresversammlung der deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft am 18. Oktober 1903 in Berlin sagte der eigentliche „Geschichtsrevisionist" Rudolf Steiner bezeichnenderweise, dass *seine* künftige Aufgabe in der bereits lange bestehenden theosophischen Bewegung die „**okkulte Geschichtsforschung**" sei (GA 34, Lucifer-Gnosis, S. 535). Theosophie hatte *vor* Rudolf Steiner damit nichts im Sinne. Diese okkulte Geschichtsforschung wiederum ist zu finden in der sogenannten „Akasha-Chronik". Im Zentrum der diversen Beziehungsgeflechte dieser Forschung ist die Lehre von Reinkarnation und Karma. In der Akasha-Chronik lesen konnten und können viele Menschen, doch alles persönliche Beimengen oder Weglassen der Ganzheit dessen, was darin steht, beruht auf der Reife dessen, der darin liest. So „übersahen" insbesondere die führenden Theosophen zu Lebzeiten Rudolf Steiners die Wirkung des Christus und blieben meist in buddhistischem, vorchristlichem Weisheitsgut befangen. Diese Nichtanerkennung der Christustat führte später zur Herauslösung der Anthroposophie aus der Theosophie. Die Kirche sah bisher und sieht nach wie vor in der von einem (so anderen!) Christentum sprechenden Anthroposophie stets etwas Gefährliches.

Auch von daher gibt es Anlass für die Chronologiekritik, sich mit der „Geisteswissenschaft" (von Rudolf Steiner als anderer Begriff für Anthroposophie oft verwendet) zu befassen. So mancher Ansatz der Chronologiekritiker hat ja gerade fruchtbare Impulse, das Althergebrachte, bisher nie Hinterfragte unserer Gewohnheit infrage zu stellen, indem der Einzelne sich selber gegenüber ehrlich Rechenschaft abgibt, was er ohne bloßes Nachsagen aus eigener Erkenntnis heraus über geschichtliche Vorgänge wissen kann. Dies, sowie die Aufdeckung deutlicher Fälschungen aus diversen Ego-Macht-Interessen, sind doch unbestreitbar Schritte in die richtige Richtung. Doch die große Gefahr auf diesem Gebiet liegt darin, den Positivismus, den Glauben an die Allmacht materialgestützter Forschung, zu verabsolutieren und auf dasjenige im Erstellen eines neuen Geschichtsbildes zu verzichten, worin der Goethe-Forscher Rudolf Steiner seinen Auftrag ergriff, und worauf er stets verwies: auf das Anknüpfen des Menschen an das **Übersinnliche**. Auch die Radiästhesie (der Bereich Pendel und Wünschelrute) und ähnliche Disziplinen sind nicht ohne weiteres damit gemeint; sie erreichen unter Umständen noch nicht einmal den Bereich des Lebendigen oder des Ätherischen, sondern meist nur sinnlich-„untersinnliche" Grenzbereiche. *Über* dem Ätherischen liegt die Seelendimension (Astralwelt) und der Geist, aus dem heraus Rudolf Steiner schöpfte, und wohin er all sein Schaffen ausrichtete. Anders gesagt: die „New-Age"-Methoden erreichen höchstens die untersten Schichten der „Auren" von Mensch und Natur, und selbst diese meist subjektiv verzerrt. Das ist etwa so, wie wenn man von einem vielstimmigen Orchesterwerk nur einzelne der untersten Basstöne hört – und danach die Komposition beurteilt (Es gibt selten Ausnahmen, wie z.B. die Forschungen von Barbara Brennan).

Wenn man etwa in keltischen Viereckschanzen Einrichtungen zur Beeinflussung des Wetters erkennen kann, was Angehörige des EFODON e.V. erforschten, so betrifft das die meteorologischen Mysterien der Erde. Für die Schulwissenschaft ist dies kaum nachweisbar. Schwerer bis unmöglich ist dann der Nachweis, dass es einen historischen Jesus gegeben hat. Ein Heiland ist in vielen Mythologien erwartet und angekündigt worden. Ob Er nun auf Erden wandelte, ist in der relativ jungen Geschichtswissenschaft umstritten. Was kann Anthroposophie, die abendländische, zunächst deutschsprachige esoterische Bewegung des 20. Jahrhunderts, zu dieser Frage beitragen? Rudolf Steiner sagte nun verblüffenderweise, der Heiland sei mit geschichtlichen Mitteln nicht zu belegen, darauf käme es auch gar nicht an, darauf *soll* es gerade auch nicht ankommen. Gewissermaßen mit arianischem Erkenntnismut behauptet Rudolf Steiner, der einzelne Mensch, jeder, kann dahin kommen, die Tatsache des Erdenlebens des Jesus Christus (und vieles andere auch) **übersinnlich** zu schauen, und zwar erst ab dem 20. Jahrhundert. Zuvor konnten das nur die Eingeweihten. Die Tatsache, dass nur wenige dies heute bereits vermögen, soll nicht gegen diese Behauptung sprechen. Heinz Grill z.B., der das Gewaltige unternahm, den alten asiatischen Yoga zu verchristlichen – und daher von der Kirche heftigst verfolgt wird (siehe sein Hauptwerk „Yoga und Christentum. Grundlagen zu einer christlich-geistigen Meditations- und Übungsweise", Soyen 1998, 4. Auflage), bestätigt die Aussagen Rudolf Steiners. Heinz Grill sagt gar, man könne nicht anderer Meinung sein wie der Geistesforscher Rudolf Steiner oder etwa Sri Aurobindo, sofern diese etwas äußern.

Manches Beispiel einer durch Rudolf Steiner schließlich eingetroffenen Voraussage gewisser Entwicklungslinien, die nie in die Freiheit des Menschen eingreifen, lässt sich leicht erbringen. Dass der Christus da gewesen ist, soll rein geistig, wie mathematische Vorgänge, einsehbar sein. Dafür hat der Christus laut Angaben Ru-dolf Steiners selbst gesorgt. Selbst der Apostel, der Europa das Christentum brachte, Saulus, hatte zunächst keinen Glauben, dass der große Christus-Sonnengeist sich kreuzigen lassen kann und wurde erst durch ein rein geistiges Erlebnis vor Damaskus eines Besseren belehrt. Dem muss nicht zwingend widersprechen, dass andere später „Paulus"-Schriften fälschten. Wie der europäische Norden, so hat auch der Christus keine schriftlichen Dokumente erstellen lassen. Die Evangelien sind Jahrzehnte später erst geschrieben worden, sie sind kein Beweis und sollen auch nicht als solcher gelten. Nur der Christus selber ist der Beweis, zu dem jeder Mensch, welcher Religion er auch angehört, sich selber erheben kann.

Das „Grabtuch“ und andere Spuren mögen echt sein. Sie beweisen aber nicht wirklich, *wer* vor 2.000 Jahren so gekreuzigt wurde. Dies kann nur der einzelne Mensch selber ergründen lernen. Der hier geschilderte Christus ist mehr als ein Religionsgründer der christlichen Religion. Er ist der Menschheitsrepräsentant wie auch tiefster Aspekt jeder Menschenseele. In der historisch „christlich“ genannten Religion hat er sich – lange vorbereitet - in der besonderen Geographie Palästinas (siehe Andreas Suchantke, „Mitte der Erde“, Stuttgart 1988, sowie vertiefend Kurt Jauch, Kosmisches Maß und Heiligtum. Kultgeometrie und ätherische Kräfte, Schaffhausen 2000), zunächst im Rahmen der jüdischen Religion mit dem damals weitest entwickelten Menschen Jesus von Nazareth bei der „Taufe“ durch Johannes verbunden.

An dieser Stelle soll gesagt werden, dass es in diesem Aufsatz nicht darum geht, die vielen auch voll berechtigten Probleme, die die Chronologiekritik aufwirft, abzuhandeln oder gar zu lösen. Zunächst einmal kann es nur darum gehen, den bislang unterschlagenen Faktor Anthroposophie überhaupt einmal zu Papier und dadurch zu Gehör zu bringen.

Anthroposophie als gegenwärtige Mysterienweisheit

Wenn Chronologiekritik nun aber in beinahe allen ihren publizierenden Vertretern einen historischen Jesus mit seiner Erlösungstat (worin die bestanden haben mag, darüber und über alles andere kann im Detail gesprochen werden) als Fabel hinstellt, so ist die Gefahr groß, das Kinde mit dem Bade auszuschütten. Man spricht dort gerne vom Mysterientheater der Antike, wonach Heilsgeschichte sich *nur* auf der Schaubühne, also gar nicht, zugetragen haben soll. Man hält sich irrtümlich am Abbild des verborgen zugrunde liegenden Urbildes fest und steigert sich dann auf rein materiellem Wege da hinein. Demgegenüber muss gesagt werden, dass alle Mysterien Übersetzungen ihrer Wahrheiten in Bild-, Mythen- und Kultus- („Theater“) -form zur geistigen Stärkung und Sinngebung der Völker gestalteten. Das ist aber eine sekundäre Einrichtung. Die primäre tritt nirgends in den öffentlichen Werdestrom ein, kommt also naturgemäß als geschichtsbildender Faktor nicht in Betracht. (So wenig wie Seele und Geist der Menschen z.B. wägbar sind, aber sehr wohl Tatenspuren hinterlassen).

Es ist ein immer wiederkehrendes Element in der altehrwürdigen Mysterientradition, dass manche Bildelemente wie eine Mutter mit ihrem Kind, ein ins Wasser ausgesetztes Baby, Heilungsgeschichten/ Auferstehungsbegebenheiten und anderes immer wieder auftauchen. In Pfisters „Matrix“ gibt es die eine oder andere verblüffende Parallele der untersuchten Namen, Zahlen und Epochen. Warum wird aber nicht der Frage nachgegangen, hier, etwa in der Namensgebung der handelnden Persönlichkeiten, einen Ausfluss des Mysterienwissens vorliegen zu haben? Eine Verschwörung von mächtigen Gruppen wird für möglich gehalten, wie aber steht es mit dem Faktor, von im guten Sinne verborgen wirkender Wissender im Hintergrund des politisch-kulturellen Lebens? Wir kennen z.B. den wundersamen Merlin, der neben und meist hinter König Artus seinen Einfluss geltend machte. Das aber ist nur ein Bild für den real existierenden Eingeweihten bestimmter Mysterien, der durch einen weltlichen Herrscher in die öffentliche Welt eingeflossen ist. Im alten Judentum war es im Prinzip nicht anders, dass dort „Propheten“ den Weltmenschen und später Königen den zu beschreitenden Weg wiesen.

Doch auch in der Geschichte der letzten 1200 Jahre kann der Begriff des „Übersinnlichen“ im Geschichtlichen konkret gefasst werden. Ein paar symptomatische Beispiele sollen das veranschaulichen:

Karl der Große ist für Chronologiekritiker unterschiedlicher Schulen als Herrscher des beginnenden 9. Jahrhunderts nicht existent (Paradebeispiel Heribert Illig), oder aber er bezeichnet eigentlich einen viel späteren Regenten gleichen Namens. Für Rudolf Steiners Erkenntnis dagegen ist Karl eine geschichtliche Gestalt, die in die Gralsmysterien vorbereitend hinführt (siehe dazu das Grundlagenwerk Walter Johannes Steins „Weltgeschichte im Lichte des Heiligen Gral. Das neunte Jahrhundert, Stuttgart 1928“). Und zwar ist der Germane Karl diejenige Gestalt, die im 9. Jahrhundert den älteren Nach-Ragnarök-Nordgeist im Zuge fortschreitender Entwicklung dem südlich-lateinischen Geist unterworfen hatte. Hier im neunten Jahrhundert bereitet sich das Verlassen der gemüthaften „Wartekultur“ der germanischen Seele vor, hinein in die immer intellektueller werdende Geschichtlichkeit des deutschen Geistes, von dem man etwa ab dem 10. Jahrhundert sprechen kann (Das erläutert Rudolf Steiner ausführlich in GA 64 „In schicksaltragender Zeit“ und in 2 Vorträgen der GA 51, „Über Philosophie, Geschichte und Kultur“). Gegenüber der Schulhistorie aber wird Karl der Große durch die Anthroposophie in einen Kontext gestellt, der ihn allerdings mit einem Gebiet in Verbindung bringt, welches die Wissenschaft lediglich für eine Mythe hält und in der Chronologiekritik auch keine rechte Farbe bekommt: das Gralsgeschehen. Dabei ist entscheidend, dass sich an Karls Hof noch *beide* Strömungen des Christentums befinden, wobei mit der unterlegenen zugleich die neue Bewusstseinsentwicklung des Gralsgeschehens in den Untergrund geht und erst im 12. Jahrhundert, dann aber sehr populär, eben exoterisch, Europa durchflutet. Wie bei dem Christus, so ist es auch mit den eigentlichen Gralsmysterien, man findet in der äußeren Welt und ihrer Wissenschaft natürlich nichts davon, dennoch gibt es sie, und man kann sich wie Parzival, oder später Faust, auf den Weg machen. Diese Mysterien bestehen gerade in ihrer Behütung.

Wenn sie unzeitgemäß einer dazu noch empfangsunfähigen Welt verraten werden, bricht der Weltenplan zusammen. Aus diesem Grunde ist die Gralsburg von „30 Meilen Geisterwald“ umgeben (Wolfram von Eschenbach), die der Aufbrechende erst einmal selber bewältigen muss. Es war Rudolf Steiner mit dem beginnenden 20. Jahrhundert, der den Weg wies, wie der Gralsucher zum Ziel finden kann.

Hroswitha von Gandersheim wird z.B. von Uwe Topper für das 10. Jahrhundert als zeitlich völlig deplatziert geschildert, untypisch für ihre Zeit. Die Umstände würden vielmehr für eine Schöpfung der Renaissance durch Conrad Celtis um 1500 sprechen. Rudolf Steiner gibt demgegenüber an, Hroswithas Seele sei der wiederverkörperte Plato. Dies ist freilich zunächst direkt schwer nachprüfbar, doch eine Erklärung ihrer Unzeitgemäßheit - und vielleicht auch ein Anlass, vorsichtig mit dem Urteil der Fälschung umzugehen. (Siehe hierzu H. Krause-Zimmer, Hroswitha von Gandersheim. Eine Karmastudie, Stuttgart 1995). Gefälscht oder erfunden sein können auch spätere Renaissanceerzeugnisse, die früheren Gestalten nur zugeschrieben werden.

Die **Jungfrau von Orleans, Jeanne d´Arc** (1412-1431), brachte durch ihren spirituell kämpferischen Einsatz den Keim der Unabhängigkeit Frankreichs und Englands voneinander. Was die Legende von engelhafter Weisung dieses Auftrages zu berichten weiß, bestätigte sich dem hellseherischen Blick Rudolf Steiners, und zwar ohne jede Trübung seines Bewusstseins, geschweige denn durch Hypnose, Trance oder andere Hilfstechniken, mit denen heutzutage versucht wird, hinter die äußere Sinneswelt zu blicken, wobei mitunter die irreführendsten Mitteilungen gegeben werden.

(Teil 2 folgt im nächsten Heft)

Das Ankh in Europa

(c) Axel und Herwig Brätz, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/2003

In SYNESIS Nr. 3 und 4/2002 fand eine kurze aber heftige Diskussion zu Gernot L. Geises Artikel „Europas Friedhof Ägypten?“ statt, in der u.a. die Frage diskutiert wurde, ob in den Grundrissen europäischer Städte sogenannte Ankh-Kreuze dargestellt sind.

Christoph Pfister wollte ein Ankh im Grundriss von Bern erkannt haben - die Funktion dieses Gebildes bleibt jedoch unklar und seine Existenz zweifelhaft. Auch im Stadtgrundriss von Würzburg soll sich so ein Zeichen befinden. Angelika Müller konnte gleich zwei in Münster ausmachen – bis ihr der Geduldsfaden riss, womit die Diskussion früh beendet war.

Zu früh eigentlich, denn es gibt in Deutschland eine Stadt, die das Ankh nicht nur im Grundriss, sondern sogar im Namen hat: es handelt sich um ANKLAM im Kreis Nordvorpommern.

Jedenfalls wurde eines klar: die Geschichtsforschung hat es bislang nicht geschafft, Instrumente bereitzustellen und Methoden zu entwickeln, mit deren Hilfe mittelalterliche Stadtstrukturen auf ihren Sinngehalt untersucht werden können. Die Städtenamenforschung ist so organisiert, dass a priori festgelegt wird, welcher Sprache der Name zuzuordnen ist (deutsch, slawisch, keltisch usw.) und damit basta.

Es scheint tatsächlich nie jemand auf die Idee gekommen zu sein, dass es zwischen den Strukturelementen der Städte (Namen, Gründungslegenden, Form des Mauerrings, Lokalisierung von Sakralbauten und Rathäusern, Gestaltung der öffentlichen Räume wie Straßen, Märkte, Brücken, Brunnen usw.) irgendeinen sinnvollen Zusammenhang geben könnte. Oder dass der Beginn des Johannes-Evangeliums Programm sein könnte für menschliches Schaffen – dass im Anfang einer Stadtgründung ein einziges „Wort“ stehen könnte, aus dem die Struktur heraus entwickelt wird.

„Schuld“ daran sind natürlich die vielen gefälschten Urkunden und Chroniken, die mangels anderer Belege letztlich doch ernst genommen werden und die Existenz vorstädtischer Strukturen dort vorgaukeln, wo es sie einfach nicht gibt. Zugleich wurde wohl nie die Möglichkeit einer über längere Zeiträume andauernden konsequenten Umsetzung solcher Ideen bedacht – obwohl doch jeder weiß, dass auch Rom nicht an einem Tag erbaut wurde.

In Erkenntnis dieser klaren Forschungslücke haben wir seit 2001 das „Urbanoglyphen“-Konzept entwickelt, das von folgenden Prämissen ausgeht:

• Städtebau im Mittelalter war religiös motiviert, diese Motive sind rekonstruierbar - Städte sind immer bis ins Detail geplant worden und als Kunstwerke wie Kirchenbauten, Altarbilder usw. anzusehen, deren letztlicher Zweck die Erlangung des allgemeinen Heils war.

• Städte lassen sich als Kunstwerke mit Hilfe der sogenannten freien Künste Mathematik,

Geometrie, Astronomie, Musik – Rhetorik (Mythologie), Grammatik (Onomastik), Logik) analysieren.

• Davon ausgehend haben wir hunderte Stadtgrundrisse in ganz Europa systematisch durchsucht und folgende Prinzipien bestätigt gefunden:

• Städte sind durchweg „geschaffen“ worden (und wohl nie und schon gar nicht zufällig „gewachsen“) (1),

• „Im Anfang“ der Städte war immer ein „Wort“ – in der Regel ein „Wortspiel“, dessen (oft mehrsprachig angelegte) Vieldeutigkeit virtuos in ein Strukturkonzept umgedeutet wurde.

• Straßen und/oder der Mauerumriss ergeben Figuren (2), die in Bezug zum Gründungswort stehen.

• Die Standorte der Sakralbauten entsprechen den Hauptsternen von Sternbildern (Sternbilder wurden offenbar als „göttlicher Bauplan“ verstanden), als deren Interpretation die Grundrissbilder anzusehen sind, zugleich sind die Sakralbauten wichtige Teile/Organe der dargestellten Figuren.

• Städte sind keine „Siedlungen mit einem Franziskanerkloster“ (wie Jacques Le Goff definiert hat) – sondern „Siedlungen mit einer Urbanoglyphe“, die freilich in der Regel von den Franziskanern entwickelt worden sein könnte.

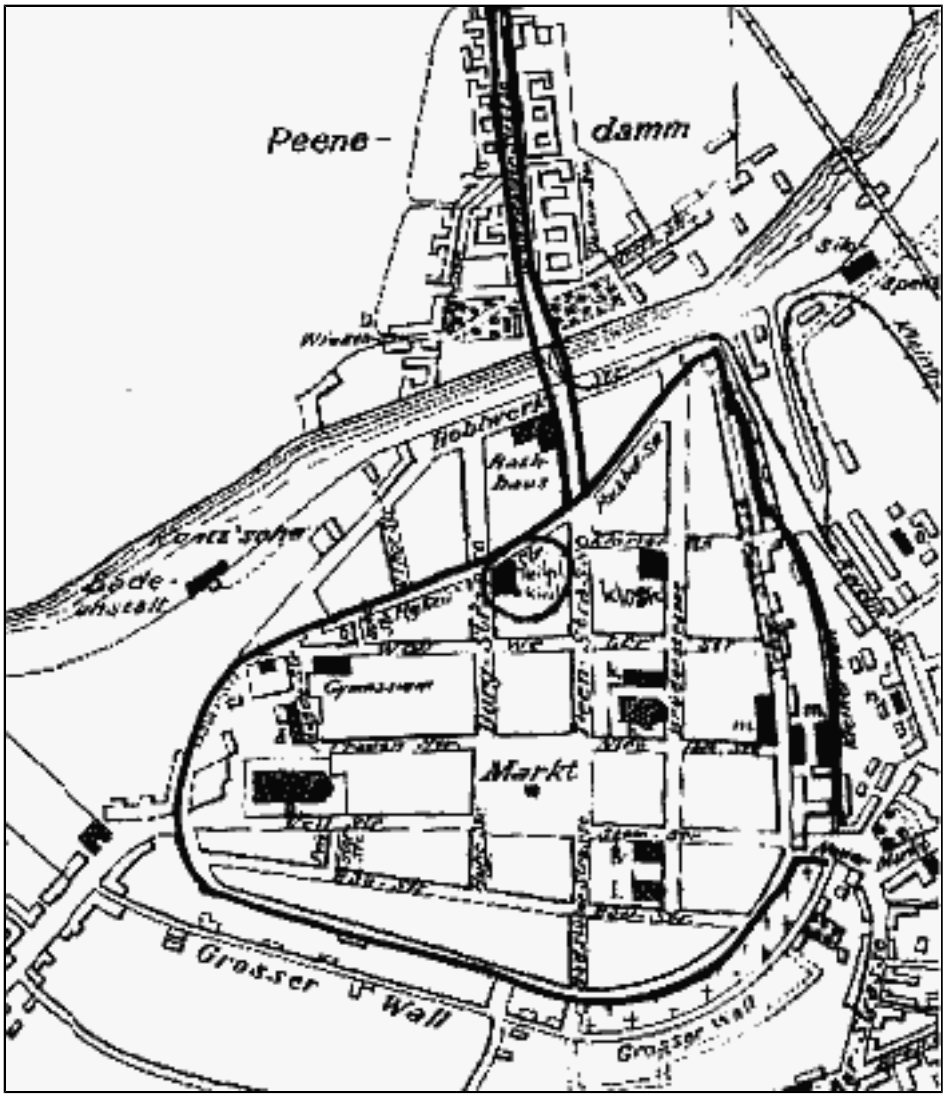
• Städte sind Bestandteil des zumindest europaweit geplanten „Himmelreichs auf Erden“.

Die gängigen Vorstellungen von einer „Roma Quadrata“ oder von den regelmäßigen „kolonialen“ Gitternetzen sind Fiktionen der Geschichtsschreiber – jedenfalls soweit sie europäische Städte betreffen, die – konventionell – zwischen 1100 und 1400 gegründet wurden.

Die Anfänge der Städte wurden – lt. Livius, den man getrost in eine Zeit nach der Beendigung der Stadtgründungswelle datieren kann – „durch Vermischung von Menschlichem und Göttlichen erhabener gemacht“. Diese Feststellung bezieht sich doch wohl auf die Stadtgründungen vor der Renaissance. Mit dem Brief an die Römer (1,22 ff.) wurde diese „Vermischung“ strikt verboten. In diesem Brief wird – obwohl er Teil einer „Heiligen Schrift“ ist und lt. Luther das „Haubtstück“ des Neuen Testamentes - mit übelster Diffamierung gearbeitet: wer nicht den „ewigen“ (also wohl gestaltlosen) Gott verehrt, sondern Bilder von sterblichen Menschen, Vögeln, Vierfüßern und Schlangen anbetet, wird „entehrenden Leidenschaften“ ausgeliefert, solche Männer werden an ihrem eigenen Körper bestraft für die Verwirrung ihres Denkens.

Spätere Städte wurden also nach rein geometrischen Prinzipien errichtet (als erste Stadt nördlich der Alpen: Marienberg in Sachsen). Das Wissen über die Grundrissbilder wurde natürlich trotzdem nicht vergessen, sondern geriet zum Geheimwissen (wenn es dies nicht schon vorher war).

Unser Konzept ergab überraschend zügig brauchbare Resultate, die endlich den sinnstiftenden Hintergrund der Stadtgründungswelle erhellen – und in beliebigen Orten Europas nachvollzogen werden können.



Stadtgrundriss von Anklam, Kreis Nordvorpommern

Christoph Pfister hätte damit herausgefunden, dass der Schweizer Hauptstadt das Wort „PETRIGENIO“ zugrunde liegt. Auf zwei Namen verteilt (Berno/Nydegg) – also gut versteckt – kann man es nur entdecken, wenn man die Figur des „Felsgeborenen“ gefunden hat – die bloß philologische Untersuchung des Namens führt (ähnlich wie in Berlin und Bernburg) in die Irre: da wird einem schnell „der antike Bär“ aufgebunden. Kleiner Tipp für den, der den „Felsgeborenen“ suchen möchte: der Heilige Geist schiebt ihn (der auch als „Löwenköpfiger“ aus dem Mithraskult bekannt ist) aus dem Fels. Der Mithraskult kommt leider in Pfisters Analysen bislang gar nicht vor, obwohl dieser Kult doch ein früher Weggefährte und Konkurrent des Christentums war.

Ralph Dillmaier aus Würzburg kennt sich - nach eigenem Bekunden - gut in dieser Stadt aus: vielleicht hat er also bereits erkannt, dass der Name „Würzburg“ ein Wortspiel mit dem Namen der Jungfrau ist: das die VIRGO und natürlich die viri, virens usw. ebenso einschließt wie das burgum und die Gewürze, die Spezereien. Die Kirchen der Stadt stehen so auf Erden wie am Himmel das Sternbild der Jungfrau – die Marienkapelle ist Spica. Maria ist demnach ein „spice girl“ – wenn man so will, und das ist nicht einmal Spaß. Der doppeltürmige Dom ist am Himmel der Doppelstern Porrima. Das Fünfeck der Innenmauer ist eine Bischofsmütze und der große Mauerbogen westlich des Mains der Bogen (die Krone) der Jungfrau, unter deren Schutz also die Fürstbischöfe stehen wollten

– man kann nicht einmal genau sagen, ob die Residenz eigentlich das Juwel an der Krone der Jungfrau oder an der Mütze der Bischöfe ist.

Angelika Müller könnte bei der nochmaligen Betrachtung des Münsteraner Stadtplans das MONSTER erkennen, das zugleich MEIN HERZ, MEIN STERN, MONS T(i)ER, MUSENSTERN, MNS-VTR = Menschenvater usw. ist: das Sternbild Leier in einer hyperkosmischen Sicht. Die erste Leier soll aus einem Schildkrötenpanzer gefertigt worden sein, und eine Riesenschildkröte mit der Synagoge im Hirn ist es auch, die hier „Maria Ueberwasser“ hält, nämlich die gleichnamige Kirche mit dem „Hinterbein“ eingeklemmt hat und sie so vor der Sintflut rettet. Natürlich alles aus Liebe, wie das Herz des Mauerrings bezeugt. Da Frau Müller kosmologische Ideen nicht fremd sind, könnte sie sogar auf die Idee kommen, dass - da der hellste Stern der Leier, die Wega nämlich, ja der hellste Stern ist, der jemals in die Nähe des Himmelsnordpols kommt - im Grundriss von Münster gewissermaßen die paradiesische Zukunft angekündigt wird, die mit dem Jahr 11.111 anbricht. Münster würde dann auch bedeuten: SMN-RT – was man vielleicht als „Zeichen der Rettung“ deuten könnte.

Ankh-Kreuze in der allgemein bekannten Form sind uns jedoch bislang nicht begegnet. Überhaupt haben wir keinen Beleg dafür gefunden, dass die europäische Kultur der altägyptischen vorausgegangen sein könnte – wohl aber zahlreiche Hinweise auf eine mittelbare Übernahme ägyptischer Ideen und Zeichen nach Europa. So wie Christus an die Stelle von Horus, der Adler an die Stelle des Falken und Maria (Magdalena) an die Stelle von Isis getreten sind, so werden in Europa dort, wo in Ägypten Ankh-Zeichen zu erwarten wären, Antonius-Kreuze gesetzt. Das AN(tonius- oder T-) Kreuz scheint eine auch sprachliche Weiterentwicklung des Ankh zu sein.

In den beiden Städten, zu denen wir längere Untersuchungen veröffentlicht haben – in Rostock und Eberswalde – haben wir solche T-Kreuze gefunden und beschrieben: sie dominieren die gesamte städtische Struktur. Der Bezug zu Ägypten ist dabei offenkundig, denn es geht jeweils um die Himmlische Hochzeit von Jungfrau und Löwe – das Geheimnis der Sphinx, des Skarabäus, der christlichen Zeitrechnung usw. Das ist natürlich für die Fachwelt – aber auch für die geschichtskritische Szene - starker Tobak, aber wer für Neues offen ist, kann es in unseren Büchern nachlesen und sich ein eigenes Bild machen.

Ein T-Kreuz gibt es auch im Grundriss von Anklam an der Peene. Der Name dieser Stadt lautete ursprünglich sogar Tanchlim – also T-ANCH-LIM. Es ist also zu vermuten, dass die Stadtgründer den Zusammenhang zwischen T = Antonius-Kreuz und Anch kannten und bewusst ausdrückten.

Die Slawisten haben den Stadtnamen in Beschlag genommen und für slawisch erklärt (was u.E. nicht ganz verkehrt ist, aber nur eine Komponente des Namens erhellt) – er soll von einer Person herrühren, die als „dicklich“, polnisch tegi, bezeichnet wurde. Wer diese Person sein soll, bleibt natürlich unklar – wir haben aber auch dafür eine Erklärung gefunden. In gleicher Manier wurde der Flussname Peene vom slawischen piana hergeleitet, was dann einen „Schaumfluss“ ergibt. Auf die Idee, den Flussnamen mit „Pein, poena“ in Zusammenhang zu bringen, kam bislang niemandem.

Es ist also unerklärlich, warum die Städtenamenforscher den Namen Anklam nicht auch aus dem Deutschen, Lateinischen oder Hebräischen erklären (dabei ist doch mit

Kenntnissen all dieser Sprachen bei den Stadtgründern zu rechnen) oder als Anagramm. Sie könnten z.B. auf folgende Inhalte stoßen:

• mal-nki – slawisch: „Kleiner“
• malik-nat - König-geboren
• ang(or) - Angst
• clamo – rufen, schreien
• lama - Sumpf
• lim(es) - Grenze
• mil(vus) - Weihe
• lamia - kinderfressende Ungeheuer
• lamenta - Wehklagen
• ansa - Griff, Öse
• Anker - das Sternbild Schwan, das Ankh am Himmel.

Diese Stichwortsammlung ist natürlich mit dem übrigen Befund zu konfrontieren – was Sprachforschern nicht möglich ist, weil sie diesen Befund nicht kennen oder – wie wir leider häufig feststellen mussten - nicht zur Kenntnis nehmen möchten.

Das T-Kreuz besteht aus Frauenstraße (dem Stammbalken in Ost-West-Richtung) und Peenstraße (dem Querbalken in Nord-Süd-Richtung). Die Frauenstraße teilt die Peenstraße so, dass die Länge von jeweils einer Hälfte zur Länge der Frauenstraße im Verhältnis des Goldenen Schnitts steht.

Die Kirchen von Anklam sind so über die Stadt verteilt, dass sich ein Abbild des Sternbilds Adler (Aquila) ergibt. Automatisch folgt hieraus eine weitere Bedeutung des Stadtnamens: Anklam dürfte mit Aquila (also auch mit der „Weihe“) korrespondieren, also u.a. Adlerstadt bedeuten. In Anklam gibt es denn auch eine Adler-Apotheke und ein Greifendenkmal, und der berühmte Bruchpilot Otto Lilienthal stammt auch von hier.

Die Straßen der Stadt scheinen auf den ersten Blick ein typisches „Gitternetz“ darzustellen, das jeden Mediävisten erfreuen würde. Es gibt jedoch eine entscheidende Abweichung von der Gitterform des Straßennetzes: Die Heilgeiststraße kreuzt die nördlich verlaufenden Straßen in einem spitzen Winkel – gerade so, als wäre über die Stadt der Heilige Geist gekommen – vielleicht wurde die Stadt zu Pfingsten gegründet.

Der Grundriss der Stadt ergibt dadurch das Bild eines Tierkopfes. Und damit keine Zweifel auftreten, ist dem Tierkopf mit dem Peenedamm, der schon 1312 erwähnt und künstlich angelegt wurde sowie mit der dazugehörigen Peenebrücke ein Horn angesetzt worden: Die Urbanoglyphe von Anklam ist der Kopf eines Einhorns!

Die Heilgeistkirche, deren Wiederaufbau im Jahre 1738 der preußische König Friedrich Wilhelm I. persönlich (natürlich als Garnisonskirche) angeordnet hat, ist das Auge des Tiers. Die Marienkirche, die eigentliche Hauptkirche Anklams, liegt dem Tier auf der Zunge, die zum Demminer Tor (nach Westen) hinaushängt. Das Augustiner-Mönchskloster wurde ins Gehirn gesetzt. Die Synagoge wurde (spät, also in Kenntnis des Grundrissbildes) an die Stelle der Nase gesetzt, der Markt ist die Mundhöhle, der Neue Markt der Schlund. Der Bahnhof der Stadt wurde im XIX. Jahrhundert – wieder in Kenntnis des Bildes – an die Stelle des Herzens gebaut. Die Nikolaikirche ist mit ihrem ehemals über 100 m hohen Turm das bedeutendste Bauwerk der Stadt – sie stellt den

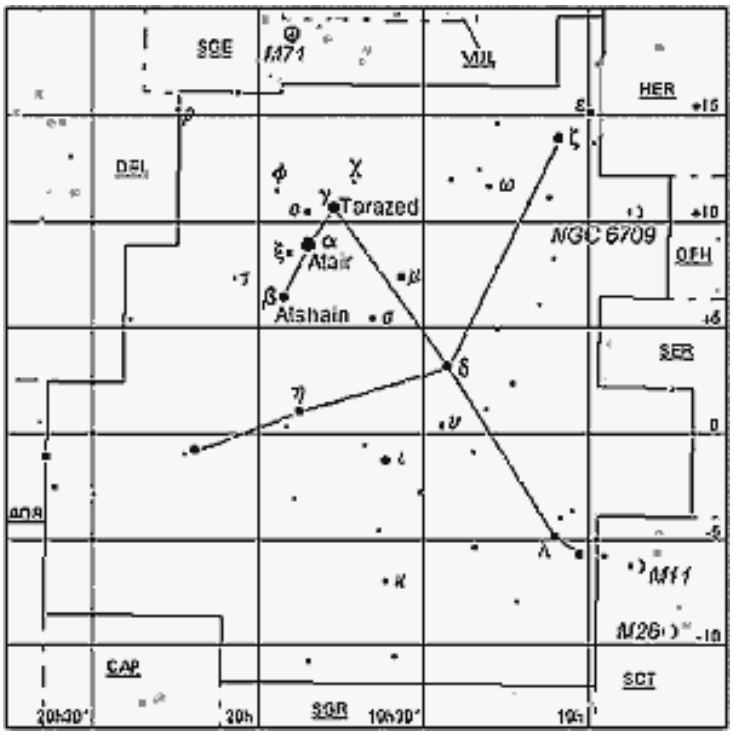
Gaumenzapfen dar, den man nur sieht, wenn jemand laut schreiend den Mund öffnet. Das Tier schreit also und auf der Zunge liegt ihm der Name der Maria. Einer Jungfrau und Mutter. Das Einhorn kann nur Jesus selbst sein, der seine Braut und Mutter ruft (wer sonst könnte einen solchen Gaumenzapfen haben?).

Es gibt verschiedene Vorstellungen vom Einhorn – keineswegs waren es alles pferdeähnliche Wesen – wenn sie ihr Horn verloren, wandelten sie sich in ihre eigentliche Gestalt. Die eigentliche Gestalt des Anklamer Einhorns verrät der Name der Stadt: es ist ein Lamm. Der Adler scheint es aus den Peenesümpfen (lamia) zu retten. Da der Fluss Peene häufig die Grenze zu Schweden und früher anderen pommerschen Landesteilen war, war das Horn regel- und „planmäßig“ verloren, „pein-lich“ für ein Einhorn, dem dann wohl soviel Schaum vor den Lippen stand, dass die Peene sich zum Schaumfluss wandelte.

Im Wappen befindet sich neben dem Greifen eine Pfeilspitze. Die Kunst der Urbanoglyphen-Analyse besteht nun darin, aus den so gefundenen Komponenten

- T- Anch-(=Antonius-)Kreuz
- Adler, Greif, Weihe
- Einhorn
- Lamm
- Pfeil
- und den weiteren Deutungen des Namens

den Mythos zusammenzusetzen. (Auf die musikalische Analyse verzichten wir an dieser Stelle – man könnte z.B. versuchen, aus dem Winkel, unter dem die Heilgeiststraße die anderen Straßen in verschieden lange Abschnitte teilt, harmonikale Sentenzen herausfiltern.)



Das Sternbild Adler

In Anklam dürfte es sich um eine christliche Ausformung des Ganymed-/Antinous-Mythos handeln (Man kann sich nun fragen, wann und wie dieser nach Pommern gelangt sein kann – wir verzichten hier auf eine Spekulation zu dieser Frage). Die Funktion des Adlers wird dadurch klar: er ist

a) „der Alte“ - Zeus, Gottvater oder
b) „die Alte“ - eine Weihe (MIL-vus) – die Muttergottes (Isis oder Nephthys, die häufig als Weihen abgebildet wurden),
die das Einhorn-Lamm „ergreifen“ und zum T=Ankh-Kreuz schleppen. Das Tier hat also allen Grund zum Schreien!

Und die Verfasser des Briefes an die Römer hatten allen Grund, diese Art Bilder zu verdammen, denn es gehört schon eine Menge Mut und Phantasie dazu, den Mundschenk der Götter und Lustknaben des Kaisers mit Jesus gleich zu setzen.

Die Stadtgründer dürften sich vom Gleichklang von Antinous und Antonius leiten gelassen haben – beide Figuren sind natürlich mit Ägypten verknüpft. Ganymed ist der „kleine, dickliche, gerade geborene König“ (wie man ihn von dem berühmten Rembrandt-Bild her kennt), der von einem Adler auf den Olymp entführt wurde. Antinous hingegen wurde geopfert zum Ruhme und langen Leben des Kaisers Hadrian – dessen Namen sich leicht in Har-Dian (der „Aar-Gott“ Horus oder „Horus-Diana“) verwandeln lässt und dessen „Historizität“ genauso zweifelhaft ist wie die Cäsars. Antinous hieß ein Sternbildchen unterhalb des Adlers, das heute „Schild des Sobieski“ heißt – im Grundriss von Anklam wurde an dieser Stelle ein „Stift“ gebaut – zum Gedenken an den „Stift“ Antinous/Ganymed.

Der Pfeil auf dem Wappen dürfte das verlorene, aber glücklich gerettete Horn des Einhorns sein – bekanntlich galt es im Mittelalter als Wunderheilmittel. Auch heute schwören manche auf Heilung mit Pfeilen – auf die Akupunktur. Wenn der Pfeil wirklich der Stralsundische sein soll (denn im Stralsunder Wappen befindet sich auch ein Pfeil), so könnten die Stadtgründer sich dort die Inspiration zu dem Bild geholt haben: die Stralsunder Urbanoglyphe zeigt ebenfalls ein Einhorn und einen Vogel.

Man kann natürlich den Kopf des Einhorns mit dem T-Kreuz kombinieren, um ein Ankh-Kreuz zu erzeugen. Aber das wäre dann doch kein richtiges Ankh...

Anmerkungen

(1)Diese These ist im Jahre 2001 auch von den zwei Stuttgarter Autoren Klaus Humpert und Martin Schenk in Buch und Film vorgebracht worden – leider waren sie nicht bereit und willens, tiefer in den Planungsprozess der Städte einzudringen.

(2) Hansmartin Ungericht, der mit dem Ulmer Spatzen wohl als erster eine Grundrissfigur publik gemacht hat, möchte diese Figuren – im Vertrauen auf alte Urkunden und Chroniken – als Archetypen aus der grauen Vorzeit überliefert wissen.

sy59.jpg %d×%d pixels

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/weltraum/apollo/SY5904 GLG - Apollo 11.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/pyramiden/weitere/SY5905 Prahl - Pyramiden.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/vorzeit/roth/SY5910 Roth - Homo-sapiens-Genesis.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/chrono/topper/SY5913 Topper - Zeitfaelschung.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

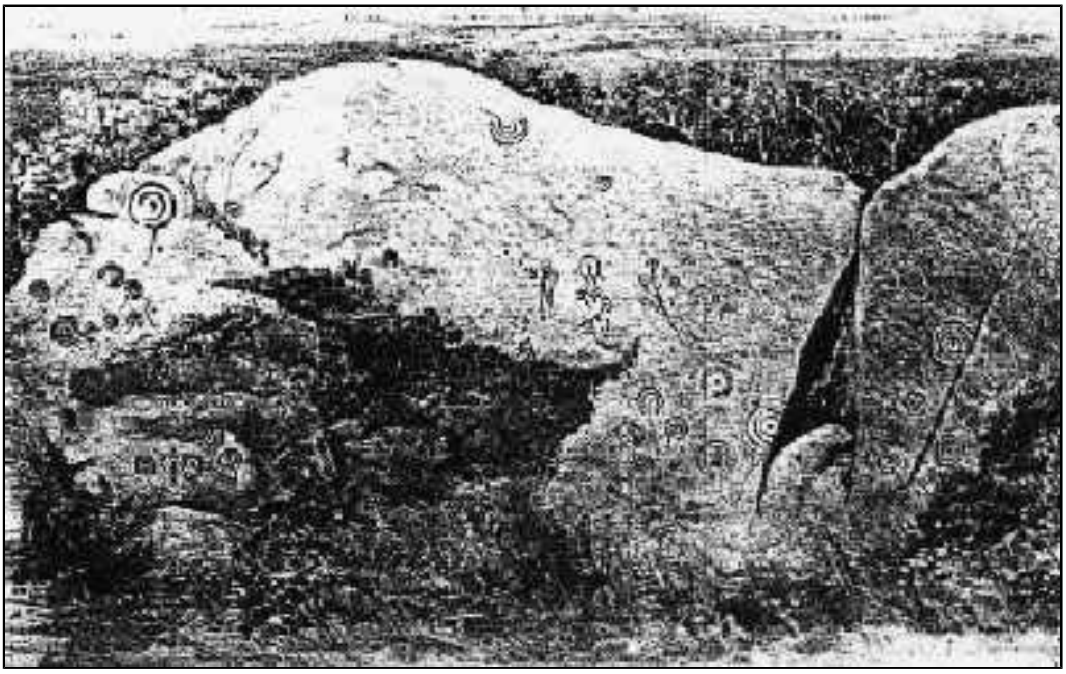
Der Sturz des Phaéthon

(c) Günter Bischoff, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 5/2003

Erst seit wenigen Jahren ist sich die Menschheit einer besonderen Gefahr aus dem Weltall bewusst geworden. Nach Meinung vieler Wissenschaftler können Asteroiden und Kometen von Zeit zu Zeit die Erde treffen und das irdische Leben auf das Äußerste gefährden. Das bekannteste Ereignis fand vor 65 Millionen Jahren statt, als ein etwa zehn Kilometer großer Steinmeteorit in Mittelamerika einschlug. Infolge der weltweiten Klimaverschlechterung starben neben den Sauriern auch die meisten anderen Tierarten aus. Zum Glück fallen derart große Trümmerstücke des Sonnensystems nur im Abstand von mehreren Millionen Jahren. Häufiger dagegen haben kleinere Himmelskörper beim Einschlag auf der Erdoberfläche lokale Katastrophen ausgelöst, die in der Erinnerung der Menschen haften geblieben sind, obwohl jene schon Jahrtausende zurückliegen.
Ein ungewöhnlicher, von der Wissenschaft bislang nur wenig beachteter Meteoritenfall ereignete sich aller Wahrscheinlichkeit nach vor reichlich 3200 Jahren. Wenn die vorliegenden Deutungen richtig sind, dann war es das folgenschwerste Impaktereignis der jüngeren Menschheitsgeschichte, nämlich der Einschlag eines hundert bis zweihundert Meter großen Asteroiden vor der Küste Helgolands. Möglicherweise wären die Astronomen und Geologen bis heute nicht auf das Naturereignis aufmerksam geworden, wenn nicht eine alte Legende zu Nachforschungen angeregt hätte.

Die Legende von Phaéthon

Mehrere antike Dichter und Historiker erwähnen diese griechische Sage und berichten über Einzelheiten, darunter neben Hesiod, Solon und Aischylos auch Euripides, Aristoteles und Plutarch. Die umfangreichste Quelle darüber findet man aber in den „Metamorphosen“ [1] des römischen Dichters Ovid (41 v.Chr. bis 17 n.Chr.), der sein Wissen aus älteren, zum Teil verloren gegangenen Schriften schöpfte. In aller Kürze dargestellt, berichten Ovids Verse über folgendes [2].
Phaéthon, der auch den Beinamen „der Strahlende“ und „der Lodernde“ trägt, bittet seinen Vater Helios, einen Tag lang die Sonnenrosse führen zu dürfen. Trotz der ernsten Bedenken und Warnungen des Vaters bleibt Phaéthon bei seinem Verlangen. Ihm aber muss Helios eine Bitte erfüllen, weil er das als Beweis seiner Vaterschaft beim Styx geschworen hatte. Als die Sonnenrosse fühlen, dass ein Unerfahrener die Zügel hält, brechen sie aus der Bahn und stürmen der Erde zu. Furchtbare Brände zerstören Wälder und Städte, wegen der entsetzlichen Hitze trocknen Flüsse und Quellen aus. Ehemals fruchtbare Gebiete werden zur Wüste, schreckliche Erdbeben erschüttern die Welt, überall birst der Grund, Berge entbrennen in feuriger Glut, Asche und qualmender Rauch verhüllen die Erde in schwarzes Dunkel. Dreimal weicht das Meer zurück, um mit vernichtenden Fluten wiederzukehren. Schließlich erbarmt sich Zeus der bedrohten Erde und schleudert Phaéthon mit einem Blitzstrahl vom Wagen. Phaéthon stürzt in die Mündung des Eridanos, an dessen Ufern ihn seine Schwestern, die Heliaden, mit blutigen Tränen beweinen, die zu Bernstein werden. Aus Trauer um den Tod ihres Bruders werden die Heliaden in Pappeln verwandelt.



„Routing Linn Inscribed Rock“ (Georg Tate, Ancient British Sculptured Rocks of Northumberland and the Eastern Borders, 1865). Wurde hier die Erscheinung des Phaéthon dargestellt?

Die bildende Kunst hat Phaéthons Sturz gern für Sarkophagreliefs und Gemmenbilder verwendet, weil der Mythos die Vergänglichkeit des Lebens in poetischen Bildern darstellt. Auch Maler wie Tintoretto oder G. Moreau nahmen sich des Themas an.

Wie bei jeder Legende erhebt sich nun die Frage, ob sich vielleicht ein von Menschen erlebtes reales Geschehen dahinter verbirgt. Ovid selbst war bei Phaéthon von einer Naturerscheinung ausgegangen, die „allenfalls vergleichbar“ wäre mit einem Meteor oder einer Sternschnuppe. Der Körper müsse auf jeden Fall den Erdboden an einem bestimmbaren Ort berührt haben.

Als erster in der Neuzeit stieß J. W. v. Goethe auf dieses Problem, der bekanntlich auch viel beachtete naturwissenschaftliche Studien trieb. Er vermutete ebenfalls ein tatsächliches Ereignis, nämlich das Herabstürzen eines meteoritischen Körpers auf die Erdoberfläche [3]. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die geologischen Erkenntnisse bereits deutlich fortgeschritten, und so konnte F. X. Kugler erste Beweise für den Absturz eines Himmelskörpers finden [4]. Er widersprach damit Deutungen des bekannten Philologen Willamowitz-Möllendorf, der Phaéthon lediglich für den Morgenstern Venus hielt. Phaéthons Sturz wurde von Kugler erstmals mit der Deukalionischen Flut in Zusammenhang gebracht, die Griechenlands Küsten im 13. Jh. v.Chr. überschwemmte.

Im Jahre 1965 fasste der nordfriesische Pastor und Archäologe J. Spanuth alle mit dem Phaéthon in Verbindung stehenden Erscheinungen zusammen und stellte sie den archäologischen Befunden und schriftlichen Überlieferungen vieler Hochkulturen aus der Bronzezeit gegenüber [5]. Er sammelte auch als erster umfangreiche Beweise, dass Phaéthon den Untergang von Atlantis ausgelöst haben könnte. Lange Zeit rätselte er aber selbst über die Art der Himmelserscheinung: war es nun ein herabstürzender Riesenmeteorit oder der Unheil bringende Schweif eines Kometen, in den die Erde geraten war?

Im Jahr 1979 meldete sich ein anerkannter Geologe zu Wort. Prof. W. v. Engelhardt aus Tübingen sprach sich nachhaltig für den Einschlag eines Großmeteoriten aus. Nach Ovid soll er in die Mündung des Bernsteinflusses Eridanos gestürzt sein, und so beschrieb v.

Engelhardt das Schreckensszenario beim Einsturz eines derartigen Körpers in das Meer mit allen Folgeerscheinungen: riesige Dampfwolken bis in große Höhen, katastrophale Wolkenbrüche und Flutwellen, die weitaus höher sind als die von einem Erdbeben ausgelösten Tsunamis [3]. Nach v. Engelhardt und einigen antiken Autoren müsse es sich bei dem legendären Fluss Eridanos um den ins Mittelmeer führenden Po handeln. Doch in der nördlichen Adria gibt es keine Einsenkung, die auf einen Meteoriteneinschlag schließen lässt.

Der Bernsteinfluss Eridanos

Für die Enträtselung der Phaéthon-Legende ist die Lokalisierung dieses aus der griechischen Mythologie bekannten Flusses von großer Wichtigkeit. Bei der Identifizierung des Eridanos‘ sind in der Wissenschaft erstaunlicherweise nur fünf Möglichkeiten ernsthaft erörtert worden. Das sind einmal die zwei Mittelmeerzuflüsse Rhône und Po, zum anderen die Nordseeflüsse Rhein, Elbe und Eider. Die Rhône oder den Po anzunehmen, war nicht völlig abwegig, denn hier endeten wichtige Bernsteinstraßen der Bronzezeit, und schließlich fand die Deukalionische Flut an einer Mittelmeerküste statt. Dennoch widerspricht dies dem wichtigen Hinweis antiker Autoren, dass der Eridanos in das „Kronos-Meer“ (d.h. die Nordsee) oder in den „hyperboreischen Ozean“ floss. Bei ihren Diskussionen hatten es sich die Forscher jedoch unnötig schwer gemacht. Die drei Flüsse Rhodanus, Padus und Rhenus werden nämlich in den „Metamorphosen“ [M II, 258] unter eigenem Namen aufgeführt, und diese entsprechen zweifelsfrei der heutigen Rhône, dem Po und dem Rhein. Als Eridanos kommen also von vornherein nur die Elbe oder die Eider in Betracht.

Spanuths eingehende Untersuchungen sprechen mit einiger Sicherheit für die nur knapp zweihundert Kilometer lange Eider [5, S. 168 ff.]. An ihren Ufern wird heute noch – im Gegensatz zur Elbe – Bernstein angespült. Und sie strömt, übereinstimmend mit dem Namen, westwärts in die Nordsee. „Eridanos“ bedeutet nämlich „Strom vom Morgen“ oder „Strom von Osten“. Zu einem berechenbaren Fluss ist die Eider erst durch die Deichbauten der letzten fünfhundert Jahre geworden. Vorher füllte sie das ganze bis zu zwanzig Kilometer breite Eidertal aus und war wirklich ein mächtiger Strom. Während der Flut konnte damals das Meerwasser bis Hollingstedt aufsteigen und einen breiten Meerbusen bilden. In der Bronzezeit war die Eider der größte und bedeutendste Fluss der gesamten kimbrischen Halbinsel, der sich im Laufe der Jahrhunderte zur wichtigen Verkehrsader für die Menschen der Nordischen Bronzekultur entwickelt hatte. Unmittelbar vor der damaligen Mündung, östlich von Helgoland, lag die Hauptbernsteininsel „Basileia“, die das wirtschaftliche und kultische Zentrum dieser Kultur war. Noch im 13. Jh. v.Chr. gab es einen kurzen, direkten Seeweg von Alt-Helgoland in die Ostsee. Die Eider war über ihren nördlichen Nebenfluss Treene, weiter über die Rheider Au bis zur Schlei hin fast durchgehend schiffbar. Die kleine Lücke zwischen beiden Flüssen dürfte durch Kanalbauten geschlossen worden sein [8].

Sollte trotz Spanuths überzeugender Argumentation dennoch die größere Elbe der antike Bernsteinfluss gewesen sein, wie bespielsweise der Verkehrsgeograph R. Hennig vermutete, so lag auch deren Mündungsgebiet in der Bronzezeit in unmittelbarer Nähe der Felseninsel.

Der Asteroid Phaéthon fiel also der antiken Sage nach in die bronzezeitliche Eider- oder Elbmündung südlich von Helgoland. Tatsächlich gibt es einige geologische Besonderheiten, die nur durch das Einwirken eines plötzlichen, schockartigen Ereignisses erklärbar sind. Einmal ist es ein etwa zehn Meter hoher untermeerischer Steilabbruch dreihundert Meter vor der Westküste, der einem allmählichen Absinken des Felsmassivs

völlig widerspricht. Aus dem Abstand zur heutigen Brandungsküste kann auf einen Zeitpunkt vor rund 3000 Jahren geschlossen werden [5, S. 155]. Auf ein anderes Phänomen machte 1977 der Kieler Geologe H. Steinert aufmerksam. Etwa fünfunddreißig Kilometer nördlich von Helgoland wurden bei seismischen Messungen ganz unerwartet mehrere „Aufschuppungen“ im ansonsten flachen Nordseegrund festgestellt. Alle fünfhundert bis tausend Meter Entfernung voneinander wurde bis zu zehnmal aus einer Tiefe von hundert Metern heraus der Meeresboden schräg gestellt, und das deutet auf einen sehr hohen Druck aus südöstlicher Richtung hin.

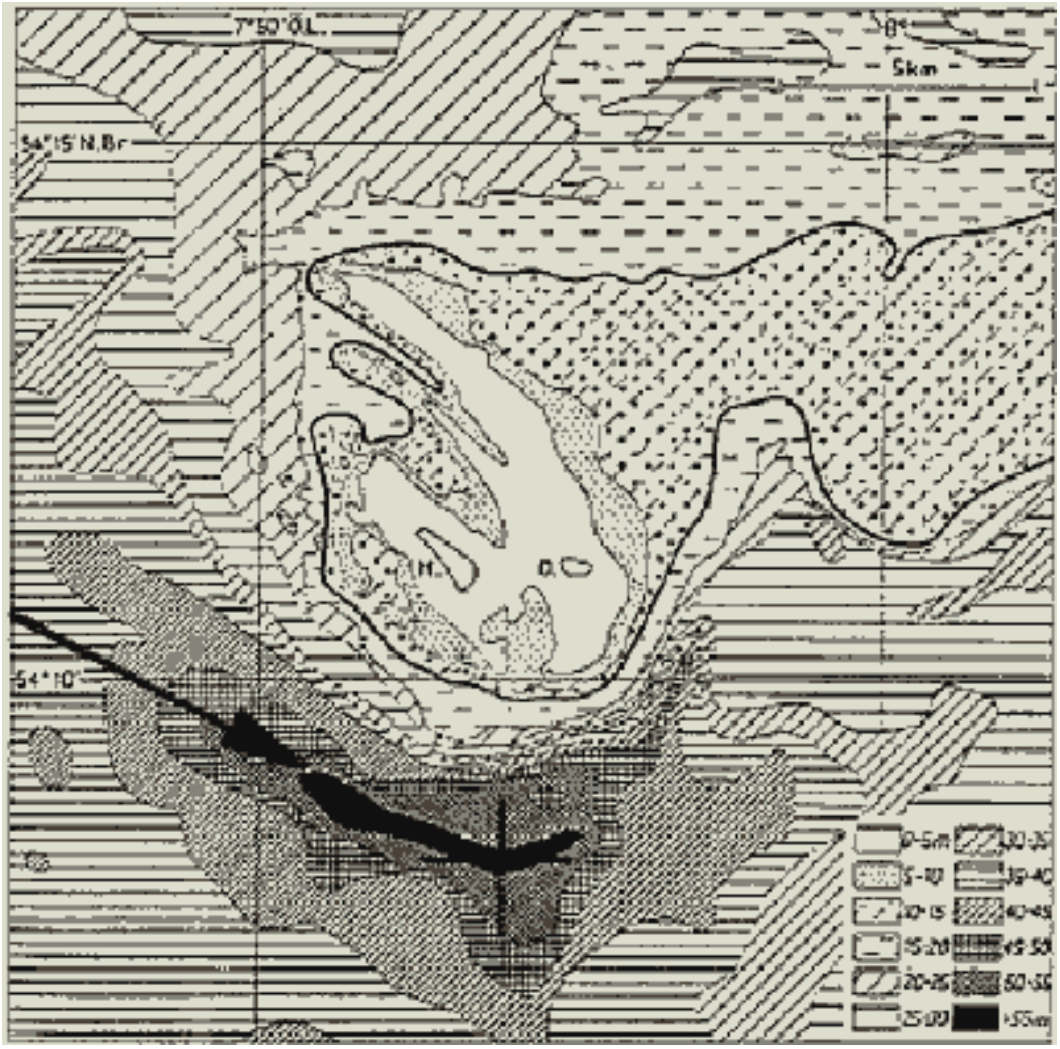


Abb.1: Morphologie des Helgoländer Seegrundes (15-m-Tiefenlinie besonders hervorgehoben). Mit Helgoland (H.), der Düne (D.) und dem Helgoländer Loch (dunkel) [12]. Vermutliche Absturzrichtung (à) und Aufschlagstelle (+) des Phaéthon

Tektonisch einmalig in der Deutschen Bucht ist weiterhin das sogenannte „Helgoländer Loch“, nur reichlich drei Kilometer vom Südhafen der Insel entfernt gelegen. Eine längliche, schiefe Einsenkung liegt mit einer Gesamttiefe von 57 Metern reichlich zwanzig Meter tiefer als der übrige Meeresboden der Umgebung. Sie könnte durch den flachen Einsturz eines größeren Asteroiden an dieser Stelle entstanden sein. Eine geologische Untersuchung unter dem Gesichtspunkt eines Impakts steht leider noch aus.

Trotz Auffüllung mit Sedimenten in den letzten 3000 Jahren hat das Helgoländer Loch noch eine Ausdehnung von etwa vier mal fünfzehn Kilometern. Aus der ungefähren Ost-West-Lage der lang gestreckten Einsenkung und ihrer tiefsten Stelle im östlichen Bereich kann auf eine Einsturzrichtung des Objekts aus West-Nordwest geschlossen werden.

Dass hier tatsächlich ein kosmischer Körper niederging, belegt auch das sogenannte

„Wunderbuch“, das wohl irrtümlich dem griechischen Philosophen Aristoteles zugeschrieben wurde: „Die elektrischen Eilande (d.h. Bernsteininseln) sind durch den Fluss Eridanos angespült worden. In der Nähe des Stromes ist auch ein See mit warmen Wasser, das einen üblen Dunst ausströmt. Kein Tier trinkt aus ihm, kein Vogel fliegt über diesen See, oder er fällt hinein und stirbt. Dieser See hat einen Umfang von 200 Stadien (37 km). In diesen See, so sagen die Eingeborenen, sei Phaéthon gestürzt“ [5, S. 168].

Apokalypse auf der Nordhalbkugel

Auf eine außergewöhnliche Naturkatastrophe an der Nordseeküste am Ende der Bronzezeit machten schon 1844 der dänische Forscher E. Forchhammer und 1910 der deutsche Geologe D. Wildvang aufmerksam, ohne den Zusammenhang mit einem Asteroidenabsturz zu ahnen. Sie rekonstruierten eine mindestens zwanzig Meter hohe Flutwelle, die demnach dreimal höher als bei den schlimmsten Sturmfluten war. Mehrere Brandungswälle an den Küsten wurden aufgerichtet, und eine Geröllschicht von hundert dänischen Quadratmeilen (über 5000 km²) bedeckte das Landesinnere. Neben der etwa zwanzig Kilometer großen Hauptbernsteininsel Alt-Helgoland wurden auch viele andere Inseln und Marschen vor der heutigen Westküste Schleswig-Holsteins zerstört.

Aber nicht nur die deutsche und dänische Nordseeküste wurden schwer verwüstet und für lange Zeit unbewohnbar gemacht. In mehreren Gebieten Europas kam es zu gleichzeitigen großflächigen Waldbränden, wie z.B. im damals unbewohnten Hochschwarzwald, in Holland, Norddeutschland und Skandinavien. Blitzschläge und durch Menschenhand gelegte Feuer waren bisher nur unzureichende Erklärungen dafür. Phaéthons Hitze während des Absturzes entzündete statt dessen die Moore und Wälder. Ein durchgängiger Brandhorizont in den Mooren der Norddeutschen Tiefebene bestätigt eine umfassende Katastrophe in der ausgehenden Bronzezeit [5, S. 192 f.]. Es muss dabei ein orkanartiger Sturm getobt haben, denn unzählige der als standhaft geltenden Eichen wurden entwurzelt. Archäologen fanden Überreste dieser Bäume in Schleswig-Holstein und im Emsland [27].

Die völlige Verwüstung weiter Landstriche zwang die Menschen an der Nord- und Ostseeküste, in südlichere Länder auszuwandern. Sie rissen dabei andere Völkerschaften mit und gelangten bis nach Griechenland, Kleinasien und Ägypten, wo 1191 v.Chr. eine gewaltige Entscheidungsschlacht im Nildelta stattfand, die mit der Niederlage der so genannten „Nord- und Seevölker“ endete. Griechenlands bronzezeitliche Bevölkerung wurde nach der Katastrophe so stark dezimiert, dass nach der Blüte der Mykenischen Kultur das „Dunkle Zeitalter“ folgte.

Eine weitere Folge des Asteroidenabsturzes waren die ausgelösten weltweiten Erdbeben. Vermutlich verursachten diese wiederum zahlreiche Vulkanausbrüche, wobei der Ätna erstmals nach längerer Pause wieder ausgebrochen sein soll. Am Verhängnisvollsten war jedoch die Explosion des Vulkans Santorin auf der kleinen Ägäis-Insel Thera [9]. Die sich von dort ausbreitende riesige Flutwelle, die als Deukalionische Flut in die Geschichte einging, zerstörte viele Siedlungen auf den nahe gelegenen Inseln und an Griechenlands Küsten.

Offenbar stehen noch weitere Naturkatastrophen dieser Zeit in anderen Erdteilen mit dem Phaéthon-Absturz in Zusammenhang. Tempelanlagen aus Stein wurden durch verheerende Feuersbrünste in Ägypten und Syrien zerstört, die durch kriegerische Einwirkungen nicht erklärbar sind. Zeitgenössische Urkunden berichten in diesen beiden Ländern vom Kometen „Sekhmet“ oder „Typhon“ und vom Stern „Anat“, der „die Völker mordete“ [6,10]. Durch Phaéthons Hitze soll Äthiopiens Volk seine schwarze Farbe erhalten haben; auch Indien lag „unterm Brand des Gestirns“ [M. I, 778]. Möglicherweise berichten ebenso die Maya-Schrift Popol-Vuh und andere mexikanische Überlieferungen von den Verheerungen

dieses ungewöhnlichen Himmelskörpers.
Gerade die alten ägyptischen Texte, vor allem aus der Regierungszeit Ramses III., ermöglichen nun eine genauere Datierung der frühgeschichtlichen Katastrophe. Diese berichten, übereinstimmend mit den „Metamorphosen“ bei Ovid, dass „Libyen zur Wüste ward“ und der Nil austrocknete. Während es aus der Zeit vor dem Tode des Pharaos Merenptah im Jahre 1222 v.Chr. keinerlei diesbezügliche Überlieferungen gibt, lag zu Beginn der Regierungszeit Ramses III. im Jahre 1220 v.Chr. „Ägypten in vollkommener Verwüstung“ [6, S. 232].
Phaéthon stürzte demnach etwa um das Jahr 1220 v.Chr. ab, und zwar an einem Frühlingstag kurz vor Neumond. Die Jahreszeit lässt sich heute noch genau ermitteln, weil die Griechen alljährlich in der Mitte des ersten Frühlingsmonats das Anthesterin-Fest feierten. Dabei wurde auch der Flut des Deukalion gedacht und in Delphi dem Apollon Opfer gebracht, weil er die Vorfahren der Delpher bei dieser ungeheuren Überschwemmung vor der Flut errettet hatte [5, S. 140]. Das erste Auftauchen des Himmelskörpers muss nach dem letzten Viertel unseres Erdtrabanten erfolgt sein, denn im Morgengrauen „schienen die Hörner des bleichenden Mondes zu schwinden“ [M. II, 112-117].

Ein kreisender Stern

Alle diese in Europa, Nordafrika und anderen Erdteilen beobachteten Phänomene lassen sich aber nicht allein mit dem Aufprall eines Asteroiden bei Helgoland erklären. Eine bestechende Hypothese, die viele Einzelheiten erhellt, stellte im Jahre 1982 der ehemalige Flugzeugbau-Ingenieur W. Stender auf [10]. Ihn brachte eine Textpassage aus der Zeit des ägyptischen Pharaos Sethos II., die den Kometen Sekhmet als einen kreisenden Stern bezeichnete, auf eine kühne Idee. Phaéthon konnte nach Ansicht Stenders nur ein kleiner Planetoid [11] gewesen sein, der der Erde so nahe kam, dass ihn die Atmosphäre abbremste und ihn in eine Umlaufbahn zwang. Unseren Planeten muss dieser Himmelskörper mehrmals umkreist haben, bis ihn die Luftreibung endgültig zum Absturz brachte.
Die Fachastronomen hatten dieses Szenario bis dahin nicht einmal theoretisch erwogen und stehen auch heute noch diesen Ansichten sehr skeptisch gegenüber. Der Einfang eines Asteroiden durch die Erde ist nämlich himmelsmechanisch äußerst unwahrscheinlich und Berechnungen zufolge über zweihundertmal seltener als ein direkter Treffer. Aber gerade diese ungewöhnliche Deutung lässt sich mit Ovids Beschreibung sehr gut in Einklang bringen [M. II, 202-207]:

- *„...brechen die Renner (d.h. die Sonnenrosse) aus, durchlaufen, da nichts sie hindert,*
  Fremde Bezirke im Luftreich; dahin, wo ihr Drang sie getrieben,
  Rasen sie ohne Gesetz, auf Sterne, die hoch in den Äther
  Haften, stürmen sie, reißen sie den Wagen fort von der Straße,
  Streben bald zur Höh, bald jagen sie abwärts auf steilem
  Pfad und geraten so in den Raum, der benachbart der Erde. ...“

Als Zeitgenosse künstlicher Erdsatelliten kann man ohne Schwierigkeiten diese bildreichen Erklärungen verstehen: Der nahe der Erdoberfläche durch die Lufthülle abgebremste Himmelskörper gelangt in eine extrem exzentrische Ellipsenbahn, die ihn wieder in eine Entfernung von einigen zehn- bis hunderttausend Kilometern Höhe bringt. Beim nächsten Durchlaufen des Perigäums, des erdnächsten Punktes, wird er ein weiteres Mal abgebremst und erreicht eine Ellipsenbahn, die ihn in eine geringere Erdferne (Apogäum)

als beim ersten Umlauf führt. Nach mehreren Umkreisungen wird die Geschwindigkeit im Perigäum unter die Mindestgeschwindigkeit von 7,9 km/s abgebremst, so dass er keine ganze Umrundung mehr vollenden kann und abstürzt.
Nun lässt sich zwanglos erklären, warum Phaéthon über Griechenland, Ägypten, Syrien, Indien und anderen Ländern gesichtet worden sein soll. Bei seinen mehrtägigen Umkreisungen wird er auf seiner elliptischen Bahn viele bewohnte Gebiete überflogen haben. Mancher Beobachter kann ihn dabei sogar mehrmals und aus verschiedenen Richtungen wahrgenommen haben. So konnte leicht der Eindruck einer „Irrfahrt“ entstehen.
Die Bahnneigung des Asteroiden lässt sich annähernd aus dem Flugbahnwinkel beim Absturz herleiten. Da die Längsachse des Helgoländer Loches mit der Nordrichtung etwa einen Winkel von 60° bis 69° bildet, reichte die Flugbahn bis in eine geographische Breite von 57° bis 59°. Das Perigäum muss unweit des nördlichsten Bahnpunktes gelegen haben.
Eine 3200 Jahre alte Beschreibung einer Satellitenbahn verbirgt sich hinter dem Rat des Sonnengottes Helios, den er seinem Sohn mit auf dem Weg gibt [M. II, 129-133]:

- *„Wähle auch nicht den Weg über alle fünf Kreise hinweg, sie*
  Schräg überschneidend verläuft in weitem Bogen die Straße,
  Hält sich mit dreier Zonen Gebieten begnügt und vermeidet
  So den südlichen Pol und den Bären im stürmischen Norden.
  Dies Deine Bahn. Du wirst die Radspur deutlich erkennen.“

Die Erscheinung muss äußerst verwirrend und bedrohlich auf die damaligen Menschen gewirkt haben: über Gebieten um 58° nördlicher Breite jagte ein riesiger glühender, „Feuer speiender Felsbrocken“ mit 25- bis 30-facher Schallgeschwindigkeit hinweg, und seine Flugbahn war nur etwa doppelt so hoch wie die eines Düsenjets. Blitze umzuckten den Körper infolge der Ionisierung der Lufthülle. Nach einer Weile folgten dann der Überschallknall, ein ohrenbetäubender Lärm und ein gewaltiger Sturm [10]. In den Gebieten von 50° bis 57° bewegte sich Phaéthon bereits in der Hochatmosphäre. Hier werden die beunruhigten Menschen eine „Flammen ausstreuende“, große Sternschnuppe und danach ein fernes Donnergrollen wahrgenommen haben. Völlig anders dagegen bewegte sich Phaéthon über Gebieten der Südhalbkugel: am Nachthimmel konnten die Bewohner einen kleinen Stern „von blutiger Röte“ langsam dahinziehen sehen, ohne die wahre Natur des ungewöhnlichen Himmelskörpers zu ahnen. In anderen Regionen wiederum soll er „nahe der Sonne“ gesichtet worden sein.

Feuer vom Himmel

Beim Durchfliegen der dichten Luftschichten begann Phaéthon infolge der Reibungshitze bei jedem Umlauf erneut zu glühen und schließlich zu brennen [10]. Seine Oberfläche wurde dabei so beansprucht, dass sich unterschiedlich große Teile vom Steinmeteoriten ablösten und wegen der nun viel größeren Luftreibung schon bei einer der ersten Umrundungen abstürzten. So ist der Einschlag von einzelnen Trümmerstücken im nördlichen Bahnabschnitt durchaus wahrscheinlich. Von estnischen Wissenschaftlern wurde bereits der etwa 110 Meter große kreisrunde Krater des Kaali-Sees auf der Insel Ösel (Saaremaa) mit der Phaéthon-Sage in Verbindung gebracht [13]. Außerdem soll von diesem Himmelskörper über Mittelestland ein blendender Blitz ausgegangen sein. Wegen des vermuteten Zusammenhangs wurde vom Autor allen weiteren Berechnungen eine Bahnneigung von 58,5°, der geographischen Breite dieses Gebietes, zugrunde gelegt.

Diese Darstellung könnte den „Feuerregen“ des Phaétohon darstellen; Ort und Zeit stimmen überein: Johannes-Apokalypse stammt aus dem Ende der Bronzezeit, Ort der Handlung: Naher Osten = Überflugszone des Phaéthon (A. u. E. Tollmann: „Und die Sintflut gab es doch“, 1995)

Ein wahrer Schauer von Kleinstmeteoriten muss als Sternschnuppen nach dem Aufprall des Hauptkörpers die Überlebenden beeindruckt haben. Die altgermanischen Überlieferungen über Ragnarök, den „Weltuntergang“, der sich sicherlich ebenfalls auf Phaéthons Sturz und den Untergang vieler Nordsee-Inseln am Ende der Bronzezeit bezieht, schildern das außergewöhnliche Ereignis in den Edden [5, 14]:

- *„Die Sonne verlischt, das Land sinkt ins Meer;*
  vom Himmel fallen die heiteren Sterne.
  Lohe umtost den Lebensnährer (die Weltesche);
  hohe Hitze steigt himmelan.“

In dieser Überlieferung wird der Asteroid poetisch als „Surt mit dem Flammenschwert“ bezeichnet, der von den „Muspilli-Söhnen“ verfolgt wurde.
Aber auch die weiter südlich gelegenen Länder wurden von dem Unheil bringenden Himmelskörper nicht verschont, obwohl er dort schon weit außerhalb der Atmosphäre die Erde umkreiste. Zum eigentlichen Verhängnis wurde den Menschen eine klebrige,

brennbare Substanz an der Oberfläche des Asteroiden. Über die Beschaffenheit des „blutroten“ Stoffes gibt es bisher nur Vermutungen [15]. Er haftete an brennenden Gesteinsbrocken, die sich infolge der Reibungshitze vom Hauptkörper ablösten und entlang der Flugbahn auf der Erdoberfläche niederfielen. Auf diese Weise wurden außer den gemäßigten Breiten auch bewohnte Gebiete wie Äthiopien auf 10° nördlicher Breite in Mitleidenschaft gezogen.
Das große Leid der damaligen Bevölkerung lassen Berichte von Plinius und anderen antiken Autoren erahnen: Sie bezeichnen den „Kometen“ Typhon als „feurige Erscheinung“ und als „ungeheure Kugel aus Feuer“, die Feuerströme und schreckliche Plagen über die Erde brachte. Auch Hesiod erwähnt, dass die Flammen, die das „Ungeheuer Typhoeus“ auf die Erde sandte, „überall den Boden und auch die Meere sieden ließen... Weit brannte die riesige Erde von dem unendlichen Dampf und (sie) schmolz wie glänzendes Zinn schmilzt...“. [5]
Als Kuriosum wird in den alten Berichten hervorgehoben, dass dieser „Blutregen“ und „Feuerregen“ sogar auf Gewässern weiter brannte. Als „brennend“ werden namentlich einige griechische und kleinasiatische Flüsse, der Hister (Donau-Unterlauf), Tanais (Don), Euphrat und Ganges erwähnt [M. II, 242 ff.]. Der klebrige Stoff entwickelte eine derartige Hitze, dass „Tempel und Städte vergingen“ und sogar Steinbauwerke ganz in Asche verwandelt wurden.

v_{rel} [km/s]	Untergrenze E.korr. [km]	Obergrenze E.korr. [km]	Max. Anz. Umläufe	Max. Ges.-uml.zeit [d]	Mittl. Anz. Umläufe	Mittl. Ges.-uml.zeit [h]
13	-	-	0	-	0	-
12	1,0 *	1,60	1	14,7	1	(59)
10	1,0 *	3,99	1	14,7	1	(11)
8	1.0 *	7,10	2	14,8	1	(6)
6	1,5	11,3	2	14,9	1	5,2
5	2,3	14,0	3	15,0	1	5,8
4	3,1	17,3	4	15,4	2	8,2
3	4,0	21,3	7	16,2	2	10,3
2	4,5	26,4	12	18,2	3	15,6
1	4,9	32,6	24	25,3	4	25,5

*Tabelle 1: Einfangkorridor (E.korr.), Anzahl Umläufe und Gesamtumlaufzeiten in Abhängigkeit von der Annäherungsgeschwindigkeit an die Erde (die mittlere Anzahl Umläufe und die mittlere Gesamtumlaufzeit gelten für die Mitte des Einfangkorridors; Objektdurchmesser 0,5 km; * Begrenzung durch die Erdoberfläche)*

Ausgrabungen aus dieser Zeit in der syrischen Stadt Assur belegen bei-spielsweise eine Gluthitze, die hunderte von gebrannten Ziegelschichten zum Glühen und Schmelzen brachte. Der ganze Baukern eines ehemaligen Turms sowie das Mauerwerk aus Lehmziegeln wurden durchgehend geröstet und verglast. Auch die Ausgräber von Hattusha, der Hauptstadt des Hethiterreiches, standen vor einem ähnlichen Rätsel. Hier und in anderen kleinasiatischen Städten gibt es Zeugen von verheerenden Feuersbrünsten, die unmöglich von Menschenhand ausgelöst worden sein können. Des weiteren wurden in Makedonien, Ungarn und Deutschland am Ende des 13. Jh. v.Chr. befestigte Anlagen durch Feuer zerstört [6]. Dazu zählen mächtige bronzezeitliche „Schlackenwälle“ wie beispielsweise dem auf dem Eisenberg bei Plauen im Vogtland, bei dem die Steine durch eine enorme Hitze zum Schmelzen und Verschlacken gebracht worden sind [12].
Nicht in jedem Falle ist der Zusammenhang mit dem „Feuerregen“ dieses Asteroiden schon

gesichert. Aber insgesamt bestätigen diese Hinweise auf außergewöhnlich heftige Brände in der Frühgeschichte ein weiteres Mal die alte Legende: „... Phaéthon aber sieht da nun entzündet an allen Enden den Erdkreis...“ [M. II, 227].

Ein Satellit für wenige Tage

Der Einfang eines die Sonne umkreisenden Himmelskörpers durch die Erde ist ein extrem seltenes Ereignis, das nur unter sehr speziellen Bedingungen zu erwarten ist. Welche Umstände zum Eintritt in eine Satellitenbahn führen, darauf soll nun etwas näher eingegangen werden.
Wenn ein kosmischer Körper in die Atmosphäre eindringt, dann hängt sein weiteres Schicksal im Wesentlichen von vier Parametern ab: seinem Durchmesser, der Dichte, der Annäherungsgeschwindigkeit und der Perigäumshöhe. Ist der Asteroid zu schnell oder zu hoch, während der größten Annäherung, dann bekommt die Erde nur einen „Streifschuss“, so wie es am 10. August 1972 vor den Augen tausender Nordamerikaner geschah [16]. Fliegt er dagegen zu langsam oder zu niedrig, dann verglüht er in den dichten Luftschichten oder trifft sofort die Erdoberfläche. Wenn er sich allerdings nach dem erstmaligen Verlassen der Hochatmosphäre langsamer als die Fluchtgeschwindigkeit von 11,2 km/s bewegt, aber noch schneller als die Minimumkreisbahn-Geschwindigkeit v_K von 7,9 km/s ist, dann vollendet er mindestens eine weitere Umrundung außerhalb der Lufthülle.
Ohne Luftreibung würde ein Asteroid im Perigäum bis auf eine Geschwindigkeit v_P beschleunigt werden und anschließend das Schwerefeld wieder verlassen.

$v_P = ?v_F^2 + v_{rel}^2$
(v_F = 11,19 km/s; Fluchtgeschwindigkeit nahe der Erdoberfläche; v_{rel} = Geschwindigkeit relativ zur Erde vor der Annäherung).

Beim ersten Durchfliegen der Lufthülle muss er also mindestens bis auf eine Geschwindigkeit v_E von 11,12 km/s abgebremst werden, um eine stabile, von Gravitationsstörungen unbeeinflusste Ellipsenbahn einschlagen zu können [29]. Wie eine Computersimulation zeigte, nimmt die Geschwindigkeit auch bei jedem weiteren Durchgang durch die Atmosphäre um einen fast gleichbleibenden Betrag $v_D > v_P – v_E$ ab. Die annähernde Konstanz beruht darauf, dass einerseits der Luftwiderstand wegen der ständig fallenden Geschwindigkeit geringer wird, andererseits aber die exzentrischen Ellipsen immer kreisähnlicher werden und der Körper einen längeren Weg durch die Lufthülle zurücklegen muss. Durch diese Gesetzmäßigkeit ergibt sich eine gute Möglichkeit, unabhängig von der Objektgröße die theoretisch mögliche Maximalanzahl an Umrundungen Umax vor dem Absturz errechnen zu können:

$Umax = [(v_E – v_K) / (v_P - v_E)] + 1$
([...] = ganzzahliger Teil)

Erst bei einer relativ kleinen Annäherungsgeschwindigkeit unter 9 km/s kann der zeitweilige Satellit mehrere Male die Erde umkreisen. Mehr als zehn Umrundungen kommen jedoch nur unter Voraussetzungen zustande, die sehr selten erfüllt sind (Tab. 1).
Auch die größtmögliche Gesamtumlaufzeit kann ausreichend gut abgeschätzt werden. Unabhängig von den konkreten Einfangbedingungen ist die Umlaufzeit des ersten Orbits stets größer als die Umlaufzeiten aller weiteren Umkreisungen zusammengenommen. Der

ersten Bahnellipse sind allerdings Grenzen gesetzt, denn bei mehr als 500.000 Kilometern Entfernung sind ungünstige gravitative Störungen durch die Sonne zu erwarten [17]. Da ein vollständiger Umlauf bei dieser lang gestreckten Ellipse etwa zwei Wochen dauert, kann jedes eingefangene Objekt somit die Erde höchstens einen Monat umkreisen (Tab. 1). Das ist eine wichtige Aussage für Klimaforscher und Archäologen, denn für Phaéthon wurden bereits Umlaufzeiten von mehreren Jahren vermutet [12, S. 274]. Seinem Absturz gingen nämlich ungünstige klimatische Veränderungen voraus. So viel Unheil der Asteroid auch anrichtete, für die Trockenperiode ab etwa 1250 v.Chr. und eine erste Auswanderungswelle der Nord- und Seevölker müssen andere Gründe gefunden werden.

Griechische Mythologie: Phaethon, der Sohn des Sonnengottes Helios, beherrschte die Lenkung des Sonnenwagens nur mangelhaft und hätte beinahe den Untergang der Welt und des Universums verursacht (Jens Grzonkowski: „Bernstein“, 2000)

Als Astronauten vor drei Jahrzehnten zur Erde zurück kehrten, durfte die APOLLO-Kapsel einen nur elf Kilometer breiten Wiedereintrittskorridor nicht verfehlen. Auch für das Einfangen eines Asteroiden kann ein günstiger Bereich festgelegt werden. Trifft der Himmelskörper bei seiner größten Erdannäherung auf die Untergrenze des Einfangkorridors, kann er gerade noch eine volle Umrundung ausführen. Bei einer Perigäumshöhe an der Obergrenze hingegen kommen die meisten stabilen Umkreisungen zustande. Wie die Berechnungen ergaben, hat der Einfangkorridor selbst unter günstigen Bedingungen nur eine Breite von knapp dreißig Kilometern. Er ist um so schmaler, je höher die ursprüngliche Annäherungsgeschwindigkeit des Objektes an die Erde war. Bei größeren Himmelskörpern bildet die Erdoberfläche selbst die natürliche Untergrenze des Korridors (Tab.1). Zu große oder zu schnelle kosmische Vagabunden - und darunter zählen vor allem die Kometen -, können prinzipiell nicht eingefangen werden. Ein zweiter Phaéthon wird – statistisch gesehen - in den nächsten tausend Jahren den schmalen Einfangkorridor ganz sicher nicht treffen.

Allen Berechnungen des Verfassers lag eine Objektdichte von 3 g/cm³ zu Grunde, der mittleren Dichte der bekannten Asteroiden unseres Sonnensystems. Die für den Luftwiderstand maßgebliche effektive Geschwindigkeit wurde um 245 m/s vermindert, da Phaéthons Perigäum auf etwa 58,5° nördlicher Breite lag, und er die Erde in

Rotationsrichtung umrundete. Als weiterer wichtiger Parameter ist der Luftwiderstandsbeiwert cw von Bedeutung, aber leider nicht exakt bestimmbar. Für einen kosmischen Körper mit rauer Oberfläche, der sich mit mehrfacher Schallgeschwindigkeit bewegt, liegt der Wert ungefähr zwischen 1,1 nahe der Erdoberfläche und 3,0 an der äußeren Grenze der Hochatmosphäre in hundert Kilometern Höhe [19].

Die Flugbahn

Obwohl keinerlei Einzelheiten über Phaéthons Größe, seine Geschwindigkeit und Flughöhe bekannt sind, lässt sich der 3200 Jahre alte Meteoritenfall doch mit einer gewissen Sicherheit rekonstruieren. Auch diesmal hilft die von Ovid aufgezeichnete Legende mit vielen astronomisch deutbaren Einzelheiten weiter.
Den vorangegangenen Berechnungen zufolge kann ein eingefangenes Objekt zwischen wenigen Stunden und vier Wochen die Erde umkreisen. In den „Metamorphosen“ lässt sich nun ein Hinweis finden, der die mögliche Gesamtumlaufzeit bei Phaéthon wesentlich einschränkt [M. II, 270-271]:

- *„... Dreimal wagte Neptun, aus der Flut die Arme zu recken,*
  Grimmen Gesichts, und dreimal ertrug er die feurige Luft nicht. ...“

Für einen ortsgebundenen irdischen Beobachter, der demnach dreimal Ebbe und Flut erlebte, währte das Phänomen also nur höchstens zwei Tage. Insgesamt betrachtet umrundete Phaéthon sicherlich länger die Erde, aber wahrscheinlich nicht mehr als vier Tage.
Die tatsächliche Gesamtumlaufzeit bis zum Absturz und die genaue Anzahl der Erdumrundungen können nicht direkt berechnet werden, weil die Annäherungsgeschwindigkeit und die Perigäumshöhe zunächst noch unbekannt sind. Diese beiden Parameter beeinflussen maßgeblich das Umlaufverhalten und die vom Überflug betroffenen Gebiete. Aber es lassen sich Teilabschnitte der realen Flugbahn vor 3200 Jahren rekonstruieren und schließlich zu einem Gesamtbild zusammenfügen. Die alte Legende erwähnt nämlich geographische Gebiete, die sich unmittelbar unter der „feurigen Kugel“ befunden haben müssen. Beispielsweise trockneten die Nilquellen aus [M. II, 254 f.] und Phaéthon überflog unter großer Hitzeeinwirkung „sein äthiopisches Land“ [M. I, 778]. Wichtig als Fixpunkte sind weiterhin diejenigen Flüsse, auf deren Oberfläche der „Blutregen“ brannte. Diese können nur in der Abbrandphase auf dem südostwärts gerichteten Bahnabschnitt, der dem Perigäum unmittelbar folgte, überflogen worden sein. So heben sich deutlich vier Regionen heraus, die während unterschiedlicher Umläufe passiert worden sein müssen: Sudan/Äthiopien; Griechenland/Kleinasien; Irak (Euphrat bei Bagdad) und Indien (Ganges).

Erd-umrun-dung	Geschwind. im Perigäum [km/s]	Zeitdauer d. Erdumr. [Stunden]	Höhe im Apogäum [km]	Perigäum über Gebiet [58,5 ° n.Br.]	Überflogene Gebiete (Auswahl)
1	11,17	49,21	124 240	Atlantik sdl. Island 19,2° w.L.	Schottland, NO-Deutschland, Moldawien, Schwarzes Meer, Irak (Euphrat b. Bagdad)
2	10,68	10,64	36 550	Atlantik sö. Grönland 38,6° w.L.	Nordirland, Nordfrankreich, Schweiz, Westgriechenland, Ägypten, Sudan, Äthiopien
3	10,20	5,17	17 730	Kamtschatka 161,7° ö.L.	Pazifischer Ozean
4	9,70	3,22	9 440	Westsibirien 84° ö.L.	Baikalsee, Nordjapan
5	9,18	2,24	4 650	sdl. Onegasee 35,7° ö.L.	Ural, O-Kasachstan, Mittel-China
6	8,62	1,64	1 400	Nordsee westl. Norw., 2° ö.L.	Südschweden, Lettland, Westrussland, Indien (Ganges)
7	7,87	(0,07)	(30 bis 0)	Atlantik südl. Island, 22° w.L.	Schottland; Absturz südl. Helgoland
Ins ges.		72,19			

Tabelle 2 : Flugbahnparameter des Phaéthon

Durch systematische Variation der beiden Parameter Annäherungsgeschwindigkeit und Perigäumshöhe lassen sich nun alle denkbaren Flugbahnabwicklungen errechnen. Unter der Voraussetzung von weniger als hundert Stunden Gesamtumlaufzeit konnte nur bei einer Relativgeschwindigkeit von 2,24 km/s eine gute Übereinstimmung mit dem überlieferten Flugbahnmuster erzielt werden. Phaéthon umrundete dabei in ziemlich genau drei Tagen die Erde sechsmal. Er näherte sich der Oberfläche in jedem Perigäum bis auf 30,6 Kilometer (Tab. 2). Dieser minimale Abstand zur Erdoberfläche ergibt sich, wenn eine vom Autor geschätzte Phaéthongröße von hundertfünfzig Metern zugrunde gelegt wird. Auch bei Berechnungen mit anderen Durchmessern ließ sich stets eine entsprechende Perigäumshöhe mit fast identischem Flugbahnverlauf ermitteln (s. Tab 3).

Nun gewinnt auch eine Zeitungsmeldung über einen großen Stern an Bedeutung, „dessen Flammen die Sonne verzehrten“ und der zwischen 1300 und 1200 v.Chr. über China gesichtet wurde [22]. Die Beobachtung könnte sich durchaus auf Phaéthon beziehen, der den Berechnungen zufolge während des fünften Umlaufs Zentralasien überquerte und nach dem Austritt aus der Atmosphäre noch glühte.

Eine Präzisierung der Flugbahn könnte eines Tages durch die Auffindung kleiner Krater gelingen, die von Phaéthon-Fragmenten geschlagen wurden. Auf unserem Kontinent sind vor allem in Schottland, Südschweden und in den baltischen Ländern solche Sekundärkrater zu erwarten. Ein erster Kandidat hierfür ist möglicherweise der Liliensees bei Baldone, dreißig Kilometer südöstlich von Riga, bei dem W. Stender ebenfalls eine Entstehung durch einen Meteoriteneinschlag vermutete. Der von estnischen Wissenschaftlern 1978 in diesem Zusammenhang erwähnte Krater des Kaali-Sees scheidet allerdings aus, weil sowohl die Einsturzrichtung aus dem Osten als auch der ermittelte Zeitpunkt um 800 bis 400 v.Chr. dem entgegen sprechen [26].

Phaéthons mittlerer Durchmesser wurde nicht willkürlich auf hundertfünfzig Meter geschätzt [21]. Durch eine Entdeckung der Planetoidenforscher D. Davis und C. Chapman vor zwei Jahrzehnten kann der maximale Durchmesser eingegrenzt werden. Es stellte sich heraus, dass über zweihundert Meter große Objekte fast ausnahmslos lockere „Schutthaufen“ darstellen. Die ursprünglich größeren kompakten Urkörper zwischen Mars- und Jupiterbahn zertrümmerten sich nämlich in den zurückliegenden fünf Milliarden Jahren gegenseitig. Die Gesteinsbrocken vereinigten sich später erneut zu unregelmäßig

geformten, teilweise hohlen Asteroiden mit geringer mittlerer Dichte [18]. Ein solcher Himmelskörper hätte ganz sicher nicht der enormen Belastung eines mehrmaligen Durchfliegens der dichteren Atmosphäreschichten standgehalten.

Durchmesser		100 m	**150 m**	200 m
Perigäumshöhe	[km]	33,88	**30,63**	28,32
Verzögerung im 1. Perigäum	[g]	0,70	**0,70**	0,70
Verzögerung vor Einschlag	[g]	6,32	**5,39**	4,66
Einschlagsgeschwindigkeit	[km/s]	4,46	**5,02**	5,37
Einschlagwinkel	[°]	4,6	**3,9**	3,5
Gesamtaufenthaltsdauer in der Lufthülle (unter 100 km)	[Minuten]	43,7	**44,5**	45,0
max. scheinb. Durchm. im Perigäum	[°]	10,2	**16,8**	24,3
geschätzte Masse	[Mio. t]	1,6	**5,3**	12,6

Tabelle 3: Simulationsergebnisse des Absturzes in Abhängigkeit von der Phaéthon-Größe (bei gleicher Gesamtflugzeit von 72,2 Stunden)

Die vermutliche minimale Größe leitet sich aus den Sichtbarkeitsbedingungen im Perigäum ab. Phaéthon soll der Überlieferung nach „eher einem feurigen Klumpen als einem Stern“ geglichen haben [20, S. 104]. Den bronzezeitlichen Augenzeugen erschien er also so groß, dass sie deutlich die von einer Kugel abweichende Form erkennen konnten. Eine solche Wahrnehmung bei einem schnell über den Himmel ziehenden Objekt sollte erst ab einer scheinbaren Größe von zehn Bogenminuten, einem Drittel des scheinbaren Monddurchmessers, zu erwarten sein. Zusammen mit den vorangegangenen Berechnungen zur Flugbahn und speziell der Perigäumshöhe ergibt sich daraus ein Durchmesser von mindestens hundert Metern (s. Tab. 3).

Das Ende des Asteroiden

Vom letzten Perigäum bis zum Aufschlag verlor Phaéthon etwa dreißig Kilometer an Höhe, aber legte dabei noch eine Flugstrecke von 1900 Kilometern zurück. Dieses typische Absturzverhalten aus einer Umlaufbahn beschreibt Ovid sehr treffend [M. II, 319-322]:

- *„Phaéthon ... stürzt durch die Lüfte in lang sich*
  ziehender Bahn, wie ein Stern bisweilen vom klaren
  Himmel, fällt er auch nicht, so doch zu fallen kann scheinen.“

Dieser Flugabschnitt verlief über dem Nordatlantik und den Britischen Inseln. Besonders Schottland bekam die Auswirkungen des Asteroiden zu spüren. Es war das einzige bewohnte Gebiet der Erde, das zweimal während der Abbrandphase überflogen wurde. Ziemlich genau drei Tage nach dem erstmaligen Überflug überquerte Phaéthon das schottische Hochland erneut, dieses Mal etwas südlicher zwischen der Insel Skye und dem Nordost-Teil der Grampian Mountains. Für die bronzezeitlichen Hochlandbewohner hatte der letzte Überflug knapp drei Minuten vor dem Einschlag bei Helgoland noch schlimmere Folgen, weil die „Flammen ausstreuende Kugel“ nur noch in etwa fünfzehn Kilometern Höhe dahin jagte, begleitet von einem ohrenbetäubenden Donner. Der „Feuerregen“ und die größeren glühenden Gesteinsbrocken, die in der letzten Abbrandphase mit der höchsten Bremsverzögerung abgelöst wurden, müssen zu verheerenden Flächenbränden geführt haben.

		Phaéthon	Orpheus
Entdeckungsjahr		etwa 1220 v.Chr.	1982
Annäherungsgeschwindigkeit an Erde [km/s]		2,2d	8,9
Perihel	(in Mio. km / AE)	145-150 / 0,97-1,0 (?)	123 / 0,82
Aphel	(in Mio. km / AE)	205 / 1,37	238,8 / 1,60
Exzentrizität		0,17	0,32
heliozentrische Umlaufzeit	[Jahre]	1,3	1,33
Bahnneigung	[°]	< 3 (?)	3
Durchmesser	[m]	100 – 200	600

Tabelle 4 : Parameter der Sonnenumlaufbahnen von Phaéthon (z.T. geschätzt) und Orpheus

Vielleicht findet dadurch ein bisher ungelöstes archäologisches Rätsel eine einfache Erklärung. Vor allem in Nord- und Nordwest-Schottland sind etwa sechzig Forts mit verschlackten Mauerresten bekannt, während ähnliche Forts in anderen Teilen Europas auf diese Weise nicht zerstört worden sind. Die lange vor der Römerzeit errichteten Bauwerke müssen einer mehrtägigen großen Hitze ausgesetzt gewesen sein. Ein gewöhnlicher Brand, so haben Experimente ergeben, hätte nicht diese Wirkungen gezeigt. Auch die Kuppe des 564 m hohen Berges Tap O´ Noth (fünfzig Kilometer nordwestlich von Aberdeen) wurde völlig verglast [28]. Keiner der vorgebrachten Erklärungsversuche befriedigte bisher die Archäologen und Geologen. Noch ist der genaue Zeitpunkt der Brände unbekannt. Sollten ihn die Wissenschaftler auf das 13. Jh. v.Chr. eingrenzen, dann ist der Verursacher offensichtlich.
Der letzte Flugbahnabschnitt führte über die offene Nordsee etwa auf der Linie Stonehaven (dreißig Kilometer südlich von Aberdeen) – Helgoland. Glaubt man auch dieses Mal den alten Überlieferungen, so kam es zu massiven Zerfallserscheinungen, ohne dass der Hauptkörper zerbrochen wäre [M II, 314-318]:

- *„Und die Rosse, sie scheun, in jähem Satz nach rückwärts*
  Sprengen den Hals sie vom Joch und lassen geborsten die Riemen.
  Hier das Zaumzeug, und da, hinweg von der Deichsel gerissen,
  Liegt die Achse, die Speichen dort der zerbrochenen Räder
  Und weithin die Trümmer zerstreut des zerschmetterten Wagens.“

In sicherer Entfernung von reichlich hundert Kilometern südlich der Flugbahn, in Northumberland, muss sich den Menschen ein ungewöhnliches Schauspiel dargeboten haben. Ganz dicht über dem Horizont raste der Bolide mit einem grellen Flammenschweif über die Wasseroberfläche dahin, gefolgt von kleinen Trümmerstücken. Der Einschlag der brennenden Gesteinsbrocken konnte wahrscheinlich nicht beobachtet werden, weil er für den Betrachter unter dem Horizont stattfand. Aber mehrere Minuten später trafen unterschiedlich große Tsunamiwellen auf die Ostküste der Insel. Eine reichliche Stunde nach dem Haupteinschlag bei Helgoland erreichte dann die letzte und größte „lange Welle“ das Ufer [25].
Eine Erinnerung an das beeindruckende Himmelsschauspiel könnten zahllose Gesteinsritzungen im nordenglischen Northumberland sein. Jeweils zwischen zwei und sechs konzentrischen Ringen zieht sich eine schlängelnde Linie zum Mittelpunkt hin. Der Wiener Impaktforscher A. Tollmann vermutete bei diesen Abbildungen eine vorgeschichtliche Darstellung des Absturzes von Kometenfragmenten im Nordatlantik [20]. Wahrscheinlich beziehen sich einige der Jahrtausende alten Felsritzungen auch auf den Sturz des Phaéthon.

Der Einschlag bei Helgoland erfolgte unter einem sehr kleinen Winkel von etwa 4° und mit einer vergleichsweise geringen Geschwindigkeit von 5 km/s. Er schlug trotz der zuletzt enormen Verzögerung von über 5 g als kompakter Körper ein, ohne vorher zu zerbersten. Ein Hinweis darauf ist in der „Argonautica“ des antiken Schriftstellers Valerius Flaccus (1. Jh. n.Chr.) zu finden, wonach „eine schwarze Kugel in den zitternden Fluss Eridanus hinein ging“ [3]. Bildhaft berichtet Hesiod von diesem Augenblick, der den meisten Meeresanwohnern den Tod brachte [6, S. 278]:

- *„Die Kampfeshitze der beiden [d.h. Zeus und Phaéthon] ergriff die dunkelfarbene See.*
  Hitze und Feuer, Donner und Blitz dieses Ungeheuers überall, rasende Stürme und flammende Donnerkeile. Heiß wurde allenthalben vor Feuer die Erde.
  Der Himmel erglühte, und siedend wallte das Meer auf. Mit rasender Wucht peischten ringsherum ungeheure Meereswogen alles Land, das in die See vorsprang ... endloses Beben erschütterte die Erde“

Noch nicht eindeutig ist die Frage zu klären, ob es beim Einschlag zu einer Explosion des Hauptkörpers gekommen ist. Nach einer Überlieferung des Byzantiners J. Antiochenus „schickte Gott in jenen Zeiten eine Feuerkugel aus dem Himmel herab auf die Giganten, die im keltischen Land lebten, und er verbrannte sie und das Land, und die Kugel blieb im Fluss Eridanos stecken und erlosch“ [3]. Schon eher für eine Explosion spricht die Aussage des Apollonios von Rhodos (3. Jh. v.Chr.), wonach „Phaéthons Brust von einem Blitzstrahl durchbohrt“ worden sei [5, S. 182]. Auch die archäologischen Funde im bronzezeitlichen Brand- und Grenzhorizont der norddeutschen Moore deuten möglicherweise auf eine von Helgoland ausgehende Druckwelle hin. Während in Schleswig-Holstein die Baumreste mit ihren Wipfeln alle ostwärts zeigten, waren die Baumkronen in den Mooren des Emslandes nach Süden gerichtet. Gerade hier zeugen hunderttausende von äußerlich verkohlten Eichen, die bei der Kultivierung der Moore geborgen wurden, von einer enormen Druck- und Hitzewelle. H. Zschweigert sah darin einen Zusammenhang mit dem Niedergang und der darauffolgenden Explosion eines riesigen Meteoriten [27]. Wenn seine Auswirkungen tatsächlich noch hundertfünfzig Kilometer von Helgoland entfernt zu spüren waren, dann muss Phaéthons Durchmesser nach Meinung des Dresdener Asteroidenforschers Ch. Gritzner deutlich über dem des etwa sechzig Meter großen Tunguska-Objektes von 1908 gelegen haben [14, 23].
Nachdem sich beim Einschlag in Sekundenbruchteilen ein untermeerischer Krater gebildet hatte, breiteten sich riesige Flutwellen ringförmig im Nordseegebiet aus und verwüsteten die Küstenländer. Wahrscheinlich entwichen dem Nordseegrund durch die nachfolgenden Erdbeben eine Zeitlang giftige Gase, und viele Vögel könnten Opfer „des üblen Dunstes“ geworden sein. Die alten Sagen sind durchaus glaubwürdig, denn bei Tiefbohrungen bei St. Peter-Ording im Jahre 1956 wurde auch faulig riechender Schwefelwasserstoff frei gesetzt, der in hoher Konzentration giftig ist [7].

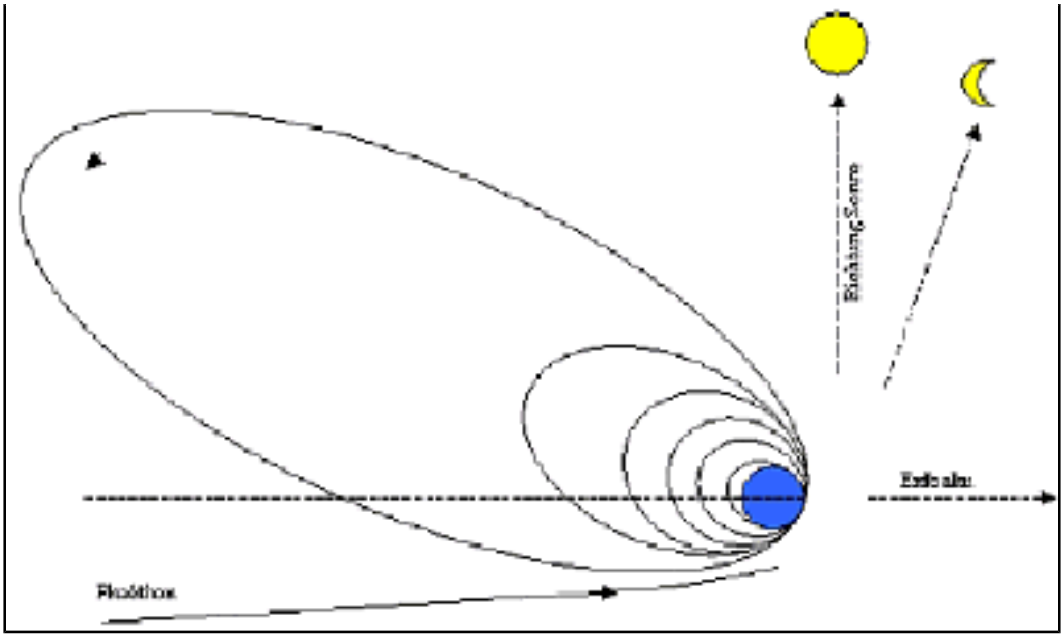


Abb. 2: Einfang und Erdumlaufbahnen des Phaéthon

Die Folgen für die im Umkreis der Deutschen Bucht lebenden Menschen waren katastrophal. Vermutlich waren mehrere tausend Tote zu beklagen, weil die bronzezeitlichen Marschen und Küstengebiete damals schon eine relativ dichte Besiedlung aufwiesen. Dutzende Inseln, darunter die in antiken Überlieferungen erwähnte Hauptbernsteininsel „Basileia“, wurden zerstört und die Westküste Schleswig-Holsteins um durchschnittlich sechzig Kilometer nach Osten verschoben. Die Verwüstungen waren so nachhaltig, dass große Bevölkerungsteile am Ende des 13. Jhd. v.Chr. zur Abwanderung aus ihrer Heimat gezwungen wurden.

Ein ehemaliges Apollo-Objekt

Über die Herkunft des inzwischen zerstörten Asteroiden stellte W. Stender 1982 erste Überlegungen an. Da er von einer Relativgeschwindigkeit von acht Kilometern pro Sekunde ausging, hätte das Aphel in der Nähe der Ceres-Bahn gelegen [24]. Die Computersimulation ergab nun für die Annäherungsphase eine um 2,24 km/s größere Bahngeschwindigkeit als die der Erde. Er bewegte sich somit während seines Umlaufs um die Sonne größtenteils zwischen der Erd- und Marsbahn und näherte sich unserem Planeten von außen. Eine nahe Begegnung von innen her mit einer geringeren Geschwindigkeit wäre theoretisch ebenso möglich gewesen. Tageszeitliche Überlegungen widersprechen allerdings dieser Variante des Einfangmanövers. Phaéthon war demnach ein Apollo-Objekt, das in seinem Aphel fast die Marsbahn erreichte und in Sonnennähe die Erdbahn tangierte oder in einem relativ kleinen Winkel schnitt. Von allen bisher bekannten Kleinplaneten über 0,5 km Durchmesser hat Orpheus (Nr. 3361) hinsichtlich der Bahnelemente die größte Ähnlichkeit mit dem ehemaligen Himmelskörper (s. Tab. 4).

So etwa (Pfeil) könnte Phaéthons Bahn beim Absturz verlaufen sein (Helgoland bei schwerer See, Foto Schensky, aus J. Spanuth: „Atlantis“, 1965).

Die Mitarbeiter von Spacewatch, die den Himmel ständig nach gefährlichen Erdbahnkreuzern durchmustern, haben für Asteroiden mit der theoretischen Möglichkeit einer Kollision mit der Erde die Bezeichnung NEO (Near Earth Object) eingeführt. Die für Phaéthon ermittelten Bahnelemente liegen bereits nahe der Werte für die Mitglieder der so genannten „Arjuna“-Familie, einer Untergruppe der NEOs. Sie zeichnen sich durch kleine Bahnneigungen und Exzentrizitäten um 0,1 aus. Bis 1993 waren erst neun „Arjunas“ bekannt, aber es werden 60.000 mit einem Durchmesser über hundert Metern vermutet [16, S. 112]. Die Bahnen dieser Asteroiden unterscheiden sich so wenig von der Erdumlaufbahn, dass es schon nach wenigen zehntausend Jahren zu einem Zusammenstoß oder zu einer Ablenkung kommen muss. Der bronzezeitliche Asteroid kann also speziell ein „Arjuna“ gewesen sein, der mit kleiner Neigung zur Ekliptik die Sonne in etwa 1,3 Jahren umrundete und sich von ihr bis zu 205 Mio. Kilometer entfernte (Tab. 4).

Bei seiner letzten Annäherung an die Erde befand sich der Kleinplanet nördlich der Ekliptik. Deshalb wurde seine Bahnebene beim Übergang in eine geozentrische Umlaufbahn stark gekippt. Als zeitweiliger Erdsatellit war seine Bahn nunmehr etwa 58,5° gegen den Äquator und noch stärker gegen die Ekliptik geneigt. Phaéthon hatte sich von der Nachtseite her der Erde genähert. Seine erste Sichtung als „Feuerkugel“ in Mitteleuropa oder Griechenland muss in der Morgendämmerung erfolgt sein, denn „...Aurora erschloss im rötlichen Osten das purpurne Tor ihrer rosenerfüllten Halle“ [M. II, 112-115]. Etwa 72 Stunden später, also ebenfalls in den Morgenstunden, schlug der Asteroid im Helgoländer Loch ein.

Keineswegs sind nun alle ungewöhnlichen Geschehnisse des Katastrophenjahres 1220 v.Chr. geklärt. Eine beinahe unglaubliche Vermutung stellte 1965 J. Spanuth auf: Phaéthon soll bei seinem Einschlag die Erdachse kurzzeitig zum Taumeln gebracht haben. Anders aber können die folgenden überlieferten Beobachtungen aus dem letzten Drittel des 13. Jh. v.Chr. kaum gedeutet werden [7]:

- *„Der Stern Anat ist vom Himmel gefallen ... und vertauschte die beiden Dämmerungen*
  und die Stellung der Gestirne“ (Text aus dem syrischen Ugarit).
- *„Die Sternbilder der Bären mussten infolge des von Phaéthon verursachten Weltbrandes*
- *ein Bad im westlichen Ozean nehmen“ (nach Nonnos, 6. Jhd. n.Chr.).*
- *„Der Süden wird zum Norden und die Erde stürzt vornüber (Papyrus Harris, Ägypten)*
- *„...Wo die Sonne untergeht, dort sei sie zweimal aufgegangen, und wo sie jetzt aufgeht,*
- *sei sie zweimal untergegangen“ (Herodot).*
- *die Erde habe sich „vorwärts und rückwärts, rechts und links, nach oben und unten bewegt“ (Platon, Dialog Timaios)*

Diese Naturbeobachtungen können keinesfalls nur menschlicher Phantasie entsprungen sein. Offenbar trat am Ende der Bronzezeit ein außergewöhnliches Ereignis ein, das die Menschen sehr verunsicherte und sie an den Weltuntergang glauben ließ.
Viele Forscher haben bisher vergeblich versucht, eine plausible Erklärung für das chaotische Rotationsverhalten zu finden. Möglicherweise gelang dies dem englischen Wissenschaftler P. Warlow im Jahre 1978 mit einer originellen Theorie. Seiner Meinung nach können die raumstabile Rotationsachse und die Erdachse, die durch den geographischen Nord- und Südpol festgelegt ist, durchaus unterschiedliche Richtungen aufweisen. Die Gravitation eines nahe an der Erde vorbei ziehenden größeren Himmelskörpers soll zu jenem Zeitpunkt die Erdachse gekippt haben. Unser Planet hätte dabei eine Zeitlang unter Beibehaltung des Drehsinns „kopfüber“ rotiert, bis schließlich der Nordpol wieder die alte Lage einnahm. Tatsächlich vertauschen sich bei diesem Vorgang für einen irdischen Beobachter die Auf- und Untergangsorte der Sonne. Weil jedoch der hypothetische Planet einer Computersimulation zufolge die anderthalbfache Größe des Jupiters hätte aufweisen müssen, verwarfen die Astronomen Warlows Theorie 1981 wieder [30].
Möglicherweise kann aber ein größerer Asteroid bei einem schrägem Aufprall dem Kreisel „Erde“ einen kräftigen Kipp-Impuls geben und eine Verschiebung der Erdachse auslösen. Phaéthon mit einer geschätzten Masse von über fünf Millionen Tonnen schlug fast tangential auf der Oberfläche auf. Außerdem lag die Einschlagstelle auf einer hohen geographischen Breite. Beide Faktoren begünstigen theoretisch eine Kippbewegung. Praktisch jedoch ist der geophysikalische Vorgang, der tatsächlich zum Kippen führt, noch unbekannt.
Trotz des vielversprechenden Ansatzes von P. Warlow bleiben die vorliegenden Überlegungen vorerst nur eine Hypothese. Es ist nach den geltenden physikalischen Gesetzen nur schwer vorstellbar, dass ein Asteroid mit einer extrem geringen Masse im Vergleich zu unserem Planeten ein chaotisches Taumeln oder Kippen der Erdachse ausgelöst haben soll.

Der Untergang von Atlantis

Der Sturz des Phaéthon steht auch im Zusammenhang mit einem anderen großen Rätsel der Menschheitsgeschichte, nämlich dem Untergang der sagenhaften Insel Atlantis. Erstmals erwähnt wurde sie in den Dialogen „Kritias“ und „Timaios“ des griechischen Philosophen Platon. Über 2300 Jahre haben Wissenschaftler darüber gestritten, ob Atlantis überhaupt existierte. Aber vor einem halben Jahrhundert konnte das Rätsel durch den 1998

verstorbenen Privatgelehrten Jürgen Spanuth grundlegend gelöst werden, und etliche Forscher stimmen ihm darin zu [31].
Als einzige der mittlerweile über tausend Hypothesen kann seine Theorie den Kriegszug der Atlanter gegen die mächtigsten Staaten der spätbronzezeitlichen Welt erklären. Die so genannten frühen Urnenfelderleute zerstörten um 1200 v.Chr. das Hethiterreich und die Stadtstaaten Griechenlands und wurden erst in Ägypten in einer großen Schlacht besiegt. Diese Ereignisse fanden jedoch nicht, wie die Legende berichtet, 9000 Jahre vor dem Besuch des griechischen Staatsmannes Solon in Ägypten statt (561 v.Chr.), sondern um die Wende vom 13. zum 12. Jh. v.Chr. Die Verwechslung beruht darauf, dass die ägyptischen Priester noch lange neben dem im öffentlichen Leben gebräuchlichen Sonnenkalender nach einem Mondkalender rechneten und die „Jahre“ nach dem Umlauf des Erdtrabanten zählten [7, 32].
Ein Teil der Angreifer, die in den altägyptischen Papyri als Nord- und Seevölker bezeichnet werden, hatte Spanuths Forschungen zufolge ihre Heimat im Nord- und Ostseegebiet. Hier lebten die Menschen des Nordischen Kreises im 15. bis 13. Jh. v.Chr. auf einer hohen Kulturstufe. Ihr wirtschaftliches, verkehrsgeografisches und kultisches Zentrum war die ehemals viel größere Insel Althelgoland/Altsüdstrand. Zahlreiche Beweise zeigen, dass sie möglicherweise die gesuchte „Königs- und Säuleninsel“ Basileia des Atlantisberichts war [6, S. 123 ff.]. Ihre günstige Lage im Mündungsgebiet mehrerer großer Ströme, der Bernsteinhandel sowie die Kupfergewinnung förderten bereits lange vor der Bronzezeit die wirtschaftliche Bedeutung dieser Region. Sowohl die Suche nach dem Zentrum von Atlantis als auch nach dem antiken Bernsteinfluss Eridanos und dessen Mündung führten also unabhängig voneinander in das Gebiet der Helgoländer Bucht.
Wie bisher nur wenige Forscher erkannten, liefert Platon am Anfang seines Dialog „Timaios“ (22c) einen wichtigen Hinweis zur Untergangsursache des legendären Inselreiches. Was die ägyptischen Priester dem Griechen Solon mitzuteilen hatten, klingt nach den jüngsten Erkenntnissen der Impaktforschung erstaunlich modern [6, S. 448]:

- *„...denn das, was bei euch erzählt wird, dass einst Phaéthon, der Sohn des Helios..., die Oberfläche der Erde durch Feuer zerstörte, weil er nicht imstande war, die Bahn des Vaters einzuhalten, das wird zwar in Form eines Mythos berichtet, es ist aber Wahrheit und beruht auf der Abweichung der am Himmel um die Erde kreisenden Gestirne und der nach langen Zeiträumen erfolgten Vernichtung der auf der Erde befindlichen Dinge durch mächtige Feuer“.*

Demnach war der durch einen Himmelskörper verursachte Untergang von Atlantis nicht die erste Katastrophe dieser Art, aber als einzige ist sie so detailliert der Nachwelt überliefert worden.
Wie die bisherigen Erkenntnisse nahe legen, war Phaéthons Sturz eine wichtige Zäsur am Ende der Bronzezeit. Sie zeigen deutlich, wie sehr der Einschlag von Asteroiden und Kometen die menschliche Geschichte beeinflussen und unsere Zivilisation bedrohen kann.
Viele Einzelheiten des wahrscheinlich unheilvollsten Meteoritenfalls der letzten fünftausend Jahre sind bereits enträtselt. Ein genaueres Bild von der Naturkatastrophe wird man aber erst gewinnen können, wenn der vermutete untermeerische Krater bei Helgoland aufgespürt und untersucht worden ist. Weitere wissenschaftliche Überraschungen sind dabei nicht auszuschließen.

Anmerkungen und Literaturhinweise

[1] Ovid, „Metamorphosen“, Deutscher Taschenbuchverlag München, 1997;

Phaéthon-Epos ab I. Buch, Vers 750; (zitiert im weiteren mit M. I, 750);
[2] nach M. Vosseler 1959, J. Spanuth 1976, S. 224 f.
[3] Engelhardt, W. v., „Phaéthons Sturz, ein Naturereignis?“, 1979 (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften)
[4] Kugler, F. X., „Sibyllinischer Sternkampf und Phaéthon“, Aschendorfer Verlagsbuchhandlung, Münster i. W., 1927
[5] Spanuth, J., „Atlantis“, Grabert-Verlag Tübingen, 1965, S. 81 - 218
[6] Spanuth, J., „Die Atlanter“, Grabert-Verlag Tübingen, 1976, S. 224 - 284
[7] Spanuth, J. „Eine Ehrenrettung Platons“, Heft 39 der Schriftenreihe der Deutschen Akademie für Bildung und Kultur in München, 1992
[8] Goldmann, K. „Zur Funktion des Ko-Grabens bei Haithabu“, Materialien zur Vor-und Frühgeschichte von Hessen 8; Wiesbaden 1999; (Nachweis von Kanalbauten in der Wikingerzeit)
[9] Der Zeitpunkt der Explosion ist sehr umstritten (von 1645 v.Chr. bis 1220 v.Chr.), aber nur der von C.Blegen und J.Spanuth angenommene späte Zeitpunkt kann zufriedenstellend bestimmte Aspekte der ägyptischen Geschichte erklären.
[10] Stender, W. „War Phaéthon ein Planetoid?“, unveröffentlichtes Manuskript, 1982; „Die Wirklichkeit der Phaéthon-Sage“, in: „An den Grenzen unseres Wissens“, Band 1, CTT-Verlag Suhl, 1997; S. 59 - 98
[11] Dieser Himmelskörper darf nicht verwechselt werden mit dem 1983 entdeckten Asteroiden gleichen Namens (Nr. 3200) und einem hypothetischen zerstörten Planeten zwischen Mars- und Jupiterbahn; die Bezeichnung „Asteroid“ ist gleichbedeutend mit „Planetoid“ und „Kleinplanet“;
[12] Meier, G. „Die deutsche Frühzeit war ganz anders“, Grabert-Verlag Tübingen, 1999
[13] „Alten Sagen auf der Spur“ in der Sächs. Zeitung vom 3.3.1978;
[14] Gritzner, Ch., „Kometen und Asteroiden“, AVIATIC Verlag, Oberhaching, 1999; S. 59
[15] W. Stender vermutete eine erdölartige Substanz, da indische Überlieferungen von „Naphta“ sprechen; das im Jahre 2002 entdeckte Kuiper-Objekt Quaoar besitzt ebenfalls eine teerhaltige Oberfläche, die duch die Einwirkung von UV-Strahlung entstand (Der Spiegel 42/2002)
[16] Lewis, J.S. „Bomben aus dem All“, Birkhäuser Verlag Basel,Boston,Berlin, 1997; S.123f (Annäherungsgeschwindigkeit 10,1 km/s; Perigäumshöhe 58 km; Durchmesser 15-80 m)
[17] Die Entfernung von 500.000 km wurde vom Verfasser willkürlich gewählt. Die Wirkungssphäre der Gravitation des Erde-Mond-Systems reicht bis maximal 930.000 km. Beim Einfang-Problem muss diese Grenze deutlich vermindert werden, weil sich geringe gravitative Störungen im Apogäum bereits beträchtlich auf das Flugverhalten in Perigäumsnähe auswirken.
[18] Asphaug, E. „Kleinplaneten in Großaufnahme“ in „Spektrum der Wissenschaft“; Dossier 3/2001; S. 50 – 57;
[19] briefl. Mitteilung vom 20.1.1999 von O.Posdziech, Institut für Luft- und Raumfahrttechnik der TU Dresden: cw = 0,9 ... 2,5 für eine ideale Kugel, linear steigend von h = 0 bis h = 100 km Höhe;
[20] Tollmann, A. u. E. „Und die Sintflut gab es doch“, Droemersche Verlagsanstalt Th.Knaur Nachf., München 1993; (Taschenbuchausgabe 1995)
[21] W.Stender vermutete einen Durchmesser von 2-3 km vor dem Einfang; der Berliner Impaktforscher Prof. D.Stöffler nur 20 m beim Einschlag;
[22] Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 9.12.1970; zitiert bei Spanuth 1976, S. 236
[23] Mitteilungen i.J. 2002 von Ch.Gritzner, Institut für Luft- und Raumfahrttechnik der TU Dresden
[24] bei allen Berechnungen zur vermutlichen heliozentrischen Umlaufbahn des Phaéthon wurde von einem Tangieren der Erdbahn ausgegangen (bzw. von einem sehr kleinen Schnittwinkel), weil damit die Wahrscheinlichkeit einer nahen Begegnung stark wächst.
[25] Tsunamiwellen breiten sich mit 700-800 km/h aus und erreichen bei großen Impaktoren beim Auflaufen auf die Küste eine Höhe, die der Wassertiefe an der Einschlagstelle entspricht;. s.a Tollman 1993, S. 48
[26] nach einer Untersuchung des Geologen I. Reinwald im Jahre 1937; außerdem in „Ecological catastrophe in connection with the impact of the Kaali meteorite about 800 – 400 B.C.

on the island of Saaremaa, Estonia“ in Meteoritics & Planetary Science 36, 1367-1375, 2001 von S.Veski, A.Heinsalu, K.Kirsimae, A.Poska, L.Saarse
[27] briefl. Mitteilung von H. Zschweigert am 16.9.1992 an J. Spanuth über einen Besuch im Moormuseum in Groß Hesepe.
[28] „Vergessene Welten“, Moewig-Verlag Rastatt 1994; Lizenzausgabe der Little Brown Company Limited, London
[29] 11,12 km/s ist die Geschwindigkeit eines Satelliten in seinem Perigäum nahe der Erdoberfläche, wenn die Apogäumshöhe 500.000 km beträgt; s.a. [17];
[30] James, P. u. Thorpe, N. „Halley, Hünen, Hinkelsteine“, Sanssouci Verlag Zürich, 2001; S. 150 ff
[31] empfehlenswerte Literatur mit Diskussion der besten Atlantishypothesen in: Gadow, G., „Der Atlantis-Streit“, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a.M., 1973
Franke, A., „Atlantis – Wahn oder Wirklichkeit“, Mannus-Verlag Hückeswagen, Mannus-Bibliothek Bd. 11, 1978
Kehnscherper, G., „Auf der Suche nach Atlantis“, Urania-Verlag Leipzig, Jena, Berlin, 1978
[32] 9000 Mondmonate zurück gerechnet führen in die Zeit um 1250 bis 1230 v.Chr., also kurz vor dem Untergang von Atlantis um 1220 v.Chr. Es ist wegen der auf volle 1000 Zeiteinheiten gerundeten Angabe für die Abschätzung des Zeitraums unerheblich, ob eine Monatslänge von 29,53 Tagen (von Vollmond zu Vollmond) oder eine bei mehreren alten Kalendern gebräuchliche Monatslänge von 28 Tagen zugrunde gelegt wird.

Danksagung

Herzlichen Dank an Herrn Dr. Christian Gritzner für die ausführlichen Anmerkungen zu meinem Manuskript und die wertvollen fachlichen Hinweise.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/braeuer/SY5929 Braeuer - Forschungsergebnisse.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/vorgeschichte/geise/SY5931 GLG - Sachsen-Anhalt 2.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/geise/SY5940 GLG - Einschlag.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/vorgeschichte/topper/SY5943 Topper - Baerenstein.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

sy58.gif %d×%d pixels

Warum werden wir belogen?

(© 2003 Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 4/2003)

Es ist nicht etwa regierungs- oder zeitabhängig: wir werden immer und überall belogen und betrogen. Was können wir überhaupt noch glauben, was uns als angebliche „Wahrheit“ vor-gesetzt wird?

Fangen wir in unserer heutigen Zeit an: Man erzählte uns, die Umstellung von der DM auf den Euro wäre mit keinerlei Preissteigerungen verbunden. Wie sieht die Wirklichkeit aus? Die Preise wurden 1 : 1 umgerechnet und meist zusätzlich aufgerundet.

Man erzählt uns, Deutschland würde „überaltern“, was nicht zu finanzieren sei. Dabei sterben in Deutschland mehr Rentner, als Kinder geboren werden.

Man erzählte uns, der Krieg im Irak sei eine friedensstiftende Maßnahme, weil der böse Diktator Saddam Hussein Massenvernichtungswaffen angehäuft hätte, mit welchen er uns (bzw. die USA) bedrohen würde. Jetzt, einige Monate nach Beendigung des völkerrechtswidrigen Angriffskrieges steht fest, dass das nur ein Vorwand war, der durch nichts gerechtfertigt ist. Geahnt hatten wir das zwar schon, die USA und Großbritannien beharrten jedoch auf dieser Behauptung. Doch Saddam hatte im Jahre 2002 die „Sünde“ begangen, seine Erdölproduktion nicht mehr in Petro-Dollars, sondern in Euro abzurechnen, und das durfte aus Sicht der USA ja nicht sein.

Saddam soll Teile seiner eigenen Bevölkerung durch Giftgas ermordet haben, eine weitere Behauptung für die Legitimierung des Krieges - Fehlanzeige. Eine weitere gefälschte Behauptung.

Ähnlich verlief es schon beim vorigen Irak-Krieg, der ausgelöst wurde, weil Saddam angeblich befohlen hatte, Säuglinge aus den Brutkästen zu nehmen und auf den Boden zu werfen, um sie zu töten. Eine gefälschte Aussage, der gezeigte Videofilm eine ebensolche Fälschung.

Wie war es im Kosovo-Krieg - der ebenso ein völkerrechtswidriger Angriffskrieg war -, als man uns weisgemacht hatte, Milosevic hätte Konzentrationslager für die moslemische Bevölkerung angelegt? Man zeigte uns im Fernsehen wochenlang Flüchtlingsströme und Lagerinsassen, doch es waren immer die selben Statisten. Und im Nachhinein stellte es sich heraus, dass diese Lager erst von den Amerikanern angelegt worden waren.

Ging es im Kosovo-Krieg noch angeblich darum, das Land von seinem „Diktator“ zu befreien, ging es im Afghanistan-Krieg vorrangig darum, angebliche Terroristen dingfest zu machen (die leider bis heute nicht gefunden werden konnten), denn die gesamte Weltöffentlichkeit hätte aufgeschrieen, wenn die Amerikaner den wahren Angriffsgrund genannt hätten: den Zugriff auf das afghanische Erdöl zu bekommen, genauso wie es im letzten Irak-Krieg war. Demge-mäß bestand auch die erste Amtshandlung des neuen afghanischen Präsidenten darin, eine Erdöl-Pipeline für die

Amerikaner bauen zu lassen.
Als Hauptgrund für den Afghanistan-Krieg wurden die Vorkommnisse um den 11. September 2001 - den Anschlag auf das World Trade Center - genannt, um die daran beteiligten Terroristen dingfest zu machen. Die Widersprüche um diesen Anschlag sind jedoch inzwischen so reichhaltig, dass man allein darüber mehrere Bücher schreiben könnte. Warum hält die US-Regierung alle „Erkenntnisse" darüber geheim?
Wir könnten noch weiter zurück gehen. Wie war es denn im 2. Weltkrieg mit Pearl Harbour? Der Angriff der Japaner auf den US-Kriegshafen war ta-gelang vorher bekannt, aber die US-Regierung benötigte einen Präzedenzfall, um die Bevölkerung für den Ostasienkrieg zu gewinnen. Deshalb baute man rechtzeitig alle Flugabwehrkanonen ab und ließ die Japaner unbehelligt bombardieren, was natürlich einen Aufschrei in der US-Bevölkerung erzeugte, woraufhin die US-Regierung alle Gelder und Vollmachten durch den Kongress zugesprochen bekam, die sie benötigte, um im unseligen Ostasienkrieg mitmischen zu können.
Auf die uns von den Siegermächten aufgezwungene Geschichtsfälschung nach dem 2. Weltkrieg will ich hier gar nicht eingehen.
Auch in anderen Bereichen wurden und werden wir betrogen: Was gab die NASA noch 1996 triumphierend der Welt kund? Sie hätten in der Antarktis einen Meteoriten vom Mars gefunden, in welchem sich einwandfrei die Reste von Bakterien, „Lebensspuren", nachweisen lassen würden.
Diese „Sensation" war der „Aufhänger", um die benötigten Geldmittel für die beabsichtigte PATHFINDER-Mission zum Mars vom US-Kongress zu erhalten. 1997 gab dann US-Präsident Bill Clinton vor dem Gelächter der erheiterten Presse zu, dass es nur ein PR-Gag war: „*Stellt euch vor, wir sagen, es gäbe Leben auf dem Mars. Das haben wir gemacht, und ihr habt es uns tatsächlich abgekauft!*". Die Parallelen zum APOLLO-Projekt sind überwältigend!
Denn auch damals wurden wir betrogen, auf eine bis dato einmalige Art. Und das Einmalige daran war wohl auch der Grund, dass alle Welt auf den Betrug hereingefallen ist [siehe „Die dunkle Seite von APOLLO", Peiting 2002; „Die Schatten von APOLLO", Peiting 2003]. Auf den APOLLO-Betrug brauche ich hier wohl nicht näher einzugehen. Es gibt genügend andere Beispiele, nicht nur bei der Legitimierung kriegerischer Maßnahmen.
Insbesondere sollte man wachsam sein, wenn diesbezügliche Meldungen in Zeitungen oder im Fernsehen verbreitet werden. Denn es ist ein ungeschriebenes Gesetz: Die Medien leben von den Sensationen. Je „blutiger" eine Meldung ist, unabhängig vom Wahrheitsgehalt, um so besser lässt sie sich verkaufen und steigert die Auflage (bzw. die Einschaltquote). Das ist eine alte (Zwangs-) Jacke, und jeder Journalist handelt danach.
Uns als Leidtragende und Konsumenten bleibt nichts anderes übrig, als jede, aber auch jede Aussage, die man uns als angebliche Wahrheit vorsetzt, so kritisch wie möglich zu hinterfragen. Das ist nicht immer sofort möglich, zumal nicht jedem das teil-

weise benötigte Fachwissen zur Verfügung steht. Dann gibt es jedoch im-mer noch die Möglichkeit, das als angebliche Tatsache Dargebotene erst einmal wertfrei stehen zu lassen, ehe man es bedingungslos als „Wahrheit“ übernimmt.
In diesem Sinne: bleiben Sie kritisch! Sie werden öfter belogen und betrogen, als Sie es wahr haben wollen!

n

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/prahl/SY5805 Prahl - Bundeslade.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/ritter/SY5810 Ritter-Siebenschlaeferlegende.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/pyramiden/weitere/SY5812 Prahl - Cheops.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Gernot L. Geise

Die Dinosaurier-Zeit

und was mir daran widersprüchlich vorkommt

Die Blutversorgung von aufgerichteten Saurierhälsen

Von den Riesen-Dinosauriern wird offiziellerseits behauptet, sie hätten sich nicht aufgerichtet haben können, weil das Herz eines solchen Riesentieres nicht in der Lage gewesen sei, bei aufgerichtetem giraffenähnlichen Hals das Blut in den kleinen Kopf zu pumpen.

Eine solche Annahme und Aussage kann m.E. nur von Paläontologen oder Archäologen kommen, die keinerlei Ahnung von der biologischen Funktion eines Blutkreislaufes haben. Vielleicht wäre es sinnvoll, bei zukünftigen Überlegungen einige Ärzte hinzuzuziehen. Biologen reichen für Funktionsaussagen von Lebewesen nicht aus, denn sie können zwar ein Hausschwein von einem Wildschwein unterscheiden, über die Funktion von Organen wissen sie jedoch herzlich wenig Bescheid.

Leider ist das einst aufgestellte Dogma vom Herzen als Blutpumpe bei den meisten Wissenschaftlern immer noch gültig. Es hat sich wohl noch nicht herumgesprochen, dass das Herz keine Pumpe ist. Es ist nicht mehr als ein (allerdings lebensnotwendiger) Umschalter zwischen verschiedenen Blutsträngen, um sauerstoffarmes („verbrauchtes") Blut zur Lunge zu leiten und umgekehrt mit frischem Sauerstoff angereichertes wiederum zu den Organen und Extremitäten.

Wenn unser Herz wirklich eine Pumpe wäre, wäre es aufgrund seiner Pumpleistung keinesfalls in der Lage, das Blut bis in die kleinsten Kapillaren (und zurück) drücken zu können. Das Blut würde sich in unseren Beinen ansammeln, unser Gehirn wäre binnen kürzester Zeit blutleer.

Die Natur hat es anders gemacht. Unsere Adern sind komplett mit einem Rückschlagklappen-System ausgestattet, so dass beispielsweise von den Füßen hochgedrücktes Blut nicht (in der selben Ader) wieder zurück fließt, ehe es oben beim „Umschalter"-Herzen angekommen ist. Weiterhin übt unser Ader-System eine Pump-Funktion aus. Das Blut wird also keinesfalls durch das Herz bewegt, sondern durch das Adersystem, das zu diesem Zweck mit entsprechendem Muskelgewebe umgeben ist.

Eine Saurierherde: So stellt man sich die Tiere heute vor, mit waagerecht ausgestreckten Schwänzen und Hälsen. Sollten diese Tiere wirklich so ausgesehen haben, müssten sie größte Probleme mit dem Gleichgewicht gehabt haben. Die enormen Kräfte, die durch die Hebelwirkung auftreten, hätten weitaus größere Muskelpakete am Hals- und Schwanzansatz bedingt.

Das ist auch der Grund dafür, warum die berühmt-berüchtigten Beipass-Operationen völlig unsinnig sind. Beipässe werden allgemein gelegt, weil eine der zu- oder abführenden Adern, meist in der Nähe des Herzens, verstopft ist, um diese Stelle wieder „gangbar" zu machen. Dabei hat man jedoch bei Blutdruckmessungen regelmäßig festgestellt, dass der Blutdruck vor und hinter einer solchen Verschlussstelle gleich hoch ist. Darüber haben sich zwar in der Vergangenheit schon einige Ärzte gewundert, auf den nahe liegendsten Grund dafür kam man jedoch erst etwa vor einigen Jahren. Der Blutdruck kann nur dann vor und hinter dem Verschluss gleich hoch sein, wenn er durch die Adern erzeugt wird. Wäre das Herz eine Pumpe, müsste der Blutdruck (bei einer wegführenden Ader) vor einem Verschluss logischerweise höher sein als dahinter (und umgekehrt).

Auf die Dinosaurier bezogen: Selbstverständlich musste sich ein langhalsiges Tier aufrichten können, ohne einen „Blackout" wegen fehlender Blutzufuhr zu erhalten. Auch bei aufgerichtetem Hals floss das Blut nicht etwa schlagartig zurück. Das wurde schon allein durch das Rückschlagklappensystem in den Adern verhindert, das nicht nur wir Menschen besitzen. So gesehen musste bei aufgerichtetem Hals auch keinesfalls eine riesige Menge Blut hochgedrückt werden, sondern pro Adernabschnitt von Rückschlagklappe zu Rückschlagklappe immer nur eine relativ winzige Blutmenge. Und um den Blutfluss zu regulieren, braucht man auch bei einem Riesentier von einigen zehn Metern Länge keinesfalls mehrere Herzen. Ein völlig normal großes reicht dafür aus. Somit sind Saurier mit hoch aufgereckten Hälsen durchaus vorstellbar. Bei der Giraffe funktioniert dieses System ja auch, und kei-

ner denkt sich etwas dabei. Werden Ausgräber in tausend Jahren, wenn sie das Skelett einer dann ausgestorbenen Giraffe finden, sie dann ebenfalls mit waagerecht gehaltenem Hals darstellen?

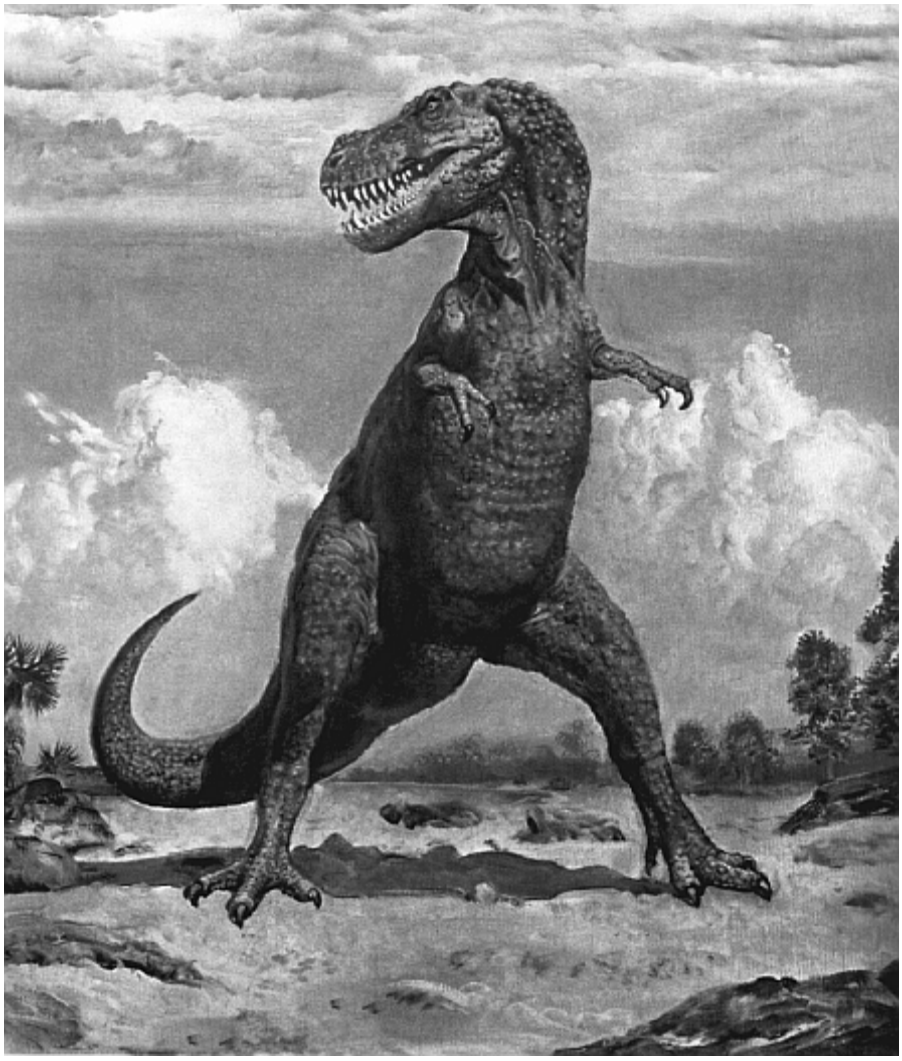
Die derzeit favorisierte Körperhaltung der Saurier ist offensichtlich falsch

In den letzten Jahren tendiert die Forschung immer mehr dazu, Saurier nicht mehr, wie in vielen Museen dargestellt, aufrecht darzustellen. Angeblich sollen sie mit waagerecht ausgestreckten langen Hälsen und Schwänzen gelebt haben. Das mag bei kleineren Tieren möglicherweise auch so gewesen sein. Aber die tonnenschweren riesigen Tiere können unmöglich so ausgesehen haben, es sei denn, sie hätten ausnahmslos im Wasser gelebt!

Warum macht sich eigentlich keiner der Dinosaurier-Theoretiker einmal Gedanken darüber, wie eine solche Körperhaltung rein physikalisch gesehen funktioniert haben soll?

Kinder lernen schon in der Schule, dass man mittels eines entsprechend langen Hebels die schwersten Dinge bewegen kann. Und diese Hebelwirkung muss sich bei langen Hälsen und Schwänzen geradezu katastrophal auf die „Aufhängung“ ausgewirkt haben. Jeder Orthopäde kann es erklären, welche sich potenzierenden Kräfte an der unteren Wirbelsäule zerren, wenn man nur den Oberkörper nach vorne neigt. Da kommen nicht nur einige wenige Kilogramm zusammen, sondern die Kräfte nähern sich einer Tonne (!). Und das bei dem relativ kleinen Menschen. Welche Hebelkräfte müssen analog dazu erst bei einem zehnmeterlangen Dinosaurier aufgetreten sein? Sie müssten bei einer waagerechten Hals- und Schwanzstellung so hoch gewesen sein, dass sie unmöglich durch dicke Muskelpakete abzufangen gewesen wären, vom erhöhten Gelenk- und Wirbelverschleiß einmal ganz abgesehen. Wie sollen unter diesen Bedingungen Saurier solche Lebensalter erreicht haben, wie man es derzeit noch annimmt?

Hinzu kommt, dass fleischfressende Riesentiere, die auch noch als Jäger agiert haben sollen, mit waagerecht ausgestreckten Hälsen und Schwänzen einen hoch liegenden Schwerpunkt besaßen und demgemäß beim Laufen größte Gleichgewichtsprobleme haben mussten.



Die aufrechte Haltung der Dinosaurier (hier: T-Rex), wie sie bisher favorisiert wurde, soll falsch sein, weil Knochen und Gelenke falsch interpretiert worden seien.

Solch eine unmögliche Körperhaltung gesteht man den Großechsen nun zu, obwohl der riesige Schwanz jeden sich einigermaßen schnell bewegenden Saurier in Gleichgewichtsprobleme gebracht hätte. Die Gelenke und Wirbel der Wirbelsäule müssten unter den entstehenden Hebelkräften eines starr nach hinten ausgestreckten Schwanzes sehr schnell zusammenbrechen.

Bedingt durch die Gravitationseinwirkung wäre es nur logisch, anzunehmen, dass die langen Schwänze mehr oder weniger am Boden schleiften. Ebenso verhält es sich mit den langen Hälsen, bei denen sich die schwerkraftbedingte Hebelwirkung um so schwächer auswirkt, je höher sie aufgerichtet sind.

Dem wird von der Wissenschaft entgegen gehalten, man habe zwar genügend versteinerte Saurier-Spuren gefunden, jedoch dazwischen nur selten Schwanz-Schleifspuren, was die These der waagerechten Schwanzhaltung stützen würde. Da frage ich mich, ob die Forscher eigentlich schon einmal in Erwägung gezogen haben, dass die gefundenen Spuren auch von schwanzlosen Sauriern stammen könnten, oder von solchen mit einem kurzen Schwanz?

Berücksichtigt man die Punkte des Bluttransportes und der Körperhaltung, wird jede Überlegung zu einer damals geringeren irdischen Gravitation gegenstandslos.

Wie ist es möglich, dass Dino-Versteinerungen kontinuierlich vorkommen?

Saurier kennt man aus allen Epochen ihres Vorkommens, auf Grund von reichhaltigen Versteinerungen. Wenn jedoch Versteinerungen eine mehr oder weniger einmalige Folgeerscheinung von Himmelskörper-Impakten sind – schließlich müssen sie (siehe versteinerte Quallen oder Saurierkot) schlagartig geschehen sein –, so müssen in jener Geschichtszeit Impakte mit kataklysmischen Auswirkungen eher die zerstörerische Regel gewesen sein.

Da wir aber wissen, dass bei einem Kataklysmus der größte Teil von Flora und Fauna vernichtet wird, müssen die Dinosaurier wohl einesteils eine extrem hohe Vermehrungsrate gehabt haben, andererseits an solche Großkatastrophen relativ gut angepasst gewesen sein, um unter widrigsten Bedingungen Jahrmillionenlang immer wieder erfolgreich überleben zu können.

Betrachtet man das relativ schnelle Verschwinden der Saurier, angeblich durch einen Impakt und seine Folgen hervorgerufen, so müssen hier zwangsläufig zusätzlich andere Faktoren ins Spiel gekommen zu sein. Es ist in höchstem Grade unwahrscheinlich, dass eine über Jahrmillionen hinweg erfolgreich lebende Art, die immer wieder die widrigsten, extremsten Lebensumstände überleben konnte, praktisch schlagartig mit allen Unterarten ausgelöscht worden sein soll, ohne dass in irgend einer Nische einige Exemplare überlebt haben sollen. Und damit stellt sich gleich die Frage: Woher stammen die mit dem Aussterben der Saurier zeitgleich schlagartig auftretenden Laubpflanzen, die es vorher nicht gab? Es kann mir niemand weismachen, dass sie sich auf Grund der katastrophalen Gegebenheiten schlagartig aus Nadelgehölzen oder Farnen entwickelt hätten.

Meereswasserspiegel und Pol-Eis

Wenn es zu Zeiten der Dinosaurier keine Polareisflächen gegeben haben soll, worauf Knochenfunde auch in der Antarktis deuten, dann entsteht ein neues Problem: Dann müssen die Meeresspiegel rund um die Erde um ein Vielfaches höher gelegen haben als heute, denn irgendwo muss das Wasser ja geblieben sein. Das heißt andererseits, dass die zur Verfügung stehenden Landflächen viel kleiner als heute gewesen sein müssen, und die angenommenen Landbrücken zwischen den Kontinenten im wahrsten Sinne des Wortes ins Wasser fallen.

Man geht heute jedoch davon aus, dass die Meeresspiegel ganz im Gegenteil damals wesentlich niedriger gewesen seien als heute, womit Landbrücken zwischen Kontinenten wieder erklärbar werden. Wo war jedoch das ganze Wasser, wenn nicht an den Polen? Die Atmosphäre dürfte wohl kaum in der Lage gewesen sein, die Milliarden Tonnen (heutigen) Pol-Eises aufnehmen zu können. Im übrigen ist der antarktische Kontinent auch heute nicht völlig vom Pol-Eis bedeckt. Große Teile der Antarktis liegen auch heute in gemäßigten Temperaturgegenden, haben auch heute noch Wälder, Seen, Savannen und Tierherden. Aber das ist ein anderes Thema.

Resümee

Es sind also um die Dinosaurier noch längst nicht alle Fragen hinreichend erklärt. Im Gegenteil ist so manche gebotene Erklärung recht zweifelhaft. Daran ändert auch nichts, dass Dr. Hans-Joachim Zillmer in den letzten Jahren mit seinen hervorragenden Büchern so manche „festgefügt“ erscheinende These ins Wanken brachte und seinerseits neue Thesen aufstellte, die zumindest für Unruhe in der etablierten Wissenschaft sorgten.

Die Schädel- und Halshaltung und damit die gesamte Körperhaltung der Dinos ist bis heute reine Spekulation, die, jede für sich, mehr oder weniger logisch begründet werden, aber nichts desto trotz Spekulationen bleiben.

Die Frage des plötzlichen Aussterbens der gesamten Sauriergattung von der kleinsten bis zur größten Art kann bis heute nicht zufriedenstellend erklärt werden, zumal die damals lebenden kleinen Säugetiere, die wesentlich anfälliger gegen Witterungs-Katastrophen waren, merkwürdigerweise alle überlebten.

Das kann eigentlich nur bedeuten, dass - wenn wir ein selektives Eingreifen irgendwelcher „Astronautengötter“ ausschließen - das angebliche große Sterben vor 64 Millionen Jahren eine reine Fiktion ist. Selbstverständlich fanden damals und in Folge eine ganze Reihe zum Teil planetenumfassender Großkatastrophen statt. Aber sie führten nicht zur Ausrottung, nur zur Dezimierung der einzelnen Arten, auch der Dinos.

Rein von der Logik her gesehen müssen zumindest einige wenige Dino-Arten oder Tiere bis in geschichtliche Zeiten gelebt haben, was auch durch Darstellungen (Felsbild-Ritzungen u.a.) dokumentiert ist, aber von der Wissenschaft ignoriert wird.

Zu klären bleibt die Frage, wie Saurier auf allen Kontinenten (einschließlich der Antarktis) vertreten sein konnten, wenn - bedingt durch den erhöhten Meeresspiegel - keinerlei Verbindung zwischen den einzelnen Kontinenten bestanden haben.

Ich denke, entweder geht man von völlig falschen Voraussetzungen für die damalige Zeit aus, oder die vorgegebenen und benützten Zeitstellungen an sich sind falsch. Es bleibt genug Raum für Spekulationen! ■

Gernot L. Geise

Steingräber, Dolmen und ein Ludrenplatz

Frühgeschichtliche Objekte in Sachsen-Anhalt (1)

Jörg Benecke und ich hatten im Mai 1991 eine Woche lang Sachsen-Anhalt und ganz speziell die weitere Umgebung von Magdeburg nach vor- und frühzeitlichen Relikten erkundet. Als Ausgangspunkt hatten wir Magdeburg gewählt. Wir fanden eine ganze Reihe von „Steingräbern" und Grabhügeln. Dabei möchte ich hier daran erinnern, dass das, was landläufig als „Steingrab", „Dolmen" o.ä. bezeichnet wird, keinesfalls automatisch Gräber gewesen sein mussten. Nach meinem Dafürhalten hatten diese Objekte ursprünglich keinesfalls die Funktion von Gräbern. Auch unter diesem Gesichtspunkt sollten die gefundenen Objekte betrachtet werden.

Zunächst ein paar Worte zu den damaligen Straßenverhältnissen. Die Straßen der ehemaligen DDR waren Anfang der Neunzigerjahre in Natura noch wesentlich schlimmer, als man sie sich als BRD-Bürger vorstellte, denn irgendwie sah man die diesbezüglichen Beschreibungen doch immer als stark übertrieben an. Der Großteil der Straßen bestand tatsächlich nur aus schmalen, gepflasterten Kopfsteinpflasterstraßen mit recht großen Schlaglöchern und Querrillen, die Geschwindigkeiten über 40 km/h zu einem halsbrecherischen Unternehmen werden ließen, mit der Gefahr eines Achsenbruchs. Viele Ortschaften, die wir sahen, standen untereinander nur durch Schotterstraßen oder reine Feldwege in Verbindung.

Wenn die alten „Römer" mit ihrem „Römerstraßennetz" diese Verbindungswege gesehen hätten, sie wären wahrscheinlich entsetzt gewesen über den Zustand dieser Straßen. Für uns war der Straßenzustand jedenfalls unvorstellbar.

Das Steingrab „Teufelsküche" an der B 245 bei Haldensleben: ein frühzeitlicher Energie-Umsetzer.

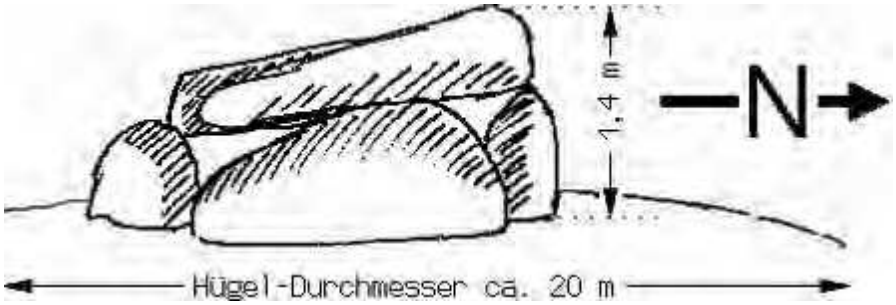
Das Steingrab „Teufelsküche"

Nach dem Erwerb eines „sozialistischen" Ausflugs-Atlas' über die Umgebung von Magdeburg fuhren wir in Richtung Bebertal (nordwestliche Richtung). Hinter Haldensleben (etwa 30 km nordwestlich von Magdeburg) fanden wir an der B 245 in Richtung Bebertal, ein paar hundert Meter hinter dem Ortsausgang, rechts im Wald ein jungsteinzeitliches

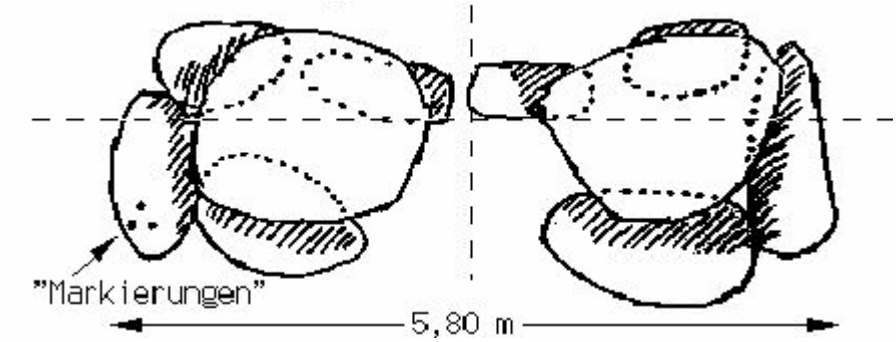
Steingrab mit dem phantasievollen Namen „Teufelsküche“.

Das Monument liegt etwa fünfzig Meter von der Straße entfernt im Wald und ist eine megalithische Anlage, ein Dolmen mit herum gruppierten Steinblöcken und schon von der Straße aus erkennbar. Das Steingrab ist in Ost/West-Richtung angelegt, genau in der Mitte befindet sich ein radiästhetischer Kreuzungspunkt, ein Kennzeichen einer jeden früh- und vorgeschichtlichen Grabanlage. Der gesamte Grabhügel erhebt sich etwa einen Meter über das umliegende Waldgebiet und hat einen Durchmesser von etwa zwanzig Metern.

Nach unserer heutigen These waren Dolmen oder sogenannte Großsteingräber ursprünglich keinesfalls irgendwelche Grabstätten, sondern



Skizze: „Teufelsküche“

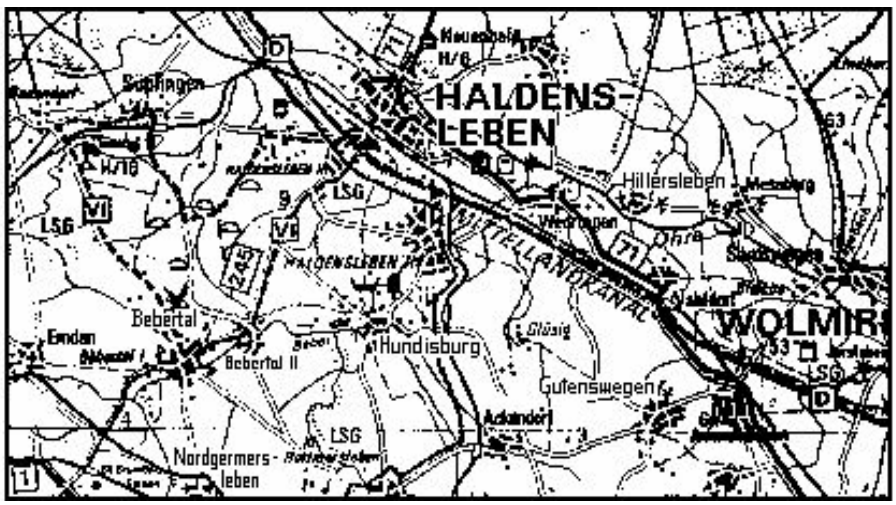


Das Steingrab „Teufelsküche“: Links Blick durch den Zugang auf die Seitenwand. Der Zugang stellt die Austrittsöffnung des energetischen Strahls dar. Rechts das Seitenteil von außen.

hatten eine energetische Funktion. Ein Energiestrahl wurde ganz ähnlich wie ein Laserstrahl zwischen zwei Reflektorsteinen hin und her reflektiert, wobei er sich „aufschaukelte“, bis er eine bestimmte Stärke erreicht hatte und dann seitlich des „Grabes“ aus der Anlage herausbrach, in einer genau berechneten Richtung zum nächsten Dolmen bzw. „Großsteingrab“, wo dieser Vorgang sich erneut wiederholte.

Diese These stellten wir vor einigen Jahren anhand der megalithischen Anlagen Norddeutschlands auf. Das würde für eine ehemalige großräumige Vernetzung dieser Anlagen sprechen, wobei es jedoch bis heute nicht geklärt ist, wo sich der Endpunkt des auf diese Weise entstandenen starken Energiestrahls befand. Betrachten wir den Aufriss der „Teufelsküche“, so trifft das „Laser“-Konzept auch hier zu. Auch diese Anlage besitzt links und rechts je einen Reflektorstein sowie eine große Austrittslücke in der Mitte.

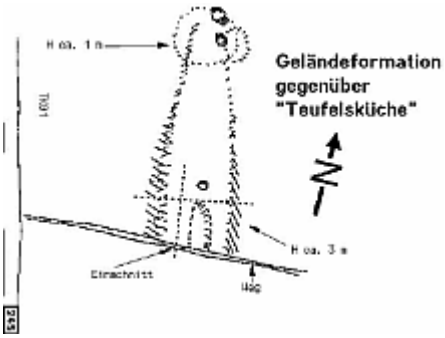
Gegenüber auf der anderen Stra-



Steingräber, Dolmen und ein Ludrenplatz

Oben:Im Vordergrund der eine Reflektorstein von außen. Rechts: Der gegenüber liegende Reflektorstein.

Das Gelände gegenüber des Steingrabes auf der anderen Straßenseite.



ßenseite verläuft ein Weg in den Wald, dort fanden wir ebenfalls etwa fünfzig Meter von der Straße entfernt eine merkwürdige Geländeformation, einen etwa dreißig Meter langen Hügel, der an der Vorderseite einen Einschnitt aufwies. Vorne war er etwa drei Meter und hinten etwa einen Meter hoch. Relativ wahllos waren einige größere Steine darauf verstreut.

Am hinteren, schmaleren Teil konnten wir eine stark ausstrahlende Blind Spring (1) feststellen.

Im Umkreis von einigen Kilometern befinden sich weitere Reste von Steingräbern, die allerdings zerfallen sind. Hügelgräber fanden wir in dieser Gegend keine, trotz mühsamer Fahrt über unwegsame Waldwege und merkwürdiger Wegbeschreibungen einiger Anwohner.

Das „Königsgrab“

Weiter fuhren wir in Richtung Bebertal I. Hier wurden wir nach einigem Suchen auf dem Betriebsgelände eines Kieswerkes fündig. Betreten durften wir das Gelände nur mit der Genehmigung des Pförtners, da hier ein emsiger Lastwagenbetrieb herrschte.

Auch bei dem sich hier befindlichen „Königsgrab“ handelte es sich um einen Dolmen am Rande eines Waldgebietes. Der Dolmen lag inmitten einer Steingruppe, und diese wiederum in einem unregelmäßigen, ovalen Steinkreis mit einem Längsdurchmesser von etwa fünfundzwanzig Metern und einem Breitendurchmesser von etwa vier bis sechs Metern. Das Steinoval

Hier erkennt man einen der Reflektorsteine am „Königsgrab“.

Das „Königsgrab" bei Bebertal I mit dem umgebenden Steinkreis.

Das „Königsgrab" mit dem Zugang, der den energetischen Zu- und Abfluss ermöglichte, durch eine Lücke im umgebenden Steinkreis.

war in Nord/Süd-Richtung ausgerichtet, bei etwa 8° Abweichung von der Linie. Exakt durch den Dolmen verlief der obligatorische Kreuzungspunkt des irdischen Globalgitternetzes.

Auch das „Königsgrab" wurde in gleicher Art errichtet: zwei Reflektorsteine und eine Lücke in der Konstruktion, durch welche der Energiestrahl ausgeleitet wurde.

Möglicherweise diente die Lücke nicht nur der energetischen Abstrahlung, sondern auch der Zuleitung. So weit ist auch noch nicht geklärt, ob die Steinblöcke des umgebenden Steinkreises eine Steuerfunktion hatten. Auffällig ist, dass jeweils in umgebenden Steinkreisen in Höhe der energetischen Verbindung eine Lücke besteht.

Das „Steingrab" bei Haldensleben liegt mitten in einem Waldgebiet.

Das „Steingrab" bei Haldensleben

Von Haldensleben aus fuhren wir auf der B 245 in Richtung Bebertal weiter, weil sich nach der Landkarte in einem nahe gelegenen Waldgebiet ein weiteres Steingrab befinden sollte. Dort fuhren wir etwa zwei Kilometer in den Wald hinein, bis rechts zwei Wege einmündeten. Am rechten Weg stand gleich zu Anfang ein Haus. Den zweiten Weg befuhren wir etwa fünfzig Meter bis zu einem Sperrschild und gingen dann zu Fuß auf dem Waldweg weiter.

Nach etwa hundert Metern gabelte sich der Weg. Wir nahmen den rechten und richteten uns ansonsten nach dem Ausschlag unserer Mute (2), da weit und breit kein Hinweisschild auf das Steingrab zu finden war. Die Mute zeigte in den Wald, und so kämpften wir uns, beladen mit Kameras und Zubehör, durch das Unterholz. Dornenreich und voller Brennesseln war das Unterholz und entlockte uns so manchen Fluch. Doch nach etwa einer halben Stunde quer durch das Gestrüpp waren wir erfolgreich. Der Ausschlag der Mute hatte uns zu einem Mitten im Wald gelegenen Steingrab geführt, das fast total überwachsen und erst erkennbar war, als wir direkt davor standen.

Die Ansammlung von großen Steinen lag genau in Ost/West-Richtung auf einem Knotenpunkt des Globalgitternetzes. Ob es einstmals ein Dolmen gewesen war, ließ sich nicht feststellen, der Deckstein (falls vorhanden gewesen) fehlte, und wegen des dichten Bewuchses war nicht sehr viel zu erkennen. Die Steine lagen auf einer Fläche von etwa fünf bis sechs Metern aufgeschichtet, der größte Stein war etwa zwei Meter breit und eineinhalb Meter hoch.

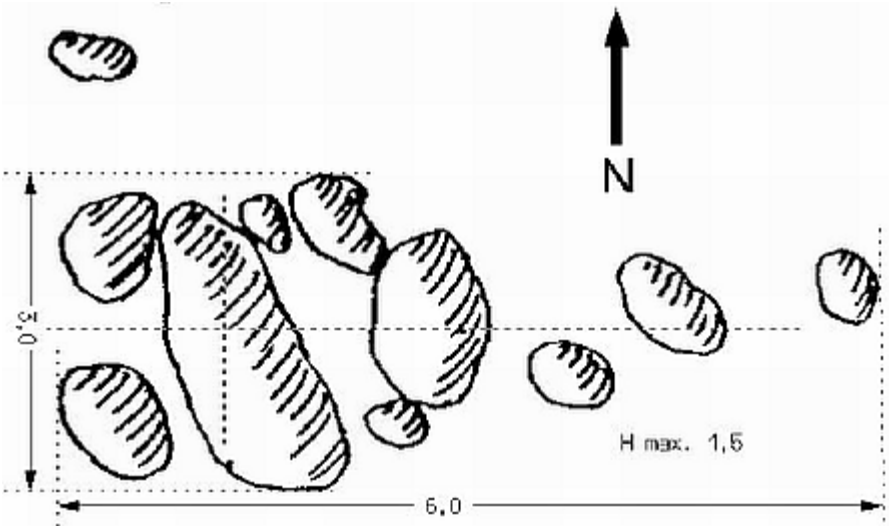
Aufgrund dessen lässt sich heute nicht mehr sagen, ob dieses „Grab“ in das System eines Energie-Verbundnetzes hinein passt.

Es war das erste Mal, dass wir ohne Kenntnisse der örtlichen Gegebenheiten, nur mit Hilfe der radiästhetischen Anzeige einer Mute, ein Steingrab mitten in einem unwirtlichen Waldgebiet finden konnten.

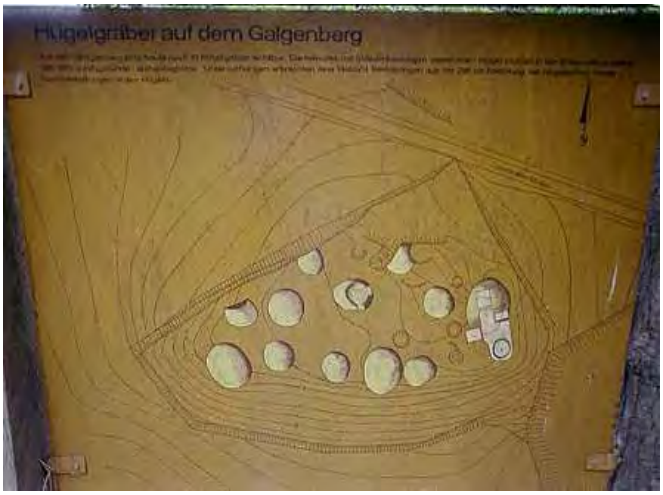
Hügelgräber und Ludrenplatz auf dem „Galgenberg“

Auf der Durchfahrt durch das Örtchen Hundisburg, etwa zwei Kilometer südlich von Haldensleben, sahen

Die Bilder zeigen deutlich, wie sehr die einzelnen Steinblöcke des „Steingrabes“ durch Unterholz überwachsen sind.



Aufriss des „Steingrabes“ bei Haldensleben.



Die aufgestellten Hinweistafeln zeigen die Befunde der archäologischen Untersuchungen des Gräberfeldes bei Hundisburg.

Der Grabhügel auf dem „Galgenberg" mit dem Steinkreis. Auf dem rechten Bild im Hintergrund links die Schautafel.

wir zwei kleine hölzerne Hinweisschildchen: „Galgenberg" und „Hügelgräber". Daran konnten wir natürlich nicht vorbeifahren.

Nach einigem Suchen fanden wir den „Galgenberg" mit zwei restaurierten Grabhügeln, davon einer mit einem dekorativ herum gelegten Steinkreis. Radiästhetisch ergaben diese beiden Grabhügel überhaupt keine Anzeige, deshalb sind wir der Ansicht, dass diese beiden Hügel mehr oder weniger dekorativ für Touristen zurechtgemacht worden sind, zumal auf einer der sich neben dem einen Hügel befindlichen Schautafel hier von einem Gräberfeld gesprochen wurde.

Weitere Hügelgräber waren für uns jedoch kaum noch erkennbar, mit Ausnahme von einem „Hügelgrab", das quasi nur aus einem Ringwall von etwa sechs Metern Durchmesser bestand. Der niedrige Wall besaß zwei Durchlässe, einer in südlicher Richtung und einer in südöstlicher Richtung. Dieser Platz zeigte einen sehr starken radiästhetischen Ausschlag,

Der „Grabhügel", den wir als Ludrenplatz identifizierten. Blick aus Richtung Süden durch den Durchlass im Wall.

und der Süd-Durchlass zeigte genau auf den in der Ferne erkennbaren Kirchturm von Hundisburg.

Der Ausblick aus dem 2. Durchlass wurde leider durch die dichtstehenden Bäume verhindert.

Aufgrund dieser Gegebenheiten sind wir der Ansicht, dass es sich hier

Verschiedene Ansichten des Ludrenplatzes bei Hundisburg. Deutlich erkennbar sind die Vertiefungen im Wall, von wo aus die Sichtverbindungen zu anderen Nachrichtenstationen verliefen.

keinesfalls um ein ehemaliges Grab handelt, obwohl ringsum einige Hügelgräber gefunden wurden.

Es scheint sich hier vielmehr um einen ehemaligen „Ludrenplatz“ gehandelt zu haben, eine Signalstation, wo der „Teufel“, sprich „Hellmann“, einst als Nachrichtenübermittler fungierte (3). Dafür sprechen sowohl die Sichtverbindungen, die deutlich erkennbar durch Vertiefungen in dem umliegenden niedrigen Wall angezeigt wurden wie auch die radiästhetischen Gegebenheiten des Platzes. Weiterhin passt das nahe gelegene Gräberfeld zu einem Ludrenplatz, denn der hier einst tätig gewesene Hellmann hielt ja nicht nur die Nachrichtenverbindungen zu den nächsten Stationen aufrecht, er war „nebenberuflich“ als „Krematoriumbetreiber“ für die Beerdigung der Gestorbenen seiner Gemeinde verantwortlich. Bei allen von uns im Laufe der Zeit untersuchten Ludrenplätzen befanden sich Gräber oder Grabhügel in unmittelbarer Umgebung.

Das passt auch zu der Ortsbezeichnung „Galgenberg“, denn ehemalige Ludrenplätze wurden als einstige Tabu-Plätze in späterer Zeit oftmals zu Exekutionsstätten umfunktioniert, da sie

Es wäre auch nicht verwunderlich, wenn man in der Umgebung zusätzlich Reste von Metallverhüttung oder Schmiedeaktivitäten finden würde, denn auch das waren Kennzeichen eines Ludrenplatzes.

Anmerkungen

(1) Begriff aus der Radiästhesie: Unterirdische, senkrecht stehende Wassersäule, mit Mute, Rute oder Pendel anmessbar.

(2) Mute: drehbar gelagerte Einhand-Winkelrute.

(3) siehe auch: Gernot L. Geise: „Das keltische Nachrichtensystem“; ders.: „Der Teufel und die Hölle: historisch nachweisbar“.

Literatur

Ausflugsatlas - Umgebung von Magdeburg, Berlin, 3. Aufl. 1988

Kreis Zerbst - ein schöner Fleck zum Verweilen, Info-Blatt; Incoming-Agentur Christine Skopp, Burgstr. 22, O-3404 Loburg

Gernot L. Geise: „Das keltische Nachrichtensystem“, Peiting 2002

Gernot L. Geise: „Der Teufel und die Hölle: historisch nachweisbar“, Hohenpeißenberg 2001.

Fotos und Skizzen

(c) Gernot L. Geise

■

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/ritter/SY5833 Ritter - Verschollen.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

sy57.jpg %d×%d pixels

Wilhelm Tell – ein Jesus-Mörder

Ein Nationalheld im Lichte der Geschichtskritik

© 2003 Christoph Pfister, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 3/2003

Der vorliegende Artikel stellt einen bearbeiteten Auszug aus dem noch unveröffentlichten Buch des Autors „Die Mär von den alten Eidgenossen". Bern und die Entstehung der Schwyzer Eidgenossenschaft im Lichte der Geschichtskritik dar. – Das Erscheinen des Werkes ist für Frühsommer 2003 vorgesehen.

Einleitung

Nationalhelden haben vor einer kritischen Geschichtsbetrachtung einen schweren Stand. In den meisten Fällen löst sich ihr angebliches Heldentum im Nichts auf. Und wenn diese Figuren noch in der älteren, also erfundenen Geschichte angesiedelt werden, so kommt man mitten in die Grosse Aktion und ihre Blaupause. - Das gilt auch für Wilhelm Tell, eine Person, die wie kein zweiter mit dem historischen Selbstverständnis der Schweizer Eidgenossenschaft verbunden ist.

Die schmale Quellenbasis

Die Sage von Wilhelm Tell ist ein recht unorganisch eingebettetes Teilstück der Befreiungsgeschichte der Urschwyzer Waldstätte. Und die einzige und älteste Quelle ist das berühmte Weiße Buch von Sarnen – so genannt wegen des weißen Pergamenteinbandes. Das Werk ist ein Kompositum. Es enthält einen schmalen chronikalischen und einen großen urkundlichen Teil.

Datiert wird die Entstehung der Chronik des Weißen Buches auf die Zeit „um 1470". – Und einziges Argument dafür ist, dass bis um diese Zeit sämtliche Einträge von einer einzigen Schrift geschrieben worden sind!

Die obige Chronik ist klar von dem Berner Chronisten Konrad Justinger beeinflusst – dieser wird im Text auch genannt. Der soll „um 1430" geschrieben haben.

Die Abhängigkeit des Weißen Buches von Bern wird von der Wissenschaft anerkannt. Trotzdem hat man den Eindruck, dass dies den Forschern eher peinlich ist. So gab es denn Versuche, etwa von Bruno Meyer 1959, einen umgekehrten Weg der Beeinflussung zu behaupten: Nicht Bern habe die Geschichte den Waldstätten vorgegeben, sondern umgekehrt die Waldstätte den Bernern. – Aber solche Versuche waren nicht überzeugend.

In meinem noch ungedruckten Buch *Die Mär von den alten Eidgenossen* bin ich auch der Quellenfrage nachgegangen. Es ergab sich, dass so gut wie alle erzählenden Quellen zum Ursprung und zur älteren Geschichte der Eidgenossenschaft in Bern geschrieben wurden.

Sogar ein führender Name lässt sich zweifelsfrei feststellen: Es ist Michael Stettler im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts. Er und sein Umkreis haben alle wichtigen Chroniken zur Geschichte Berns und der Eidgenossenschaft verfasst – unter verschiedenen Namen und in verschiedenen Fassungen.

Eine solche Stettlersche Schöpfung ist besonders die dem erwähnten Justinger zugeschriebene älteste Berner Chronik. – Also stammt auch das Weiße Buch frühestens aus der Zeit um 1620/1630. Mehr noch: Die Befreiungsgeschichte Berns und der Waldstätte sind absolute Parallelitäten. Die Sage von Wilhelm Tell ist also eine städtische, nicht eine ländliche Schöpfung. – Die Urschweiz besaß keine eigene Geschichtsschreibung.

Tell eine historische Gestalt?

Schon in meiner *Matrix* habe ich nachgewiesen, dass alle Geschichte vor etwa 1600 nicht plausibel ist. In meinem neuen Werk über die Schwyzer Eidgenossen weise ich auch nach, dass die ältere Geschichte erst nach dem genannten Datum geschrieben wurde. Alle Chroniken, Urkunden und

sonstigen schriftlichen Dokumente sind das Ergebnis einer Grossen Aktion der Spätrenaissance und des Barock.

Diese geschichtskritischen Erkenntnisse sind neu. Aber die Frage nach der Authentizität der Tell-Figur beschäftigt die Gelehrten seit Jahrhunderten. Bekanntlich hat der Berner Gottlieb Emanuel von Haller um 1760 in einer Schrift *Wilhelm Tell, ein dänisches Märchen* den Meisterschützen und Tyrannenmörder als Gestalt aus der nordischen Sage entlarvt. – Doch schon im 17. Jahrhundert gab es Zweifler an Tell. – Im Grunde ist die ganze Historiographie der älteren Schweizer Geschichte von den Anfängen bis heute eine Auseinandersetzung zwischen Befürwortern und Gegnern einer Geschichtlichkeit Tells.

Wilhelm Tell mit Sohn (Illustration von Ende des 19. Jahrhunderts)

Zuletzt haben vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg zwei Schweizer Historiker, Karl Meyer und Bruno Meyer, ein letztes Mal versucht, Wilhelm Tell als historische Gestalt zu rehabilitieren. – Deren Argumente waren allerdings mehr als gewagt und beruhten letztlich auf logischer Akrobatik und Zirkelschlüssen.

Tell wird auch in der offiziellen Geschichtsforschung heute nicht mehr als plausibel betrachtet. Aber diese Haltung ist eher durch den Zwang der Umstände als durch eine klare Willensentscheidung bedingt. - Nach wie vor hält man, dass an der Befreiungsgeschichte der Waldstätte und den dürftigen Nachrichten des Weißen Buches von Sarnen etwas Wahres sein müsse.

Die chronikalischen Mitteilungen über Tell sind dürftig, und die Urkunden lassen nichts über ihn verlauten. – Am Versuch, *Realität und Mythos* (Jean-François Bergier) in der ältesten Überlieferung trennen zu wollen, lässt sich das ganze Elend der Geschichtswissenschaft der älteren Zeiten ablesen. Es kann nicht gelingen, eine Geschichte zu belegen, die nicht existiert hat.

Der Tell-Mythos

In der ursprünglichen Vorlage war Wilhelm Tell als Teil der Befreiungsgeschichte der Waldstätte gestaltet. Aber der Meisterschütze aus Uri nahm nicht an dem Bundesschwur auf dem Rütli und den späteren Beratungen teil. – Und auch in der Kürze der Chronik des Weißen Buches wirkt seine Geschichte ziemlich aufgesetzt und unorganisch eingefügt. – Schon deswegen lohnt es, der Tell-Geschichte analytisch auf den Grund zu gehen.

Doch so weit ging bisher keine Betrachtung. Die Kritiker erkannten die Parallelitäten mit der nordischen Geschichte vom Meisterschützen Toko, dem isländischen Eigill und Bellerophon und

seinen Söhnen in der griechischen Sage. Uwe Topper weist auch auf die Namensähnlichkeiten hin: In Bellerophon liest man Tell heraus; in Toko steckt *toxon*, das griechische Wort für Pfeil. – Aber auch lateinisch *telum* ergibt den Namen Tell (Topper, Horra, 64 f.).

Die Tatsache, dass nordische und griechische Sagen in gleicher Weise die Tell-Sage enthielten und gestalteten, hätte eigentlich auf eine gleiche Zeitebene schließen lassen – eben die der Grossen Aktion der Renaissance und des Barocks.

Wilhelm Tell (Radierung von Daniel Chodowiecki, 1781, aus: Wilhelm Tell. Ansichten und Absichten; Zürich 1991, S. 28)

Auch hätte ein technologisches Argument gebracht werden können. Wilhelm Tell ist nicht Bogen- sondern Armbrustschütze. Diese Schusswaffe aber ist auf älteren, „antiken" Abbildungen nirgends zu finden. Die Armbrust verrät allein schon die späte Entstehungszeit der Sage.

Aber das hauptsächliche Augenmerk bei der Tell-Betrachtung galt bisher dem Mythos, der auf dieser Heldengestalt aufgebaut wurde. – Die zahlreichen bildlichen Darstellungen schon im 17. Jahrhundert belegen die Beliebtheit dieses Vorwurfs. In der Französischen Revolution wurde Wilhelm Tell zum revolutionären Freiheitshelden hochstilisiert und durch Friedrich Schillers Drama von 1804 erlangte der angebliche Freiheitsheld der Urschweiz endgültig Kultstatus und Weltruhm. – Der nationale Patriotismus des 19. Jahrhunderts festigte den Mythos – ungeachtet der Kritik einzelner Historiker.

Tell – eine humanistische Erfindung?

Wilhelm Tell hat auch heute noch seinen festen Platz in der allgemeinen historischen Vorstellungswelt. Das führt zu teilweise grotesken Erscheinungen. In der Schweiz etwa kommt es sogar vor, dass sich Befürworter und Gegner einer politischen Sache in gleicher Weise auf die Legendengestalt berufen.

Wie gesagt haben die Versuche im 20. Jahrhundert, Tell wieder als historische Gestalt anzusehen fehlgeschlagen. Aber die Forschung der letzten Jahrzehnte beließ es bei referierenden Darstellungen des Tell-Phänomens, wofür etwa die Werke von Lilly Stunzi (1973) und Jean-François Bergier (1990) stehen. – Erst kürzlich wurde erstmals ein analytischer Ansatz vorgelegt.

© 2003 EFODON e.V.

Der Aufsatz von Walter Koller (2002), in einem Sammelband über den Historiographen Aegidius Tschudi erschienen, bietet trotz einiger Mängel den ersten und entscheidenden Schritt, um die Tell-Gestalt zu durchleuchten.

Zuerst stellt Koller ausdrücklich fest, dass der Inhalt des Weißen Buches Literatur und nicht Geschichte ist. – Bis anhin waren Forscher immer noch der Meinung, man könne und müsse aus dieser Quelle einen Wahrheitskern herausfiltern.

Dann erkennt Koller nicht nur in der Tellen-Geschichte, sondern auch in den anderen Elementen der Befreiungsgeschichte eine humanistische Erfindung:

Der Bauer im Melchi spielt auf eine Stelle im Buch Samuel an; die Nötigung der Frau von Altsellen auf die altrömische Geschichte von Lucretia. - Die Geschichte des Burgenbruchs durch die Waldstätte gibt einen Topos der Renaissance wieder, nämlich dass die Burg aus einem ursprünglichen Zufluchtsort zu einem Hort des Lasters geworden sei.

Wilhelm Tell wird ebenfalls als humanistisches Märchen erkannt. Dabei wird auf die Bedeutung des Tyrannenmordes im Denken des Humanismus verwiesen.

Aber eben hier muss die Kritik am guten Ansatz von Walter Koller einsetzen. Entgegen dem Titel seines Artikels wird keine tiefer gehende Analyse der Tellen-Geschichte geboten. Der Meisterschütze bleibt ein Tyrannenmörder. Ungewollt erliegt Koller damit ebenfalls der bisher vorherrschenden Interpretation von der Wirkungsgeschichte her: Weil die meisten in Tell einen Freiheitshelden gesehen haben; der ein Volk von Unterdrückung und Tyrannei erlöst, so gilt diese Ansicht weiter. – Aber eine fundierte Analyse kann sich nicht zufrieden geben, gängige Meinungen zu kolportieren.

Wilhelm Tell und sein Äpfelschuss (Holzschnitt aus der gedruckten Chronik von Petermann Etterlin, angeblich „1507“ – nach dem Autor aber etwa um 1630 anzusetzen)

Die Parallelitäten zu Wilhelm Tell

Kollers Ansatz ist gut, greift aber zu kurz. Um die Geschichte von Tell in seiner ursprünglichen Absicht fassen zu können, braucht es weitere geschichtsanalytischer Ansätze.

Der Nachweis von Parallelitäten ist der Königsweg zu einer richtigen Deutung. Dies ist teilweise geschehen, aber nicht vollständig. - Fomenko hat als Erster erkannt, dass die Textbücher der alten Geschichte sich inhaltlich und formal entsprechen. Ich habe diese Gedanken weiter verfolgt und sehe mit anderen Forschern eine Matrix, eine Grosse Aktion, eine Übereinstimmung in Motiven und Absichten bei der Abfassung der alten Geschichten.

Zentral ist für mich die Erkenntnis, dass alle alten Geschichten, gleich ob sie „biblisch", „antik" oder „mittelalterlich" sind, religiös geprägt sind und die Glaubensvorstellungen ihrer Entstehungszeit widerspiegeln.

Könnte nicht auch die Geschichte von Wilhelm Tell einen solchen religiösen Aspekt haben?

Ebenfalls erst vor wenigen Jahren ist aus der Feder von Francesco Carotta (1999) ein Werk erschienen, das wie kein zweites als Schlüssel zu einer neuen Deutung der Gestalt von Wilhelm Tell dienen kann.

Der Autor erkennt dort die absolute Parallelität zwischen den Taten von Julius Caesar und Jesus von Nazareth. Die Evangelien sind eine wortwörtlich übersetzte, missdeutete und verdrehte Version der Vita Caesaris: So wie Caesar zum Beispiel in Gallien wirkte, so Jesus in Galiläa. Wie jener in Rom einzog, so dieser in Jerusalem. – Und beide werden Opfer einer Verschwörung und sterben den Märtyrertod durch einen Stich in die Brust.

Vertieft man sich in diese inhaltlichen Parallelitäten zwischen den verschiedenen Textbüchern, so tut sich ein faszinierendes neues Feld der historisch-philologischen Forschung auf. – Ich habe in meiner Matrix eine Fülle von solchen Vergleichen zusammengetragen – wie schon Fomenko vorher.

Zentral ist dabei die Erkenntnis, dass man, um den Charakter einer Sagengestalt der erfundenen Geschichte richtig und in allen Aspekten zu erfassen, womöglich mehrere Parallel-Gestalten vergleichen muss.

Die Seefahrt von Tell und Gessler ist gleich der Meerfahrt von Jesus und Caesar

Analysiert man unter diesen Aspekten die Tell-Sage, so wundert, dass bisher noch niemand die doch teilweise offenkundigen Anklänge an die Jesus-Geschichte erkannt hat.

Zentral ist dabei die Episode von der Fahrt über den Vierwaldstättersee. Nach dem Äpfelschuss in Uri lässt Gessler Tell binden und fährt zusammen mit ihm und ein paar Knechten in einem Boot über den Urner See nach dem Schwyzer Ufer. Ein Sturm kommt auf. Die Knechte raten ihrem Herrn, den Schützen loszubinden, da nur er das Unwetter besänftigen könne. Dem entfesselten Tell gelingt es tatsächlich, die Gefahr zu bannen – aber auch zu fliehen. – Wilhelm Tell eilt auf dem Landweg nach Küßnacht, wo er dem Vogt Gessler in der Hohlen Gasse auflauert und ihn mit einem Pfeil erschießt.

Erkennt niemand, dass es sich bei der Fahrt Gesslers über den Urner See um eine fast wörtliche Übersetzung einer entsprechenden Stelle aus den Evangelien Markus handelt?

Nach Markus 4, 35 ff. nehmen die Fischer Jesus mit auf der Fahrt über das Meer. Während der Überfahrt schläft der Heiland auf einem Kissen. Ein Sturm entsteht. Die Mannschaft weckt den Christ, der daraufhin den Sturm beruhigt.

Die Parallelen zwischen Tell und Jesus sind mehr als offensichtlich. Tell ist nicht der Heiland, aber auf dem Urner Meer spielt er dessen Rolle. Dabei wird die Geschichte dialektisch abgehandelt: Tell ist gefesselt, ein Sturm kommt herauf. Das Unwetter kann nur durch die Entfesselung von Tell besänftigt werden. – Dem ruhig gestellten Schützen entspricht also in den Evangelien der ruhende Jesus. Indem dieser geweckt wird, kann er die unruhige See beruhigen.

Der Nachen von Gessler landet ohne Tell am Schwyzer Ufer. Die Parallelstelle in den Evangelien nennt die Landungsstelle, es ist die Landschaft der GERASENER (Markus, 5, 1). – Der Ort am Vierwaldstättersee ist unschwer zu erraten; es ist GERSAU, ein Name, der sich von CHRISTUS ableitet.

Weil die Geschichte Caesars die Vorlage für die Evangelien-Geschichte darstellt, so muss auch diese betrachtet werden, um die Erzählung ganz zu verstehen.

Nachdem Caesar aus Gallien in Rom einmarschiert ist, verfolgt er die Pompejaner, die sich nach Osten zurückgezogen haben. In Brindisi = Brundisium sammelt der Heerführer eine Legion und setzt mit ihr die Adria nach Ionien über. Dabei gerät Caesar in einen Seesturm. Trotzdem gelingt es ihm, die jenseitige Küste zu erreichen. Dort wird Caesar gegen die Felsen der CERAUNIER = GERASANER = GERSAUER getrieben.

Als Landschaft der Gerasener gilt heute das Ost-Jordanland mit der römischen Ruinenstadt GERASA. – Aber alle alten Ortsnamen im Osten des Mittelmeers wurden in nachantiker Zeit – im späten 16. Jahrhundert - aus dem Westen importiert.

Bei den Gerasenern nun gibt es einen Besessenen, den man nicht mehr fesseln kann, der in einer Höhle wohnt und der Legion heißt.

Wilhelm Tell (Gemälde von Ferdinand Hodler, 1897, aus: Tell. Werden und Wandern eines Mythos; Bern und Stuttgart 1973, S. 307)

Ein Mann, der Legion heißt, ist ein Widersinn. – Aber das beweist, wie mangelhaft, um nicht zu sagen liederlich die Vita Caesaris von den Evangelienschreibern übersetzt worden ist.

Ein Höhlenbewohner namens Legion, der besessen ist. –Die Evangelisten haben hier die Geschichte von der Überfahrt der Legion über die stürmische See zu einem unverständlichen Brei vermengt. Aber durch den Vergleich mit den beiden Blaupausen gelingt es, die Erzählstränge zu entwirren.

Im Evangelium heilt Jesus den Besessenen, indem er dem unreinen Geist des Geraseners befiehlt, den Körper zu verlassen und statt dessen in eine Herde Schweine zu fahren. Die Sauherde stürzt sich darauf ins Meer. – Das predigen nachher die Christus-Jünger als Wunder ihres Herrn.

In der Caesar-Geschichte liest sich die Episode bei den Gerasenern so: Dem Feldherr gelingt es nicht, die in Albanien verschanzten Pompejaner zu besiegen. – Zudem bricht unter seinen Truppen eine Seuche aus.

Bei der Plünderung der Stadt Gomphoi in Ionien erbeuten die Caesarianer jedoch reiche Vorräte an Wein. Die Legion betrinkt sich, und so wird die Krankheit aus den Körpern der Soldaten vertrieben. – Diese Heilung gilt nachher als eines der Wunder Caesars.

Hier haben wir die missverstandenen Parallelen: Indem sich die Legion betrinkt, wird sie wieder gesund. – Man könnte auch sagen: Indem sie durch Weintrinken die Sau herauslässt, verscheucht sie die Seuche.

In der Tellen-Geschichte ist Tell nach der Landung am jenseitigen Ufer des Vierwaldstättersees ein Besessener. Dieser sinnt auf Rache an Gessler und lauert ihm in der Hohlen Gasse bei Küßnacht auf.

Das aber ist ebenfalls eine absolute Parallelstelle zum Evangelienbericht: Bei den Gerasenern wohnt der Verrückte in einer HÖHLE; Tell aber lauert Gessler in der HOHLEN Gasse auf.

Aber wer ist dieser Gessler?

Gessler ist Jesus Christus

Der Name von Wilhelm Tells Hauptfeind hat drei Aspekte:

Zuerst ist Gessler der Sage nach Vogt. Dieser Name leitet sich von lateinisch *advocatus ab*. Das kann der Fürsprecher oder Sachwalter eines Königs oder Kaisers sein. Aber da ein römischer Kaiser sich auch als Gott verehren lässt, so haben wir schon hier die Bedeutung eines Stellvertreters Gottes, eines Gottessohnes.

Wer sich weigert, dem Stellvertreter des Allmächtigen zu huldigen, begeht Majestätsbeleidigung. – Tell der Waldmann tut dies und begeht damit einen religiösen Frevel.

Dann hat der Name GESSLER einen Anklang an GEISSLER. – Aber diese Anspielung ist richtig. Carotta weist nach, dass die Evangelienschreiber hier das griechische Verb *flein* = dringend fordern mit lateinisch *flagellare* = geißeln falsch übersetzt haben (Carotta, 334).

Der Zusammenhang ist dieser: Caesar bittet seinen Rivalen Brutus dringend, den Frieden zu wahren. – In den Evangelien ist es Pontius Pilatus, der Jesus ausfragt und nachher binden und geißeln lässt.

Gessler ist also zuerst Pontius Pilatus. Als solcher lässt er Tell fesseln und will ihn später geißeln. – Aber der gleiche Vogt ist auch Caesar. Diesem wird vorgeworfen nach der Königswürde zu streben. Und als Herrscher könnte er verlangen, dass man seinen Hut grüßt.

Nun aber hat Gessler noch einen zweiten Namen. Dazu aber muss wiederum auf die älteste Berner Geschichtsschreibung und dessen führenden Kopf Michael Stettler zurückgekommen werden. Dieser Berner Historiograph der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erwähnt Gessler ebenfalls. Aber sowohl handschriftlich als auch im Druck nennt Stettler ihn GRYSSLER. - Dieser Name nun ist leicht zu deuten. Dahinter verbirgt sich CHRISTUS. – Im Grunde verständlich, denn wenn Caesar eine Christus-Figur ist, so muss es auch die Caesar-Parallele Gessler sein.

Und sowohl Caesar wie Jesus fallen einem heimtückischen Anschlag zum Opfer und werden mit einem spitzen Gegenstand umgebracht. – Was für Caesar und Jesus gilt, muss deshalb auch auf Gessler zutreffen: Der Vogt wird aus einem Hinterhalt heraus mit einem Pfeil, also einem spitzen Gegenstand, in die Brust getroffen und getötet. – Und auch Tell gelingt es zu fliehen. Er kehrt nach Uri zurück.

Sogar der Ort, in dessen Nähe die Hohle Gasse liegt, könnte eine Bedeutung haben. Das Dorf heißt KÜSSNACHT. Die Konsonantenfolge CSNT aber lässt sich als SNTS lesen (C und S sind austauschbar). Daraus aber liest man das lateinische Wort SENATUS heraus. – Caesar wurde bekanntlich im Senat ermordet. Ebenso wurde Jesus im *Synedrion*, dem griechischen Wort für Senat verurteilt.

Wilhelm Tell ist in der ursprünglichen Absicht der Geschichte ein Jesus-Mörder.

Tell ein Danaer-Geschenk der Berner Geschichtsschreibung?

Wir wiederholen, dass die Befreiungsgeschichte der Waldstätte von Bern vorgegeben und übermittelt wurde. – Das muss schon nach der Glaubensspaltung gewesen sein. Das protestantische Bern lieferte den katholischen Waldstätten freundeidgenössische Hilfe in Sachen Geschichtsdichtung.

Nun kann man annehmen, dass Bern diese historische Unterstützung nicht ganz uneigennützig geleistet hat. In der Gestalt Wilhelm Tells hat man einen Tyrannenmörder in die Befreiungsgeschichte der Waldstätte hineingearbeitet. Und dieser angebliche Held gegen die Unterdrückung entpuppt sich bei genauerer Analyse nicht als Tyrannen- sondern als Jesusmörder. – Die Empfänger dieser Geschichte haben dies aber offenbar nicht bemerkt.

Die ältesten Chroniken können nicht genug sorgfältig auf verborgene Anspielungen und Bedeutungen untersucht werden. – Das gilt auch für das Weiße Buch von Sarnen als erste Quelle für die Tellen-Geschichte.

Nun muss man annehmen, dass die Beschenkten zu ihrer Zeit noch gewusst haben, welche nur schwach verhüllte Tendenz in jener Sage vom Meisterschützen Wilhelm Tell verborgen war: Die Schwyzer Waldleute am Vierwaldstättersee werden als verbohrtes Volk dargestellt, welche sich dem neuen Glauben an Gottes Sohn entgegenstellen und diesen sogar töten.

Sobald sich die Tellen-Sage verbreitete, sind Zweifel an der Geschichtlichkeit dieser Gestalt aufgetaucht. Die Tell-Kritik begann schon im 17. Jahrhundert. – Aber bisher ist keine Stimme bekannt, welche an der verhüllten wahren Bedeutung dieses angeblichen Freiheitshelden Anstoß genommen hätte.

Zum heutigen Zeitpunkt lässt sich noch nicht sicher sagen, ob die Berner ihren Miteidgenossen in der Innerschweiz tatsächlich eine Art Danaer-Geschenk gegeben haben.

Literatur

Bergier, Jean-François (1990*): Wilhelm Tell*. Realität und Mythos; 1990

Carotta, Francesco (1999): *War Jesus Caesar?* 2000 Jahre Anbetung einer Kopie; München

Koller, Walter (2002): *Wilhelm Tell – ein humanistisches Märchen;* in: Aegidius Tschudi und seine Zeit; Basel; 237 – 268

Marchi, Otto (1971): *Schweizer Geschichte für Ketzer oder die wundersame Entstehung der Eidgenossenschaft;;* Zürich

Pfister, Christoph (2003): *Die Mär von den alten Eidgenossen.* Bern und die Entstehung der Schwyzer Eidgenossenschaft im Lichte der Geschichtskritik; Zürich (in Vorbereitung)

Pfister, Christoph (2001): *Die Matrix der alten Geschichte.* Analyse einer religiösen Geschichtserfindung; Fribourg

Salis, Jean-Rodolphe von (1973): *Ursprung, Gestalt und Wirkung des schweizerischen Mythos von Tell;* in: *Tell* - Werden und Wandern eines Mythos; Bern und Stuttgart

Topper, Uwe (2002): *Horra.* Die ersten Europäer. Die Entstehung der Metallzeit in neuer Sicht; Tübingen

Wilhelm Tell: Ansichten und Absichten (1991); Zürich

Zelger, Franz (1990): *Der manipulierte Held – Das Beispiel Wilhelm Tell;* in: Historienmalerei in Europa, Mainz; 389 – 406

© 2003 EFODON e.V.

Jürgen Zimmermann

Die Besiedlung des vorgeschichtlichen Ägypten

Ausgangspunkt meiner Betrachtungen

An den Beginn meiner Betrachtungen möchte ich einen Satz des Ägyptologen ALEXANDER SCHARFF stellen, den dieser – anscheinend Böses ahnend - im Vorwort zu seinen *„Grundzügen der Ägyptischen Vorgeschichte"* bereits 1927 in Konsequenz seiner Forschungen als notwendig erachtete (1): *„Möchten danach künftige Prähistoriker und Ägyptologen nicht mehr wie bisher aneinander vorbeiarbeiten ...*". Wenn ich die heutigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen lese, hat sich hieran entgegen der vorausschauenden Fürbitte des Herrn SCHARFF nichts geändert. Jede wissenschaftliche Disziplin denkt für sich alleine, Brücken werden nicht geknüpft, die eigene fachbezogene Brille erscheint für kundige Dritte dann offensichtlich als äußerster Rand der jeweiligen Fachdisziplin.

Ich möchte daher verschiedene Theorien unterschiedlicher Fachdisziplinen miteinander verbinden, um so Wege aufzuzeigen, bei denen die Wahrscheinlichkeit, dass die Verknüpfung dieser Theorien als Summe zutreffen, höher liegt, als die Möglichkeit des reinen Zufalls.

WALTER B. EMERY (2) als anerkannter Altvater der Ägyptologie bemängelte hinsichtlich der alten Kulturen zwischen Nil und Euphrat bereits vor langer Zeit, dass die damalige Forschung oft die Möglichkeit außer acht ließ, dass beide Kulturräume von einem bisher noch nicht bestimmten Gebiet her erobert und besiedelt wurden. Hier wird bereits ein gemeinsamer Ursprung angedeutet, den ich aus Erkenntnissen verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen der Jahre nach dem Wirken EMERY's bestätigt sehe.

Bis heute tun sich die Ägyptologen schwer damit, den Ursprung der Ägypter darzustellen. Dabei müssen auch sie indirekt zugeben, dass die ägyptische Kultur entgegen den bisherigen Annahmen nicht sozusagen aus dem Nichts entstanden ist und praktisch über Nacht eine üppige Zivilisation aufgebaut wurde, die Bevölkerung Kenntnisse in Architektur, Sternenkunde, Mathematik, Medizin, Schrift u.ä. Disziplinen hatte, die eigentlich ohne eine Entwicklungszeit - egal wie, durch wen und aus welchem räumlichen Herkunftsgebiet - nicht möglich gewesen sein kann. EMERY (3) zeigt auf, dass die grundlegende Entwicklung der Schrift und Architektur kaum irgendeinen geschichtlichen Hintergrund zu haben scheint. Die Entwicklung müsse sich demnach in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum vollzogen haben.

Es ist unwahrscheinlich, dass ein Volk Jahrtausende im Dämmerschlaf verbrachte und dann quasi über Nacht an der Spitze der damaligen Weltkultur steht. Hier können nur äußere Einflüsse bereits höher entwickelter Völker mittels Kulturtransfer oder Vermischung derartige Veränderungen bewirken.

Der frühe Mittelmeerraum

Archäologen haben es schwer. Wenn es um finanzielle Unterstützung geht, stehen sie hinten an, lässt sich doch ihr Forschungsergebnis nicht gleich in Euro und Cent vermarkten. Andere Studien- oder Fachrichtungen, die wirtschaftlich ausgerichtet sind, haben es leichter. Es wäre wünschenswert, wenn die Erkenntnisse, die hier aufgrund üppiger finanzieller Ausstattung gewonnen werden können, in finanziell weniger ausgestattete Disziplinen mit verwendet und mit dort gewonnenen Erkenntnissen vereint würden. Leider scheinen die meisten Archäologen dies jedoch als ehrenrührig zu empfinden und vermeiden es, die Erkenntnisse, die auf wirtschaftlichem Sektor gewonnen wurden, für ihre Forschungen auszuwerten. Eine der Disziplinen, die nicht an Geldmangel leidet, ist das Aufspüren unbekannter Rohölvorkommen. Allein die Nebenprodukte an Erkenntnissen fossiler Energievorkommen, die anlässlich dieser Studien gewonnen wurden, könnten die Altertumsforschung in vielen Einzelbereichen nach vorn katapultieren.

So kamen Geologen, die auf dem Tiefsee-Bohrschiff „Glomar Challenger" das Mittelmeer nach neuen Rohstoffvorkommen durchforschten, zu dem Schluss, dass das Mittelmeer einst eine Wüste war. Was zunächst wie eine äußerst provozierende These aussieht, ist wissenschaftlich untermauert. KENNETH J. HSÜ beschreibt die Forschungsreisen in seinem Buch *„Das Mittelmeer war eine Wüste"*. Hier wird bewiesen, dass das Mittelmeer durch terrestrische Verschiebungen von den Ozeanen abgeschnitten und sozusagen als Salzbinnensee ohne nennenswerte Wasserzuflüsse zum Austrocknen verdammt war. Es soll hier nicht auf die Einzelheiten des Beweises eingegangen werden. Sie sind durch KENNETH J. HSÜ bestens dargestellt. Die Zeit, in der das Mittelmeer trocken lag, würde auch erklären, weshalb heute an Küstenlinien Höhlen tief unter Wasser liegen, die vor Jahrtausenden von Menschen bewohnt und mit Malereien versehen wurden. Eine ehemalige Landverbindung zwischen Marokko und Gibraltar würde auch die Herkunft der berühmten Affen auf dem Felsen erklären. Diese Tierart gehört dort eigentlich nicht hin. Erklärbar wäre dann auch, dass Tierarten, die nicht schwimmen können oder aber nur auf Süßwasser angewiesen sind, sowohl auf dem afrikanischen Festland als auch auf Mittelmeerinseln anzutreffen sind. Dies würde aber auch erklären, weshalb Tiere sich ab dem Zeitpunkt der Flutung des Mittelmeeres auf den heutigen Inseln anders entwickelten, als auf dem für sie abgeschnittenen Festland.

Eine Austrocknung des Mittelmeeres würde in der Konsequenz auch bedeuten, dass die Küstenebenen der angrenzenden Länder zu Hochplateaus wurden, in die sich die Flussmündungen einschnitten, bis sie dann über die Kanten in die darunter liegenden tiefen Bereiche stürzten. Die im Bereich vor dem Nildelta gefundenen Geröllsteine stammen weit

aus dem Landesinneren. Tiefenmessungen zufolge gab es zwei Becken. Eines im westlichen Bereich und ein zweites im östlichen Bereich, vor dem Nildelta. Dies würde aber bedeuten, dass durch das Absinken der Meeresoberfläche auch die Flusstäler langsam ihr Niveau gesenkt hätten, um mit der Meeresoberfläche gleichzuziehen, mit der Folge, dass sich die Flussläufe tief in die Erdoberfläche eingegraben hätten. Dass dies nicht nur eine Theorie ist, konnte anhand von Vermessungen des Niltals nachgewiesen werden. Von sowjetischen Geologen wurden bei vorbereitenden Bohrungen für den Bau des Assuan-Staudammes tiefe Schluchten unter dem Niltal entdeckt. Diese liegen teilweise bei 200 – 300 Meter unter dem heutigen Meeresniveau. Im Niltal selbst reichten selbst 300 Meter tiefe Bohrungen nicht aus, den alten Nil-Canyon zu erreichen. Nach Schätzung der Geologen müsste er 1.500 m tief sein (4).

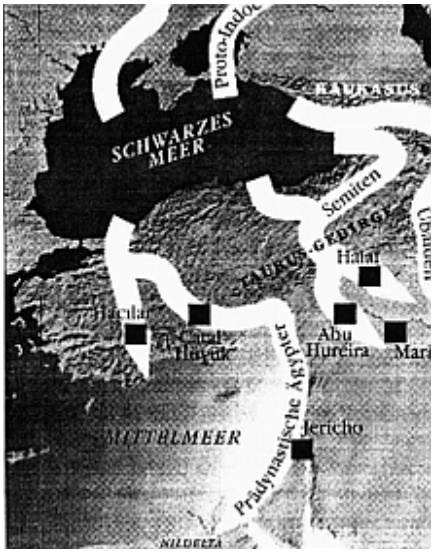
Das Gebiet des heutigen Mittelmeeres darf jedoch nicht alleine betrachtet werden. Vor der Austrocknung war der Bereich der Ägäis noch nicht abgesunken und das Schwarze Meer ein Süßwasserbinnensee, dem auch die Austrocknung bevorstand. Dessen Zuflüsse reichten zur Erhaltung des Wasserstandes nicht aus.

Die Frage ist nun: „Wann war das Mittelmeer trocken und wann füllte es sich wieder“? Zu dieser Frage gehen die Meinungen weit auseinander. So soll, folgt man KENNETH J. HSÜ, die Auffüllung des Mittelmeerbeckens vor fünf Millionen Jahren durch einen Dammbruch zwischen Gibraltar und Afrika begonnen haben. Diese zeitliche Angabe ist jedoch bloße Spekulation, die nur durch Annahmen gestützt werden. Weitere Meinungen zum Beginn der Flutung des Mittelmeerbereiches reichen bis in eine Zeit, die nur wenige zehntausend Jahre vor dem „Beginn unserer Geschichte“ liegen. Für meine Betrachtungen kann ich diesen Streit außen vor lassen. Irgendwann jedenfalls hatten sich das Niveau des Mittelmeeres und das der Ägäis angeglichen. Das Mittelmeer und das Gebiet des heutigen Schwarzen Meeres trennte nur der Bosporusdamm, auf den der Druck des Mittelmeeres wirkte. Das Schwarze Meer war ein gewaltiger Süßwassersee, dessen Wasserspiegel allerdings etwa 120 Meter unter dem des Mittelmeeres lag.

Die Ozeanographen WALTER PITMAN und WILLIAM RYAN vom Lamont-Doherty Earth Observatory in Palisades, New York, betrachteten die Sintflutsagen neu und untersuchten in diesem Zusammenhang den Boden des Schwarzen Meeres. Sie trugen Belege dafür zusammen, dass dieses Gebiet vor rund 7.600 Jahren eine riesige Überflutung erlebt hatte (5). Zur Zeit dieses Wassereinbruchs war das Gebiet um den Süßwassersee besiedelt. Ihre Erkenntnisse veröffentlichten sie in „*Sintflut – Ein Rätsel wird entschlüsselt*“. (Anm. d. Red.: siehe auch François de Sarre: „Als das Mittelmeer trocken war“, EFODON e.V., 1999)

Frühe Wanderwege

Die Zeitschrift PM (Mai 2001) griff diese Gedanken zur Entstehung des heutigen Schwarzen Meeres auf. Um 5200 v.u.Z. (damit 400 Jahre später, als PITMAN und RYAN darlegten) soll hiernach die Barriere am Bosporus gebrochen sein und immense Wassermassen des Mittelmeeres sich kaskadenartig ins Becken des damaligen Süßwassersees ergossen haben. Der Pegelstand des Sees stieg aufgrund des Salzwasserzuflusses täglich um 15 Zentimeter, und das bei einer Oberfläche von letztlich 453.000 Quadratkilometern. Eine unvorstellbare Wassermenge! Den Menschen blieb nur die Flucht. Da sie am Ufer des bisherigen Süßwassersees wohnten und lebten, dessen Fläche sich nunmehr täglich ausdehnte, mussten sie in alle Richtungen vor dem ansteigenden Wasser fliehen. Das Gebiet, von dessen Ufern sich die Menschen quasi sternförmig entfernten, ist damit als möglicher Ausgangspunkt einer großen Völkerwanderung anzusehen. Flüchtlingsströme ergossen sich nördlich des Schwarzen Meeres in Richtung Europa und über Russland und den Ural bis nach China. Ein weiterer Volksstrom – von PITMAN/RAYN Ubaniden genannt - zog entlang des Kaukasus in Richtung Persischen Golf ins Gebiet von Mesopotamien. Eine Absplitterung – von PITMAN/RAYN als Semiten bezeichnet – vereinigte sich mit einer Völkerbewegung von der Südküste des alten Süßwassersees und zog über das Taurus-Gebirge in Richtung Mari. Bei Ausgrabungen in Mesopotamien wurden Überreste von „Städten“ entdeckt, die 5.000 Jahre alt waren (6). Es hatte dort also bereits um 3000 v.u.Z. eine menschliche Kultur gegeben, die sich in „Städten“ organisierte. Dort sollen die „Sumerer“ gelebt haben. Bisher



Wanderungswege (Zeichnung nach Pitman/Rayn)

konnte niemand sagen, woher die „Sumerer“ gekommen sind. Um 3800 v.u.Z. sollen sie „plötzlich“ da gewesen sein, ähnlich „plötzlich“ wie die Ägypter. Grabungen im sumerischen Gebiet haben ergeben, dass die Besiedlung nicht von der Küste aus in Richtung der Berge erfolgte, sondern umgekehrt. Diese Erkenntnisse decken sich mit denen über Einwanderung aus dem Raum des Schwarzen Meeres. Die Flüchtlinge kamen über die Gebirgszüge und siedelten zunächst an den Berghängen. Die ältesten Ackerbaugebiete dieses Raumes liegen an Berghängen und nicht im Tal. Nach den Erfahrungen der Flüchtlinge, weshalb sie vom Ufer des überfluteten Süßwassersees fliehen mussten, waren die Berghänge wegen ihrer höheren Lage sicherer vor Überschwemmungen, als das flache Land.

Anderen Erkenntnissen zufolge soll das Zweistromland wegen diverser Überschwemmungen, die an den Küsten nachzuweisen sind, anfangs noch sumpfig gewesen sein und konnten deswegen nicht besiedelt werden. Erst allmählich ließen sich die umherziehenden Menschen an den Flüssen nieder und bauten dort Städte. Von denen aus liefen später weitere Wanderwege über Persien ins Industal und – wie noch auszuführen sein wird – in anderer Richtung weiter bis nach Oberägypten.

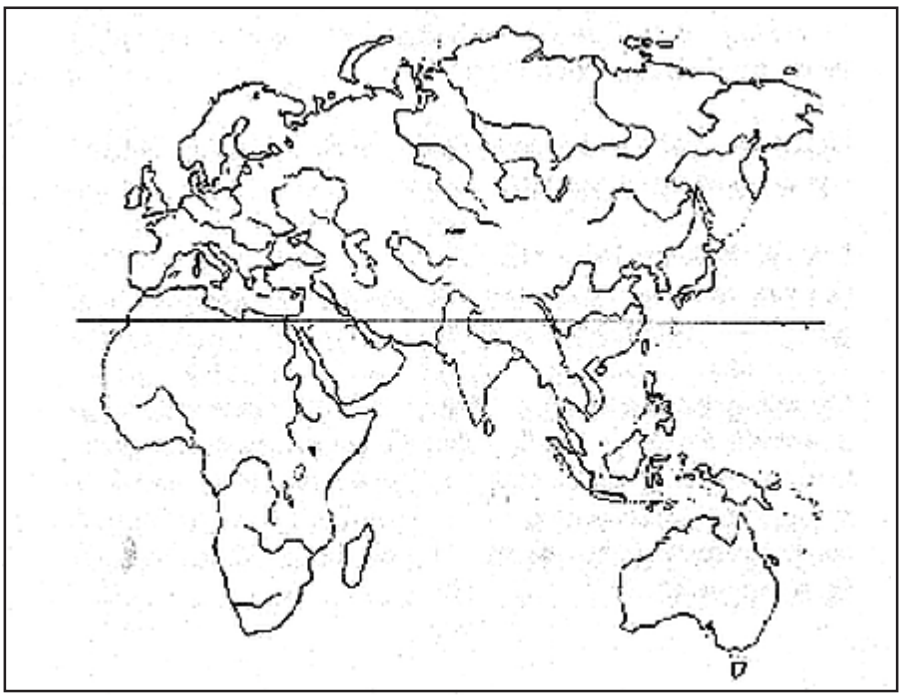
Die Angehörigen dieser Völkergruppen aus dem Raum des Schwarzen Meeres, der mich primär interessiert, zogen vom südlichen Teil des Schwarzen Meeres über Catal Hüyük im Landesinneren zur Mittelmeerküste, dann an dieser entlang über Je-

richo zum Niltal und werden von PITMAN/RAYN als prädynastische Ägypter bezeichnet.

Den Ausführungen von PITMAN/RAYN folgend war die fliehende Bevölkerung des Schwarzen Meeres kulturell weiter entwickelt als diejenigen, die sie verdrängten. Just zu diesem Zeitpunkt setzte in Europa eine kulturelle Entwicklung ein, die viele Gelehrte in der Vergangenheit zu der Annahme verleitete, dass riesige Wanderungsbewegungen über den Balkan nach Europa gebrandet seien. Ihre Herkunft vermutete man entweder in Anatolien oder im östlichen Mittelmeerraum. Der kulturelle und technische Aufschwung begann jedoch nicht nur in Europa, sondern auch und insbesondere zwischen Euphrat und Tigris und dem Niltal. Auch die Herkunft der Sumerer ist bis heute bei den Wissenschaftlern noch streitig und könnte als Teil dieser Wanderbewegung, die letztlich in Ägypten endete, hergeleitet werden.

Wie sagte WALTER B. EMERY? Beide Gebiete (Ägypten und Sumer) wurden von einem bisher noch nicht bestimmten Gebiet aus erobert und besiedelt! M.E. haben PITMAN/RAYN das Herkunftsgebiet eindrucksvoll durch ihre Überflutungstheorie und die dadurch einsetzende Landflucht bestimmt!

Dass es sich bei diesen Wanderwegen nicht um pure Annahmen handelt, geht auch aus anderen Veröffentlichungen hervor. Der Bremer Wissenschaftler Prof. Dr. GUNNAR HEINSOHN wollte durch sein 1988 erschienenes Buch „Die Sumerer gab es nicht“ darlegen, dass Ausgräber, die die Bibel zu Abraham und seiner Herkunft aus Ur in Chaldäa beweisen wollten, Ausgrabungsschichten falsch zugeordnet und Völker wie z.B. die Sumerer erfunden hätten, um nicht im Widerspruch zur Bibel zu stehen. Auch wenn ich der Fülle seiner Behauptungen nicht immer folgen kann, sind einzelne Ausführungen jedoch so überzeugend und logisch aufgebaut, dass man sie nicht von der Hand weisen kann. So beschäftigte sich Dr. OTTO ERNST in seinem Artikel „Zur Herkunft der Chaldäer“ ausführlicher mit HEINSOHNs These, ob Chaldäa eigentlich Anatolien sei. Es würde hier zu weit führen, auf diese Ideen einzugehen. Für mich war in den Ausführungen faszinierend, dass auch hier Wanderwege aufgezeigt wurden, die denen von PITMAN/RAYN nahe kamen. Nach den Ausführungen von Dr. ERNST fanden diese Wanderungen im 4. Jahrtausend und damit erheblich später statt als diejenigen, die ich den Völkerzügen nach Ägypten zumesse. Jedoch liegt die Verbindung darin, dass eventuell alte Wege, auf denen sich Völkerscharen bereits 2.000 Jahre früher verschoben hatten, reaktiviert wurden. Völker nutzten bei ihren Wanderungen immer natürliche Gegebenheiten des Geländes und Wege, die der Bewegung der Massen nicht hinderlich sind.



Wenn wir uns die Erdkarte ansehen, so liegt der Norden Ägyptens um den 30. Breitengrad und damit in Höhe der sumerischen Küste

Ägypter, das Volk, das aus dem Norden kam

Bei den Ägyptologen besteht – auch im Zusammenhang mit der Vereinigung von Ober- und Unterägypten - ein Meinungsstreit darüber, ob Ägypten maßgeblich vom Süden oder von Norden her besiedelt und letztlich zu dem wurde, was es später war: eine beherrschende Macht in einem geeinten Reichsgebiet.

M.E. haben die Vertreter beider Seiten Recht. Das ägyptische Volk wurde nämlich sowohl von Norden, als auch vom Süden her besiedelt. Dies ist aber auch insofern ohne Bedeutung, da die Herkunft des später als „ägyptisch“ zu bezeichnenden Volkes (nicht der Urbevölkerung) – ob es vom Norden oder vom Süden her ins Niltal einrückte – den selben Ursprung hatte: das Schwarze Meer. Dies wird noch auszuführen sein.

ALEXANDER SCHARFF verweist in seinen „Grundzügen zur ägyptischen Vorgeschichte“ (7) auf die Ausführungen von SETHE (8). Dieser führte aus, dass der erste Einfall von Osten her nach Ägypten nur über die Landenge von Suez in das östliche Delta erfolgt sein konnte. Genau dies ergibt sich auch aus der Völkerwanderungsthese von PITMAN und RAYN. SETHE führt aus, dass ansonsten die Zusammengehörigkeit der ägyptischern Worte für = wnmj „rechts“ mit = jmntt = „Westen“ und = jAbj „links“ mit = jAbt = = „Osten“ gar keinen Sinn ergäbe. Nur ein von Norden nach Süden das Niltal entlang ziehendes Volk hatte zur „Rechten“ die „westliche“ Wüste und zur „Linken“ die „östliche“.

Der Volksstrom, der aus dem Gebiet des Schwarzen Meeres kam, wird nicht direkt und ohne zwischenzeitliche Sesshaftigkeiten nach Ägypten eingewandert sein. Auf dem Weg über das türkische Gebiet wird er ebenso die Kultur und das Wissen der im Bereich von Catal Hüyük wohnenden Urbevölkerung auf- und mitgenommen haben wie auch aus dem Gebiet an der levantinischen Küste. M.E. war es dieses Volk, das hier nach Süden zog, welches sich zu der von EMERY (9) so genannten Herrenrasse

entwickelte, die sich später unter Einschluss von völkischen Vermischungen in Ägypten ausbreitete. Diese „Herrenrasse“ drückte der einheimischen Bevölkerung sozusagen ihren Stempel auf. EMERY stützt seine These der Herrenrasse darauf, dass man in Gräbern aus der späten prädynastischen Zeit im nördlichen Teil Oberägyptens die Knochenreste einer Volksgruppe entdeckt habe, deren Schädel breiter und deren Körper größer waren als die der „Eingeborenen“. Es bildete sich – so EMERY – gegen Ende des vierten Jahrtausends v.u.Z. das Volk, das in der Überlieferung unter dem Namen „Gefolge des Horus“ bekannt ist. Auf dieses „Gefolge des Horus“ werde ich später zurückkommen.

KEES (10) führt in seinem Werk „Der Götterglaube im alten Ägypten“ als Fußnote zum Gott Seth aus, dass Sethkulte bereits im Nordostdelta besonders in Sethroe (= Ṯr.t) vorkommen. Später verweist er zu dieser Fußnote im Nachtrag nochmals darauf, dass Ṯr.t eine Verlesung für das alte Ṯ.t „Asien“ sei. Mit dem Hinweis auf Asien deutet sich eine weitere Völkergruppe als Einwanderungszweig an. Man muss m.E. auch die Möglichkeit ins Auge fassen, dass Ägypten in der vordynastischen Zeit von Indien über Äthiopien bzw. vom Roten Meer aus kommend sowohl vom Norden als auch vom Süden aus besiedelt wurde. Wenn wir uns die Erdkarte ansehen, so liegt der Norden Ägyptens um den 30. Breitengrad und damit in Höhe der sumerischen Küste (s. Abb.). Wenn ein Volk quer über Land zieht, kommt es - egal ob aus dem türkischen oder sumerischen Raum - immer über die Landenge von Suez in das östliche Delta. Ein anderer Weg ist für die Volksstämme anzunehmen, die aus dem Raum des Schwarzen Meeres Richtung Sumer bzw. Iran und Indien zogen, wo vor etwa 5.000 Jahren ebenfalls Hochkulturen entstanden, dann von dort aus über das Meer Richtung Ägypten weiterzogen. Sprachliche Verbindungen zu diesem Bereich gibt es ebenso wie Fundstücke der jeweils anderen Kultur. Es fand also zumindest schon ein Kulturaustausch statt. Da ihre Schiffe um die arabische Halbinsel herumfahren mussten, liegt es nahe, dass sich die asiatischen Einwanderer im Rahmen von Handelsbeziehungen zunächst im Bereich des heutigen Somalia bzw. Äthiopien siedelten und dann einen weiteren Weg ins fruchtbare Niltal wählten.

Weiter nördlich im Roten Meer bestehen Verbindungen vom heutigen Hafen Marsa Alam nach Edfu, vom Hafen Quseir über das Wadi Hammamat nach Theben und von Safaga ins Gebiet um Dendera. Entsprechende Handelsrouten von den Küsten ins Niltal werden heute noch benutzt.

Interessant ist im Zusammenhang mit dem Hinweis auf Asien eine Ausführung von Dr. MAX UHLEMANN (11) im Kapitel „Urgeschichte des Landes“ aus dem Jahre 1858. UHLEMANN führt aus, dass die Urvölker Ägyptens vom Süden herab kamen. Die Fremdlinge könnten seiner Meinung nach Noachiten gewesen sein. Ihm schien es sogar möglich, dass es sich um Abkömmlinge des armenisch-iranischen Hochlandes oder um Söhne Indiens gehandelt habe. Dabei bezieht er sich auf Überlieferungen der Puranas, in denen sich vielfache Spuren eines uralten Verkehrs zwischen Ägypten und den Ganges- bzw. Indusländern nachweisen ließen. Diese Puranas erwähnen in unzähligen heiligen Schriften der Brahmanen eine heilige Gegend, Ägypten. Auch EUSEBIUS soll nach UHLEMANN erwähnt haben, dass die Äthiopier vom Indus in die Nähe von Ägypten gezogen seien.

Im Guardian (12) wurden jetzt die Erkenntnisse britischer Archäologen veröffentlicht, die 6.000 Jahre alte eingemeißelte Felsmalereien in der östlichen Wüste Ägyptens gefunden haben. Die Forscher gehen davon aus, dass das alte Volk, das seine Zeichen im Felsen hinterlassen hat, Vorfahren der Pharaonen war. Etwa dreißig Felsmalereien wurden tief in der östlichen Wüste zwischen dem Niltal und dem Roten Meer gefunden. Die Malereien zeigen Rinder, Boote, Strauße, Giraffen, Nilpferde und Menschen, die dort lebten. Bis vor 3.500 Jahren v.u.Z. soll dort eine Savanne gewesen sein. Dieses alte Volk zog von der Savanne ins Niltal und wurde dort sesshaft.

Durch die nordsüdliche Ausdehnung der arabischen Halbinsel ist die Bandbreite der Einwanderung vom Ostdelta und der Küstenlinie bis in den Süden vorgegeben. Auch KEES (13) führt im Hinblick auf die archäologischen Funde aus: „*Sie enthalten auf der einen Seite eine immer neue Mahnung, dass entschiedene Völkerverschiebungen, vor allem tief greifende Völkerschübe aus Asien, die früher fast an der Schwelle des ägyptischen Geschichtsbewußtseins (Ende des 4. Jahrtausends) und somit in unserem Blickfeld zu liegen schienen, in weit höhere Zeiten zurückfallen müssen, so dass keinerlei Erinnerungen, auch solche in mythischer Umkleidung nicht, den Ägyptern davon verblieben sind.*“

Bei meiner Suche im Internet, wer solche gedanklichen Planspiele über Einwanderungsströme möglicherweise schon einmal aufgestellt hatte, stieß ich auf eine hervorragende Arbeit von HORST FRIEDRICH (14). Sein Gedanke geht dahin, dass die altägyptische Hochkultur ihre Entstehung möglicherweise einer „Transfusion“ verdankt, die aus weiter Ferne kam. Sein Planspiel bezieht einen von außen kommenden doppelten Anstoß ins Kalkül mit ein. Er weist darauf hin, dass Ober- und Unterägypten ursprünglich als zwei voneinander getrennte Länder betrachtet wurden. Das mutmaßlich jüngere Delta könnte die Transfusion aus dem iberischen Westen bezogen haben. Die von FRIEDRICH angebotenen Hinweise sind eindeutig. Dies steht auch im Einklang mit den Ausführungen von PITMAN/RAYN. Deren Gedanken folgend zog ein Strom der aus dem überflutenden Schwarzen Meer flüchtenden Bewohner nordwestlich in den europäischen Raum und von dort auf die iberische Halbinsel. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Flüchtlinge oder zumindest ein Großteil davon dort nicht sesshaft wurden, sondern auf See- oder Landwegen nach Ägypten weiterzogen.

Über die Meerenge von Gibraltar entlang der Küste oder über den Meerweg könnte der Zug der Einwanderer nach Ägypten gezogen sein. So weist SCHARFF in „Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte“ (15) darauf hin, dass mit der ursprünglichen Bezeichnung der Libyer nicht die im Neuen Reich als feindliche Fremdlinge eindringenden Scharen gemeint waren, sondern die mit den Urägyptern aufs engste rasseverwandten Bewohner der westlichen Oasen und westlichen Küstenstriche. Ähnlichkeiten in der Tracht (Phallustasche, Tierschwanz an der Königstracht und Uräusschlange an der Stirn) deuten darauf hin.

Ein weiteres Kuriosum am Rande: Mitte April 2002 brachte der TV-Sender **arte** einen Beitrag unter dem Titel „Das Rätsel der Sternbilder“. Diesem Beitrag lag eine Ausarbeitung von KAI HELGE WIRTH (16) über den Ursprung der Sternzeichen zugrunde. Bisher hat es niemand vermocht, eine sinnvolle

Begründung dafür zu liefern, warum die Sternbilder bestimmte Namen haben. Man braucht viel Phantasie, um in einer Anzahl willkürlich am Himmel stehender Sterne z.B. eine „Jungfrau“ zu erkennen. WIRTH projizierte die Sternbilder auf Küstenlinien der Seefahrtswege und entwickelte die Theorie, dass sich vor langer Zeit die Seefahrer (die Schwierigkeiten hatten, Längengrade zu bestimmen) anhand verschiedener Sterne, die sie zu einem Bild ähnlich der Küstenlinien zusammenfassten, orientierten und so anhand ihres Ausgangspunktes und des entsprechenden Sterns am Himmel ihr Ziel sicher erreichen konnten. Gewiss eine äußerst vage Spekulation, mit der man sich aber erst beschäftigen sollte, bevor man sie ggf. ablehnt. Eines ließ mich dabei aufhorchen. Nach WIRTH lässt sich die Kombination von „Jungfrau“ und „Löwe“ auf Adria, Ägäis und Schwarzem Meer projizieren. Dabei entfällt das vergleichende Sternbild des Löwen auf Küstenlinien und Handelsrouten des Schwarzen Meeres. Das Sternbild des Löwen ist auch mit dem Sphinx in Ägypten verbunden, denn dieses Gebilde sieht auf den Aufgangspunkt des Sternbildes des Löwen. Eine in Stein gemeißelte Erinnerung der Ur-Ägypter an ihr ursprüngliches Siedlungsgebiet? Auch nur Spekulation! Aber an puren Zufall will ich auch nicht glauben.

Doch zurück zur Transfusion Ägyptens aus anderen Ländern. Man muss sich von der Vorstellung lösen, dass Einwanderung und Kulturanpassung in kürzester Zeit geschehen sein sollen. Die Überflutung des Schwarzmeerbeckens begann etwa 5200 v.u.Z. Bis zum Beginn der ersten Dynastien in Ägypten vergingen noch weitere 2.000 Jahre. Dieser „vordynastische“ Zeitrahmen von 2.000 Jahren dürfte für solche weitflächigen Völkerwanderungen mehr als ausreichend sein. Der Archäologe FLINDERS PETRIE wies bei drei Min-Statuen nach, dass die Statuen aus einer vorgeschichtlichen Epoche Ägyptens stammen, die so weit zurückliegt, dass die Epoche nicht mehr zu datieren war. In diesem Zusammenhang wies er darüber hinaus nicht weniger als sechs verschiedene „vordynastische“ Rassen in Ägypten nach. PETRIES Erkenntnisse sind seit über hundert Jahren bekannt.

Ich möchte natürlich nicht behaupten, dass alle Flüchtlinge aus dem Raum des Schwarzen Meeres letztlich als „Herrenrasse“ in Ägypten angekommen sind. Der Flüchtlingsstrom verblieb zum Teil in den Durchzugsgebieten, vermischte sich mit der dort ansässigen Bevölkerungsschicht, ein anderer Teil – ggf. vermischt mit der ursprünglichen Bevölkerungsschicht – zog weiter, verblieb wiederum teilweise in den annektierten Gebieten bzw. zog nach einer gewissen Zeit weiter. Letztlich braucht von den Abkömmlingen der ursprünglich Betroffenen des Schwarzmeerraumes nur eine Elite von mehreren tausend Mann in Ägypten angekommen zu sein, die dann den Kulturschub verursachten. Die auf dem Weg unterwegs zurückgebliebenen Flüchtlinge, die irgendwo sesshaft wurden, brachten ggf. in diesen Gebieten ebenfalls Kulturen zum Erblühen. In einem gewissen Rahmen fast zeitgleich entstanden in den durchzogenen Gebieten Kulturen, bei denen die Forscher noch rätseln, wer den Kulturschub verursacht hat.

Man darf ebenso nicht davon ausgehen, dass sich die Einwanderungsbewegungen im zeitlichen Rahmen von wenigen Jahren abgespielt haben. Die Strömungen, die vom Schwarzen Meer ausgehend über den asiatischen Raum liefen, werden in Oberägypten zu einer anderen Zeit angekommen sein, als die Strömungen, die direkt südlich über die Mittelmeerländer liefen, oder die sogar den weiteren Weg über die iberische Halbinsel nahmen, die FRIEDRICH (17) ins Gespräch brachte. Auch SCHARFF (18) verweist auf Verbindungen zwischen den Ägyptern und Guanchen, die früheren Bewohner der kanarischen Inseln. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Menschen auch nicht den direkten zeitlichen und räumlichen Weg wählten, sondern ggf. einige Zeit in den Ländern verweilten.

Irgendwann jedenfalls werden die Strömungen in Ägypten angekommen und dort zunächst mehr oder weniger heimisch geworden sein. Unterwegs integrierten sie ggf. Teile der Kulturen, die sie durchzogen, in ihre eigene. Als sie Ägypten erreichten, war also ihre ursprüngliche Kultur mit etlichen anderen vermischt, so dass sich die Ankömmlinge – trotz eines evtl. gemeinsamen Ursprungs in der Vorzeit - kulturell unterschieden. Hinzu kommt die Vermischung mit der bereits vorhandenen einheimischen Bevölkerung, die sie in Ägypten bei der Einwanderung antrafen. Da sämtliche „Flüchtlingsströme“ jedoch ihren Ausgangspunkt vom Schwarzen Meer nahmen, hatte sie m.E. denselben Ursprung.

Nehmen wir zum Vergleich die Völkerwanderung, die im 4. – 6. Jahrhundert u.Z. Europa umgestaltete. Welche Völker schoben sich da in relativ kurzer Zeit durch die Lande, veränderten Land und Kultur und mischten die Gene der Völker durcheinander? Wie viele Rassen, „Dynastien“ oder sonstige Unterscheidungsmerkmale gab es danach in Europa? Wie viel mehr ist da in zwei Jahrtausenden möglich? Es wäre höchst unnatürlich, hätte es in Ägypten nur eine vordynastische Rasse gegeben. Weiterhin ist der Nil „der“ Strom in Nordafrika. Alle alten Kulturen haben sich im Wege von Vermischungen an den Ufern großer Flüsse wie Euphrat und Tigris, Indus, Ganges etc. angesiedelt. Große Flüsse hatten eine Anziehungskraft wie ein Magnet. Wasser sicherte schließlich das Leben.

Der deutsche Ägyptologe LUDWIG BORCHARDT (19) nahm die astronomischen Belege aus Ägypten ernst und bezeichnete 4240 v.u.Z. als Datum, an dem der ägyptische Kalender eingeführt wurde. WEST, der auf BORCHARDT verweist, erklärt leider nicht, welche Art von Kalenderrechnung BORCHARDT meinte und worauf diese basierte. Es kann dahingestellt bleiben, ob das Datum auf den Punkt stimmt.

Der Beginn eines Kalenders, d.h. planmäßiges Beobachten, Auswerten und Berechnen, zeichnet immer den Beginn einer großen Kultur, in Südamerika ebenso wie im Nahen Osten. Negative Erfahrungen der Vergangenheit führen zu solchen notwendigen „Spielereien“ einer herausgehobenen Personengruppe (meist Priesterkasten u.ä. herausragenden Stellungen), um die Zukunft „in den Griff“ zu bekommen. Das von BORCHARDT genannte Datum liegt nun genau zwischen dem Auszug aus dem Schwarzmeerraum und dem Beginn der geschichtlich erfassten Epoche in Ägypten.

Es ist verständlich, wenn diese vorgeschichtliche Zeit nicht im Bewusstsein der gesamten Bevölkerung verbleibt, sondern im Nebel der Vorgeschichte verblasst und schließlich untergeht. Die Völkerströme erreichten im Laufe von 2000 Jahren mit unterschiedlichen Kenntnissen das Land Kemet . Jeder Zug hatte auf seiner Wanderung eigene Erfahrungen gemacht und eine Gruppengeschichte geschrieben. Erst als die Zu-

gewanderten in der überwiegenden Anzahl sesshaft wurden, sich mit den bereits Ansässigen vermischten und eine *alle* Völkerstämme betreffende Geschichte schrieben, blieb diese in Erinnerung. Auch heute verschwinden leider Erinnerungen und Erfahrungen kleinerer Völkergruppen. Sie gehen in der Geschichte der Nation unter und verloren. Sie leben dann höchstens noch als Mythen und Märchen einzelner Volksgruppen weiter, die letztlich unglaubhaft wirken werden. Gerade im Bereich des heutigen arabischen Raumes hatten Mythen immer eine besondere Bedeutung. Sie waren nicht unbedingt erfunden, hatten ggf. aber auch einen nur für einen kleinen Personenkreis zugänglichen, im Kern nachvollziehbaren Wahrheitsbereich.

KEES verweist in seinem Werk *„Der Götterglaube im alten Ägypten"* darauf, dass ältere Vorstellungen von einer seit der jüngeren Steinzeit rassisch und kulturell einheitlichen Niltalbevölkerung aufgegeben werden müssen. Entscheidende Völkerverschiebungen, vor allem tiefgreifende Völkerschübe aus Asien, die früher fast an der Schwelle des ägyptischen Geschichtsbewusstseins (Ende des 4. Jahrtausends) und somit in unserem Blickfeld zu liegen schienen, müssen in weit höhere Zeiten zurückfallen, so dass seiner Meinung nach keinerlei Erinnerungen, auch solche in mythischer Umkleidung, den Ägyptern hiervon verblieben sind. (19)

Die Herkunft der verschiedenen Rassen und Bevölkerungsschichten lässt sich dennoch zumindest teilweise an den gemeinsamen und angenommenen Göttervorstellungen nachvollziehen.

Ägyptische Götterwanderung

Es gibt eine Zeit, die wird als Sep Tepi = sp tpj= die erste Zeit (Urzeit, Schöpfungsurzeit), bezeichnet. Ich will hier nicht darauf eingehen, wann diese Zeit begann und wann sie endete. Es ist eine Zeit, die nur noch in Mythen weiterlebt. KEES (20) weist darauf hin, dass Mythen Vergangenes erzählen und erklären, aber nicht auf Kommendes hindeuten. Sie stehen damit stets am Abschluss einer Periode, nicht an deren Anfang. Wenn also in einem Mythos von einem BenBen-Vogel und von einem Urhügel erzählt wird, so bezieht sich dieser Mythos auf eine Zeit, die vor der realen Erinnerung bzw. deren Niederschrift endet. Zu diesem großen Bereich der Mythen gehört auch der der Urgötter. Bereits in der bildlichen Darstellung auf Stelen, Tempel, Papyri etc. erkennt man die Götter, die sehr weit in die Vergangenheit zurückreichen. Sie sind einfach und in einem strengen Stil, der keine Abweichungen duldet, dargestellt. Zu diesen Urgöttern gesellten sich später neue hinzu. Teilweise verschmolzen viele Götter zu einer neuen Gottheit, teilweise wurden sie aus anderen Ländern und Kulturkreisen übernommen. Eine Seelenwanderung der Götter, die sich auch noch in biblischer Zeit abspielte. Die Vielzahl der Götter lässt sich schon erahnen, wenn man die Wanderwege der Urägypter bedenkt. Man nimmt den Gott des Durchzugsgebietes an oder wandelt die Legende über ihn auf einen bereits vorhandenen und bekannten Gott um. Während die neueren Götter sozusagen geboren wurden und Väter und Mütter hatten, waren die ersten Götter einfach schon da. Familiäre Mythen wurden einfach um sie herum gestrickt.

Tatsache ist jedoch, dass es eine Zeit gegeben haben muss, in der diese so genannten Götter real gelebt haben. Dabei müssen wir uns zunächst einmal von dem uns bekannten Begriff „Gott" verabschieden. Was *heute* von den diversen Religionen mit dem Begriff Gott bezeichnet wird, hat m.E. nichts mit den Göttern der ägyptischen oder sumerischen Geschichte zu tun. Diese so genannten „Götter" liebten, hassten, stritten, zeugten mit Menschentöchtern Kinder, führten Kriege, erlitten Krankheiten und Verletzungen, starben, ordneten die Abschlachtung von Frauen und Kindern bzw. ganzer Völker an usw., wie es einem Gott nach unserem heutigen Verständnis eigentlich nicht zukommen dürfte. Der Begriff Gott unserer religiösen Vorstellung entstammt dem Judentum. Das Verhältnis, welches frühere Völker zu ihren so genannten Göttern hatten, kann nicht mit dem heutigen Verständnis für den Begriff Gott verglichen werden.

Sobald ich mich mit der ägyptischen Götterwelt befasse, greife ich zu diesem Fragenkomplex u.a. immer wieder auf das Buch von Prof. HORNUNG „Der eine und die vielen" zurück. Hier wird versucht, den Begriff „Ntr", den die Ägypter für Gott verwendeten, zu erläutern. Aus dem zweiten Kapitel „Ntr und seine Grundbedeutung" geht hervor, dass es viele Deutungsversuche gibt, aber vorerst keine Lösung. Klar ist, dass die ägyptischen Götter in dem Sinne nicht „Gott" waren, wie der Begriff von den heutigen Religionsverantwortlichen propagiert wird. Zur Lösung dieses Rätsels müssten wir uns nicht nur in die Welt der Alt-Ägypter versetzen, sondern auch geistig, sittlich etc. zum „Ägypter" werden, ein Unterfangen, welches bereits in der Theorie scheitert. Nehmen wir daher in Kenntnis der Unterschiede zu unserer heutigen Religion den Begriff, den die Ägypter mit Ntr = Netscher bzw. Netzer hierfür verwendeten, so hin. (Weitergehende Erläuterungen hierzu habe ich in meinem Leserbrief „Gedanken zur Herkunft des ägyptischen Begriffs = Ntr = Gott" dargelegt, der in der Zeitschrift KEMET – Jahrgang 8, Heft 1, Januar 1999 erschienen ist).

Interessant ist dabei eine Erläuterung zum Begriff „Wächter", den die Ägypter selbst verwendeten. So führen KNIGHT/LUMAS (21) mit Quellenhinweis auf Band 1 von „The Gods of Ancient Egypt" an: *„Die Ägypter glaubten, dass es Nachkommen aus Verbindungen zwischen Göttern und Menschen gab, die sie Urshu nannten, was übersetzt nichts anderes als Wächter heißt."*. Nach Hannigs Wörterbuch ist der Begriff wr s3w (Transkription von Urshu) tatsächlich mit „großer Wächter" zu übersetzen. Es handelt sich hier um eine ähnliche Geschichte wie in den sumerischen Keilschrifttexten oder sogar in der Bibel, in denen ebenfalls Verbindungen zwischen „Göttersöhne" und Menschentöchtern beschrieben werden. Auch hier taucht der Begriff „Wächter" auf.

Nicht nur nach den Ausführungen MANETHOS gab es eine lange Zeit vor der 1. Dynastie eine Hierarchie der Götter und Halbgötter. Im Sethos-Tempel in Abydos wird auf der einen Seite einer Vorhalle Ramses von seinem Vater Sethos auf seine Vorgänger namentlich hingewiesen. Sie enthält eine lange Annalenreihe. Auf der gegenüberliegenden Seite befinden sich die Namen der Götter, die vor der Zeitrechnung auf Erden gelebt, geliebt, gehasst und regiert haben. Sethos war weder ein Phantast noch ein Science-Fiction-Autor. Er schrieb einen Mythos auf, der aus der Vorzeit als so real überliefert war, dass dieser es wert war, an einem heiligen Ort wie z.B. in einem Tempel durch Hieroglyphen sozusagen als tatsächlich

stattgefunden anerkannt und verewigt zu werden. Auch für die späteren Priester der Saitenzeit (XXVI. Dynastie 664-525 v.u.Z.) gab es keinerlei Zweifel: Die himmlischen Geschlechter hatten in fernsten Zeiten einmal real existiert.

KEES (23) führt aus, dass Göttermythen über Einwanderungen von Gottheiten berichten. Die Götter lässt man aus bevorzugten heiligen Gegenden, z.B. dem „Gottesland" des Ostens, aus der unbekannten Ferne oder aus einem heiligen Ort alter Geschichte, wie es insbesondere Heliopolis für die späteren Ägypter ist, kommen. Damit ist klar, dass diese Mythen also eingesetzt werden, um Kulturverschiebungen zu begründen. Auffallend ist auch, dass das Gottesland der Urzeit im Osten, also Richtung Asien (= Št.t,) gelegen haben soll. Der Gott Seth war ein Gott der Fremdländer und wurde als solcher ursprünglich swtḫ geschrieben.

Weiterhin führt KEES aus, dass bei manchen Göttern die Bedeutung und ihre Eigenschaft oft unklar blieben, weil die Ägypter sie nur noch als Götternamen verwendeten. Es kann nicht mehr gesagt werden, ob in der Auffassung der Theologie der geschichtlichen Zeit wirklich die ursprüngliche Bedeutung wiedergegeben wird. Es ist z.B. nicht mehr bekannt, ob der als „Horus" bezeichnete Falke „der in der Höhe" bedeutet, was aber nach KEES wahrscheinlich ist (24). Ich will hier nicht auf die außerordentliche Vielfalt der Götter eingehen, die der Schweizer Ägyptologe HORNUNG in seinem diesbezüglichen Buch „Der eine und die vielen" aufführt. Auf Horus werde ich jedoch später noch einmal zurückkommen, wenn ich mich mit seinen Gefolgsleuten beschäftige.

Aber auf meinen „Lieblingsgott" werde ich direkt eingehen. Denn ein Gott hat mich seit langem fasziniert. Er hat sozusagen einen direkt zuzuordnenden und auffälligen Zwillingsbruder im Osten. Vielleicht handelt es sich auch um einen der Götter, die einem Mythos zufolge aus dem sumerischen Bereich in den ägyptischen einwanderten. Es handelt sich um Chnum.

Es kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, ob der „Chnum" (Ḫnmw)genannte Widder von Anfang an „der Bildner" bedeutete (25). SETHE (26) weist in seiner „Urgeschichte" darauf hin, dass Chnum (alt ḫnamu) dem arabischen *ganam* (Widder) entspräche. Chnum war der Bildner, weil er den Menschen auf der Töpferscheibe zusammen mit dessen Abbild Ka formte. Er war also letztlich der Vater oder Schöpfer aller Menschen (und auch diverser Götter). Nach dem Lexikon des alten Ägypten wird vermutet, dass er ursprünglich aus Asien stammt, denn die Wurzel seines Namens, der eine Bezeichnung für Widder auf ägyptisch ist, entstammt offensichtlich dem Semitischen. Egal, Chnum hat offenbar seine Herkunft im Osten. Und genau dort gab es einen Gott, der ebenfalls Menschen schuf. EN.KI, auch E.A genannt, war der Gott, der für die AN.NU.NA.KI einfache Arbeiter schuf, die er LuLu nannte. Er ist nach dem sumerischen Schöpfungsmythos als Vater (oder Schöpfer) der menschlichen Wesen anzusehen. Sein Zeichen war die Schlange. Der ägyptische Begriff für Vater ist = beinhaltet als Abgrenzungsmerkmal (Determinativ) zu anderen Begriffen neben dem Zeichen für Mann noch das der Schlange. Ägyptologen weisen darauf hin, dass sie dieses Zeichen nicht nachvollziehen können, es wäre „stumm" und habe keinen Sinn. Alles in Ägypten hatte irgendeinen Sinn! Auf EN.KI als Vater der Götter und seinem ihm zuzurechnenden Zeichen der Schlange angesprochen, meinen sie zwar, dies sei ihnen bekannt, aber die diesbezügliche Verbindung zwischen Chnum und EN.KI sei nicht gesichert. Dabei weisen sowohl Kees als auch Sethe darauf hin, dass Gottheiten ihre Herkunft im Osten haben.

Dieses Land im Osten bzw. der Verbindungsweg dorthin wurde Ta-Neter genannt. Der Sumerologe SITCHIN übersetzt in seinen diversen Büchern diesen Begriff mit „Torweg der Wächter". Ein einfaches „Land der Wächter" (mit Wächter werden die sumerischen Götter auch bezeichnet) würde reichen, denn Ta = t3 steht im Ägyptischen für Land und ntr für den Begriff, den wir als „Gott" übersetzen. Der Begriff t3 ntr (Ta-Neter) ist eine Wortkombination im direkten Genitiv und somit als „Wächterland" bzw. „Gottesland" zu übersetzen.

Die klimatischen Verhältnisse im Lande Kemet vor 7000 Jahren

Hinsichtlich der Völkerbewegungen in den ägyptischen Raum ist es von Bedeutung, sich mit den klimatischen Verhältnissen zu beschäftigen. Es ist allgemein bekannt, dass Nordafrika – insbesondere die heutige Wüste Sahara - einmal ein fruchtbares Land war. Nach der Zeitschrift New Scientist vom 10. Febr. 1977 (27) wurde vor 13.500 Jahren das zu jener Zeit stark ausgetrocknete Niltal plötzlich von dramatischen Überschwemmungen heimgesucht. Zu diesem Zeitpunkt gab es nicht nur aufgrund der sich ändernden Eiszeiten Klimawechsel, Kometeneinschläge taten ihr übriges. Ein Komet soll im Jahre 7640 v.u.Z. (28) eingeschlagen sein. Vielleicht war eine Endfolge der spätere Einbruch des Mittelmeeres ins Schwarzmeerbecken. Im Geographical Magazin stand im Jahre 1964 (29), dass zur Zeit dieses Kometen Ägypten und die Sahara bewaldet und von Elefanten, Giraffen und Wassertieren bevölkert gewesen sein sollen. Höhlenmalereien, die diese Tiere darstellen, wurden in der Sahara vorgefunden. Sie müssen von dem Künstler also real erlebt worden sein. Bis zum Einschlag des Kometen soll das Klima sehr feucht gewesen sein; seitdem weise Ägypten ein verhältnismäßig stabiles Wüstenklima auf. Auch SCHARFF (30) führt in seinen Grundzügen der ägyptischen Vorgeschichte an, dass der Zeitraum von 12000 – 5000 v.u.Z. durch ein allmähliches Austrocknen der Wüste und den Übergang zum heutigen Klima begleitet gewesen sein soll. Damals habe das Niltal seine heutige Gestalt angenommen, und der Mensch, der auf den ausdörrenden Höhen sein Leben nicht mehr fristen konnte, sei dem Wasser nach, also hinunter ins Niltal gezogen.

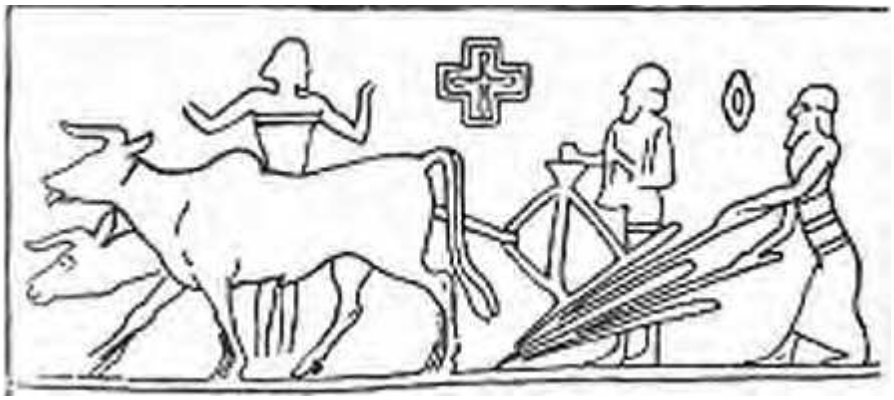
In diesem Zusammenhang ist eine Ausführung des Ägyptologen MIROSLAV VERNER in seinem Buch „Die Pyramiden" (31) beachtenswert. VERNER verweist darauf, dass PETRIE Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts westlich der Chefren-Pyramide, außerhalb der so genannten äußeren Umfassungsmauer, Überreste eines Bauwerkes entdeckte, die er als Teile einer Siedlung der Pyramidenarbeiter wertete. Vor einigen Jahren haben LEHNER und HAWASS (32) darauf verwiesen, dass es sich im Gegenteil nicht um eine Siedlung, sondern um ein Lager zur Versorgung des Chefren-Komplexes handelt. Es kann dahin gestellt bleiben, ob es sich um den Chefren-Komplex oder um andere Komplexe auf dem Giza-Plateau handelte. Sie liegen alle nahe beieinander. Die große Anzahl von Schalen kleiner Weichtiere, die hier gefunden wurden, würde außerdem verraten, dass die Pyramide während der 4.

Im Zweistromland wurden Rollsiegel gefunden, auf denen ein Herrscher einen Pflug von seinem Gott erhält.

Dynastie nicht von einer Wüste umgeben war wie heute, sondern von einer Art Savanne mit der entsprechenden Flora und Fauna. Anders wären die Schalenfunde nicht zu erklären. Dieser Datierungsschluss ist falsch. Fakt ist, es wurden Schalen von Weichtieren gefunden, die nur in einem feuchten Klima leben konnten. Dann müssten die Tiere in einer Zeit gelebt haben und verzehrt worden sein, als dieses Gebiet noch feucht war. Dies kann nach den Berechnungen, die Zeit gewesen sein, zu der die Sahara eine Savanne war, jedoch nicht die Zeit um Chefren. Zu seiner Zeit war das Gebiet bereits Wüste. Man muss also, um Weichtiere vorzufinden, noch einige tausend Jahre weiter zurück gehen.

Das Dilemma ist allerdings, dass Chefren zu dem Zeitpunkt noch nicht lebte. Daraus ist zu schließen: Sollten die Weichtiere in einer feuchten Zeit von Pyramidenarbeitern verzehrt worden sein, kann diese Pyramide nicht erst von Chefren gebaut worden sein. Es gab die Pyramide schon seit den Zeiten der Weichtiere. Eine denkbare aber wagemutige These, auf die sich jedoch kein offizieller Ägyptologe einlassen darf, riskiert er doch den Bann der traditionell denkenden Kollegen. Allerdings lassen die Ausführungen von VERNER diesen Rückschluss implizit zu.

Somit ist die Behauptung erlaubt, dass wir es also mit Jägern und den frühen Bauern in diesem Gebiet weit vor der Zeit der Pharaonen zu tun haben. Nachdem dann das Wild ausblieb, suchten die Bewohner einen neuen Lebensraum im Niltal und stellten ihre Lebensgewohnheiten um. Man domestizierte Vieh und baute den Nilüberschwemmungen angepasst Getreidesorten an. Dies geschah in etwa zeitgleich im Zweistromland. Hier wurden Rollsiegel gefunden, auf denen ein Herrscher einen Pflug von seinem Gott erhält (s. Abb.). Das Besondere daran ist der Einfülltrichter für Saatgut, der dieses direkt in die Erde einbringt und damit gegenüber der bisherigen Aussaat vor den gefräßigen Vögeln sichert. In Ägypten ließen die Bauern das Getreide durch Vieh nach den Überschwemmungen vogelsicher in den Schlamm treten (s. Abb.). Beide Arten der Aussaat zeigen eine gezieltere Landwirtschaft, die durch geänderte Umweltbedingungen notwendig wurde. Dabei ist die Landwirtschaft bereits eine Entwicklung hin zur Hochzivilisation. Der einzelne Mensch baute nur für den Eigenbedarf an, damit er überleben konnte. Erst das Zusammenleben und die Verteilung von Aufgaben hat als Konsequenz eine Landwirtschaft, die aufgrund der angebauten Fläche eine Vielzahl von Menschen versorgen kann. Der mitversorgte Bevölkerungsteil hatte andere Aufgaben übernommen, die u.a. wiederum den „Landwirten“ zugute kamen.



In Ägypten ließen die Bauern das Getreide durch Vieh nach den Überschwemmungen vogelsicher in den Schlamm treten.

Zu diesem Zeitpunkt, als die Böden zu Wüsten wurden, gab es in dieser Region nur drei Gebiete, in denen Menschen sesshaft werden konnten. Das waren die Gebiete um Euphrat und Tigris, das Jordantal und das durch regelmäßige Schlammablagerungen fruchtbare Niltal. Es versteht sich von selbst, dass diese Gegenden im Rahmen von Völkerverschiebungen ausgewählt wurden – sieht man vom Industal einmal ab, über das ein anderer Flüchtlingsstrom vom Schwarzen Meer lief.

Aus magnetostratigraphischen Messungen der Erde ist ebenso wie aus Erkenntnissen von Professor LIRITZIS (33), Universität Rhodos, bekannt, dass um 3150 v.u.Z. ein weiterer Komet ins Mittelmeer eingeschlagen ist. Auf diesen Einschlag könnte möglicherweise auch der Hinweis von HERODOT basieren, nach dem die Sonne zweimal im Westen auf- und im Osten unterging. Ein Phänomen, welches auch in anderen Kulturkreisen überliefert wurde. Zum Zeitpunkt des Kometeneinschlags trat Ägypten schon in die geschichtliche Zeit ein, d.h. Ereignisse, die jetzt stattfanden, wurden von einem ganzen Volk, welches im Niltal sesshaft geworden war, wahrgenommen und bewahrt. Es handelte sich nicht mehr um Erlebnisse einzelner nomadisierender oder einfallender Völkergruppen. Zog dieses Volks aufgrund der Überschwemmung des Niltals gen Süden? Nie-

mandem ist es bisher gelungen, nachweisbar darzulegen, weshalb die dynastische Rechnung (0. Dynastie) gerade um 3150 v.u.Z. begonnen hat. Nach dem Ägyptologen PETER CLAYTON (34) blühte genau zu diesem Zeitpunkt die ägyptische Zivilisation „wie eine Lotusblume aus Brackwasser“ in den alten Schöpfungslegenden auf.

Die Zeit der Urbevölkerung des Landes Kemet

Das Volk, wenn auch aus verschiedenen Rassen bestehend und immer wieder durch zugewanderte Bevölkerungsgruppen ethnisch ergänzt, trat in eine Zeit ein, in der das alte Leben sozusagen vergessen und ein neues begonnen wurde. Dies könnte der Einschlag des Kometen im Mittelmeer mit Überflutungen des Deltaraumes bewirkt haben. Die Geschichte hat gelehrt, dass aus den Erlebnissen von Katastrophen immer etwas Großes und Neues entsteht.

Das zentrale Thema Ägyptens dieser Zeit scheint die Reichseinigung gewesen zu sein. Auffallend dabei ist, dass diese Reichseinigung über Jahrtausende in Darstellungen verewigt wird. M.E. dürfte eine einmal stattgefundene Einigung nach tausenden von Jahren durch die fortwährende Tatsache als solche so uninteressant sein, dass man sie nicht mehr laufend erwähnen müsste. Die Tatsache, dass die Reichseinigung aber über einen so langen Zeitraum großen Anteil an der Geschichte Ägyptens besaß, lässt den Gedanken aufkommen, dass die „Realität“ der Reichseinigung doch nicht so eindeutig war und die Einigung als solche nur durch Mythen zur Realität festgeschrieben werden konnte? Wurde Ägypten evtl. sogar des Öfteren „vereinigt“?

HARALD STÖBER (35) gibt Hinweise darauf, dass es in vorgeschichtlicher Zeit schon einmal ein geeintes Ägypten gegeben haben muss, welches von mehreren aufeinander folgenden Königen regiert wurde. Ein Bruchstück des „Palermosteins“ zeige vordynastische Könige, die bereits die Doppelkrone der späteren historischen Pharaonen als sichtbares Zeichen eines geeinten Ober- und Unterägypten tragen (36).

Ob die Interpretation der Kopfbedeckung als Doppelkrone unzweifelhaft ist, mag dahingestellt bleiben. Auch in anderen Ausarbeitungen (37) wird bereits darauf verwiesen, dass vor der Reichseinigung durch Menes bereits einmal in vorgeschichtlicher Zeit ein geeintes Reich existiert haben muss. Also eine Vergangenheit vor dem geschichtlichen Beginn? Im so genannten Turiner Königspapyrus werden 19 namenlose Herrscher mit nicht weniger als 2100 Regierungsjahren aufgeführt, die noch vor den „Horuskönigen“ geherrscht haben. Das bedeutet, dass in Ägypten bereits um 5000 v.u.Z. ein wie auch immer organisiertes Königtum vorhanden gewesen sein muss (38).

Gehen wir in diese Zeit, dann kann ein beginnendes - zwar geeintes aber noch instabiles - Reich durch Einflüsse von außen oder Ereignisse wie ein Kometeneinschlag so geschwächt werden, dass es zunächst wiederum in Provinzkönigtümer zerfällt. Eine Einflussnahme von außen kann durch die in den nächsten Jahrhunderten aus dem Bereich des Schwarzen Meeres direkt oder über Umwege und Zwischenaufenthalte in anderen Ländern einfließenden Völkerscharen gesehen werden. Verstärkt worden sein kann dieser Zerfall durch die Austrocknung der Sahara zur Wüste infolge der klimatischen Veränderungen im Mittelmeer, die sich aufgrund des Kometeneinschlags ergaben. Der Archäologe FAROUK EL-BAZ von der Bosten University führt in der Zeitschrift „Archaeology“ (39) ebenfalls aus, dass vor 5.000 Jahren – gegen Ende des letzten Feuchtklimas – eine Savannenlandschaft mit ausgedehnten Grasflächen und vereinzelten Baumgruppen entstand, in der menschliche Siedlungen existieren konnten. Diese Lebensgrundlagen wurden nach FAROUK EL-BAZ durch einen einsetzenden Klimawechsel zerstört. Die Menschen wurden zu Nomaden und durch die allmähliche Ausbreitung der Wüste immer weiter nach Osten gedrängt. Am Nil trafen sie auf eine landwirtschaftlich ausgerichtete Kultur. Nach FAROUK EL-BAZ soll das Zusammentreffen dieser Völker den Keim für die Zivilisation des alten Ägypten gelegt haben. Er verweist auch darauf, dass dieses Zusammentreffen nicht ohne Probleme verlaufen sei. Um 3300 v.u.Z. sei durch eine große Welle von Flüchtlingen die Bevölkerungszahl steil angestiegen und es sei zu gewaltigen sozialen Umwälzungen gekommen. Diese müssten m.E. erneut zu Völkerverschiebungen geführt haben. Nach SCHARFF und SETHE verschob sich eine Kultur vom Norden Ägyptens in den Süden. Dabei könnte es zu der ersten Reichseinigung in vorgeschichtlicher Zeit gekommen sein.

Die „Götter“ Horus und Seth

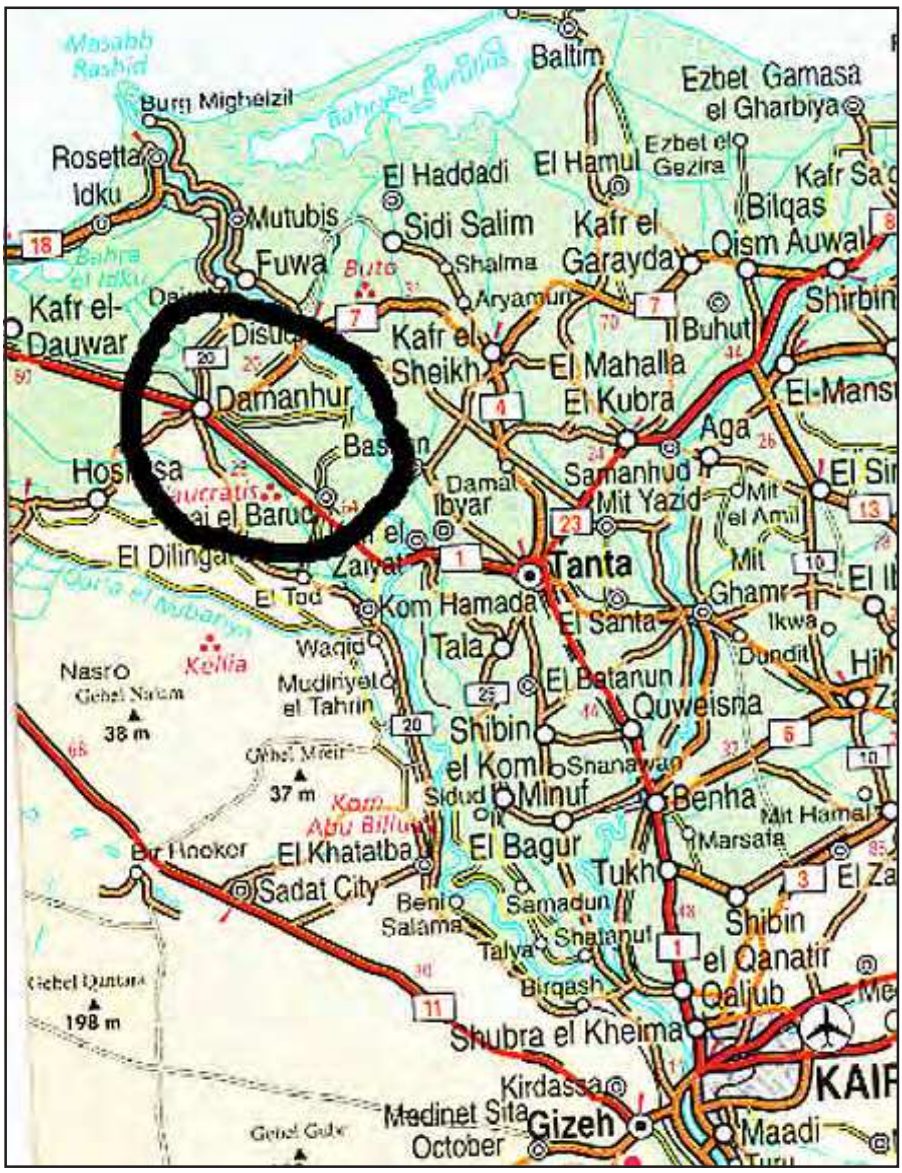
Nach SCHARFF (40) ging die Wiedervereinigung des ganzen Landes vom Süden aus. Damit meint SCHARFF die nach der Überlieferung erfolgte Einigung, die von dem aus This bei Abydos stammenden Menes als Begründer der 1. Dynastie ausging. Diese Einigung wird von SCHARFF als zweite Einigung bezeichnet, die vom afrikanischen Mutterboden ausging, während die erste Einigung mehr als Tat eines letzten Endes aus der östlichen Fremde hereingebrochenen Volkes empfunden werden könnte.

Zunächst wende ich mich dem Gebiet zu, das ursprünglich dem Horus zugerechnet wurde. Nach SETHE (41) müssen im Nildelta der Vorzeit zwei Reiche existiert haben, aus denen der unterägyptische Gesamtstaat hervorgegangen ist, wobei die Etappen dieses Zusammenschlusses Unterägyptens bis heute verborgen geblieben sind. Fest stünde jedoch, dass das Ostdeltagebiet vom Westdeltagebiet übernommen und vereint worden sein soll.

Der Mittelpunkt dieses geeinten Delta-Reiches wurde in der Stadt Bḥd.t gefunden, welches dem alten Nationalgott des Westdeltareiches diente (s. Karte). Bḥd.t war der Mittelpunkt in der dem Falkengott Horus, dem alten Nationalgott des Westdeltareiches dienenden Stadt, die später in neuägyptischer Redeweise auch dmj-n-ḥr (Damanhur) „Ort des Horus“ genannt wurde. (SETHE, Urgeschichte, § 85). Dies entnimmt SETHE einem Inschrifttext des Tempels von Edfu, der Kultstätte des nach Oberägypten verpflanzten Gottes von Bḥd.t.

Der Gott des westlichen „libyschen“ Deltateils war also der falkenköpfige Gott Horus von dmj-n-ḥr. Auch SETHE (42) verweist darauf, dass neben dem unterägyptischen Reich von Damanhur in Oberägypten ein Nachbarkönigreich bestand, da als Mittelpunkt die Stadt Nbwt hatte.

Mit der dann vom Deltagebiet im Norden ausgehenden Einigung Ägyptens soll dieser falkenköpfige Gott Horus nach Süden und dort nach Edfu gekommen sein. SCHARFF (43) verweist darauf, dass Edfu sogar der Name von Damanhur im Delta beigelegt wurde. Der Name der Stadt



Der Mittelpunkt dieses geeinten Delta-Reiches wurde in der Stadt Damanhur gefunden, welches dem alten Nationalgott des Westdeltareiches diente.

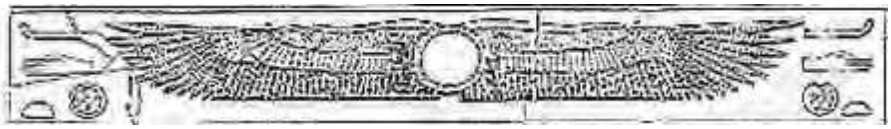
im Delta war Bḥd.t (Behedet). EMERY (44) geht allerdings davon aus, dass erst in der 2. Dynastie eine politische und religiöse Umwälzung stattgefunden habe. Er hält es für wahrscheinlich, dass die einheimische Bevölkerung des Niltals nach wie vor große Landstriche besetzt hielt und dort Seth, den Gott-König Ägyptens aus der Zeit, bevor das Gefolge des Horus ins Land kam, verehrte.

Horus, auch als „der von Behediti“ bezeichnet, wird auch als geflügelte Scheibe dargestellt. Es ist reine Spekulation, dass die Gefolgsleute des Horus auf ihren Wanderwegen und Eroberungen diesem Zeichen gefolgt seien. Aber es muss etwas vor ihnen weit sichtbar hergezogen sein. Es muss auch am Himmel zu sehen gewesen sein, denn sonst hätte es keine Flügel.

Bei dieser spekulativen Darstellung fällt auf, dass dieses Zeichen nicht einmalig im vorderen Orient ist. Die geflügelte Scheibe war auch in ähnlicher Form noch so bedeutend, dass es die Thronsessel und Streitwagen schmückte, über Schlachtszenen abgebildet wurde und insofern über allem schwebte. Die Herrscher von Sumer und Akkad, von Babylon und Assyrien, von Elam und Urartu, Mitanni und Kanaan verehrten alle dieses Symbol. Hethiter, vor allem Perser und Ägypter ernannten das Zeichen zum höchsten Symbol. Hatte es nur damit zu tun, dass die Menschen dieser Gebiete einen gemeinsamen Ausgangspunkt im Schwarzen Meer hatten, durch die genannten Länder zogen, teilweise dort sesshaft wurden, teilweise weiterzogen und dabei deren Kultur und Religion beeinflussten? Bei Ahura Mazda, dem Gott des persischen Raumes, wurde anstatt der Scheibe eine Figur dargestellt, neben dem assyrischen Gott Assur die einzige figürliche Ausnahme. Kamen die Gefolgsleute des Horus über diese Gebiete bis nach Ägypten? Wenn ja, scheinen sie aber nur die direkte Route bis nach Unterägypten genommen zu haben, denn Oberägypten gehörte einem anderen Einflussbereich an, nämlich dem des Seth. Dieser Einflussbereich wurde dann von Unterägypten aus erobert.

Zur Zeit des unterägyptischen Reiches von Damanhur bestand in Oberägypten ein Nachbarkönigreich, dessen Mittelpunkt die Stadt nbw.t war, meist nb.t geschrieben, die auch die Goldstadt genannt wurde. Im Griechischen wurde sie Ombos genannt. Der Stadtgott war hier Seth, der als Gott der Fremdländer gilt, und auch „der von Ombos“ (im Gegensatz zu Horus „der von Edfu“) genannt wurde.

Nach SCHARFF (45) hat sich in der Königstitulatur eine Äußerlichkeit aus den Zeiten jener ersten Einigung in die geschichtliche Zeit hinübergerettet: der dritte Königstitel zeigt den Falken des Horus über dem Zeichen der Stadt Ombos, der Hauptstadt des alten oberägyptischen Gottes Seth. Nach dem Sinn der Bilderschrift wird angedeutet, dass der Falke die Stadt des Seth unterworfen hat. Dem Lexikon der Ägyptologie (LdÄ) folgend soll es sich bei „Horus über dem ombitischen Seth“ allerdings um eine späte Deutung handeln. Dagegen war nach Sethe (56) der Sinn des Titels bereits im Mittleren Reich (MR) verschwunden. Man bezeichnete den Königstitel jetzt als „Goldhorus“, weil das Zeichen der Stadt Ombos gewöhnlich Gold bedeutete. Die nördlich von Naqada gelegene Stadt mit dem griechischen Namen Ombos hieß nach dem LdÄ ägyptisch Nbwt „Goldstadt“. Der Seth-Tempel soll aus dem Alten Reich (AR) stammen. Seth tritt nach dem LdÄ in der ge-



Horus, auch als „der von Behediti“ bezeichnet, wird auch als geflügelte Scheibe dargestellt.

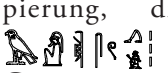
schichtlichen Zeit als Landesgott von Oberägypten und damit als Gegenstück des „Horus von Bḥdt“ auf, was wiederum darauf hindeutet, dass in der Vorzeit ein Reich des Gottes Seth um die Stadt Ombos existierte, das schließlich durch den Kult des Falkengottes überlagert wurde. Hierauf gehe ich später noch ein.

Wenn auch beide Reiche wieder zerfielen, dienten sie jetzt - neben anderen - demselben Gott, nämlich Horus, mit dem sich ihre Könige identifizierten. Die Zeit der beiden Reiche gilt daher als die Zeit der Horusdiener (SETHE, Urgeschichte, § 168), auf die ich noch zurückkommen werde. Trotz der zerfallenen Reiche war nach EMERY (48) der Kampf zwischen den Horus- und Seth-Anhängern zu Ende. Der Name Cha-sechemwi („Auftritt der beiden Mächte“) wird durch den ausführlichen Namen „Die beiden Götter in ihm halten Frieden“ ergänzt. Der Name des Königs zeigt ab jetzt beide Tierzeichen, die des Horus und des Seth.

Mit Ankunft der dynastischen Rasse machte die Kunst in Ägypten eine radikale Änderung durch. Aus Funden von Tongefäßen geht hervor, dass in der Periode unmittelbar vor der Einigung etwas völlig Neues ins Niltal eingedrungen war. EMERY (47) geht davon aus, dass mit der Ankunft der dynastischen Rasse auch die Form der Monumentalarchitektur bei den Grabbauten zum ersten Mal in Erscheinung getreten ist. In diesem Baustil mache sich der mesopotamische Einfluss am stärksten bemerkbar, gerade weil es in Ägypten allem Anschein nach weder Hintergründe noch Entwicklungsphasen dieser gewaltigen und komplizierten Konstruktionen gebe. EMERY geht so weit, zu behaupten, dass es sich um indirekte Zusammenhänge und vielleicht sogar um einen dritten Partner handele, dessen Einfluss sich sowohl auf den Euphrat als auch auf den Nil erstreckte.

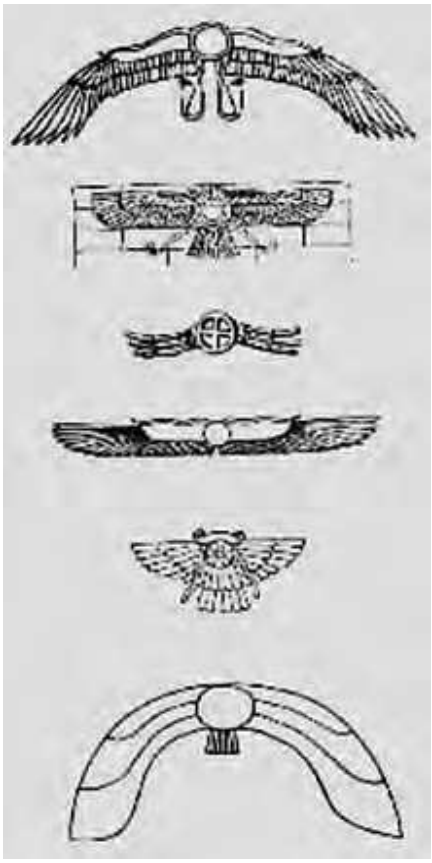
Nach EMERY (48) gibt es bereits Beweise dafür, dass selbst zu Beginn der ersten Dynastie die Schriftsprache keineswegs mehr in den Kinderschuhen steckte. Die Funde zeigen uns, dass die Schriftsprache eine ziemlich lange Entwicklungsperiode hinter sich gehabt haben muss, deren Spuren wir bis heute in Ägypten nicht gefunden haben: *„Wir müssen annehmen, dass gleichzeitig mit einer hoch entwickelten Monumentalbautechnik auch eine voll entwickelte Schrift in Erscheinung tritt“.* SCHARFF (49) führt in seiner Arbeit „Die Frühkulturen Ägyptens und Mesopotamiens“ aus, dass sich „Negade II“ als erste Kultur über Gesamtägypten einschließlich Unternubiens erstreckte. Ahnen wir hier ein erstes gesamtägyptisches Einheitsreich, das aber nochmals in die zwei schon an der Schwelle der Geschichte stehenden Teilreiche von Buto in Unterägypten und von Hierakonpolis in Oberägypten zerfiel, aus denen dann der Oberägypter Menes das geschichtliche Einheitsreich schuf?

Horusdiener oder Gefolgsleute des Horus

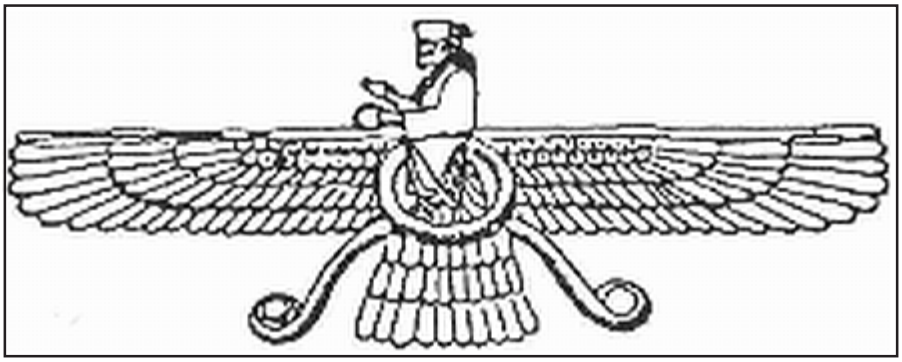
Ich will im Folgenden nicht weiter die Götter, sondern das Werken und Wirken der Menschen, die diesen Göttern dienten und folgten, untersuchen. In Unterägypten fanden die Ägyptologen Hinweise auf eine Gruppierung, die sich šmsw-ḥr  nannte. Über diese Gruppierung wird viel diskutiert und herumgedeutelt. Offiziell werden die Mitglieder dieser Gruppe als Diener oder Gefolgsleute des Horus betitelt. Wer aber steckte hinter dieser Gruppe?

Die Könige der geschichtlichen Zeit zeigen sich in einem Feld- oder Wappenzeichen noch als Nachfolger der Horusdiener. Auf Denkmälern der ersten Dynastien zeigt sich neben dem König eine Standarte, die das altertümliche Bild eines stehenden Schakals zeigt. Dieses alte Götterbild des Wpj-w3wt zeigt sich in den alten Pyramidentexten des öfteren als Determinativ des Namens der Horusdiener, wobei dieser Standarte dann die Zeichen des Bogens und eines Wurfholzes folgen. . Es handelt sich hierbei offensichtlich um die kriegerische Ausrüstung der Horusdiener. Nach SETHE (51) waren Bogen und Wurfholz, Waffen und die Standarte mit dem Schakal ihr Feldzeichen. Es muss sich also um eine Gruppe zumindest in Feldstärke gehandelt haben. Aber wie kam es zu diesem Zusammenschluss unter einer einheitlichen Bezeichnung und mit einem Feldzeichen.

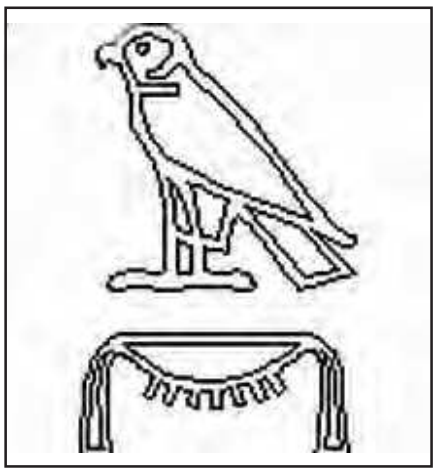
Teilweise wurde in der Literatur die Meinung vertreten (52), dass die Horusnachfolger diejenigen Könige gewesen seien, die dem Horus auf dem Thron folgten. Die Begründung ist mir jedoch zu schwach, denn jeder König folgt einem anderen auf den Thron („Der König ist tot, es lebe der König!“). Selbst wenn ein Pharao als



Die geflügelte Scheibe war auch in ähnlicher Form noch so bedeutend, dass es die Thronsessel und Streitwagen schmückte, über Schlachtszenen abgebildet wurde und insofern über allem schwebte.

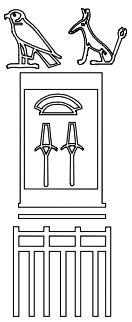


Bei Ahura Mazda, dem Gott des persischen Raumes, wurde anstatt der Scheibe eine Figur dargestellt (siehe links), neben dem assyrischen Gott Assur die einzige figürliche Ausnahme.

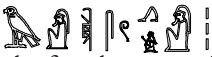


der dritte Königstitel zeigt den Falken des Horus über dem Zeichen der Stadt Ombos, der Hauptstadt des alten oberägyptischen Gottes Seth

Nachfolger eines Dynastiengründers auf den Thron gestiegen ist, werden solche Begriffe jedoch nicht gebraucht. Nach Ramses I., der die 19. Dynastie begründete, folgte Sethos und dann Ramses der Große. Sowohl der Begriff „der Große", als auch der Begriff der Ramessidenzeit sind Begriffe unserer Zeit, also unägyptisch. KURTH SETHE (53) hat hierzu einen Aufsatz in „Beiträge zur Ältesten Geschichte Ägyptens" veröffentlicht. Aber auch er zeigt die Unsicherheit in der Bestimmung des Begriffs. Er führt aus, dass das Wort šms („folgen") nie von der zeitlichen, sondern nur von der räumlichen Folge gebraucht wird. Der Begriff šms wird auch von HANNIG (54) nie für das zeitliche, sondern nur für räumliches geographisches Folgen gebraucht. Es wird mit „begleiten, dienen" u.ä. Begriffen übersetzt. Damit entfällt aber die Auslegung, dass es sich um eine Herrschernachfolge handelt, welches der Herrschaft des Horus zeitlich nachfolgte. Auf einer Tafel im Sethos-Tempel in Abydos sind die vordynastischen Herrschergeschlechter notiert. Hiernach herrschte Horus als letzter der 1. Götterdynastie 300 Jahre über das Land. Dann folgte die zweite Götterdynastie mit 1570 Jahren, danach dreißig Halbgötter mit 3650 Jahren, denen 350 Jahre herrscherlose Zeit folgten. Danach soll Menes das erste Pharaonenreich gegründet haben. Vielfach wurden diese als „dem Horus nachfolgenden Herrscher" als „Nachfolger des Horus" oder „Horusfolgende" bezeichnet. M.E. kann dies zeitlich nicht zutreffen, da dem Horus eine zweite Götterdynastie folgte und erst dann Halbgötter herrschten.



Der Name Cha-sechemwi („Auftritt der beiden Mächte") wird durch den ausführlichen Namen „Die beiden Götter in ihm halten Frieden" ergänzt. Der Name des Königs zeigt ab jetzt beide Tierzeichen, die des Horus und des Seth.

Man kann also entsprechend SETHE und HANNIG davon ausgehen, dass die šmsw-ḥr Wesen waren, die dem Gott Horus *räumlich* (von Ort zu Ort) folgten und ihm dienten. Diese Gefolgsleute müssen keine Götter gewesen sein. SETHE verweist auf einen Gelehrtenstreit (54). Der Name ist nicht nur mit einem Zeichen für Mensch determiniert, sondern diesem Determinativ folgt häufig noch der des Gottes , so dass sich folgende Hieroglyphenfolge ergibt:  . Aus diversen Inschriften kann geschlossen werden, dass hiermit keine Götter, sondern Könige gemeint sind.

Verlassen Sie mit mir den modernen aus dem jüdischen Sprachgebrauch stammenden Begriff „Gott" und betrachten den Begriff „Netscher" in der Bedeutung, die er einmal gehabt haben soll: „Einer, der beobachtend begleitet", „bewacht" oder „Wächter", wie er aus dem sumerischen Raum hinlänglich bekannt ist. Die Wächter waren jedenfalls elitäre Führungskräfte, die mit einem enormen Wissen ausgerüstet waren. Als der Tempel von Dendera durch Thutmosis III. wiederaufgebaut wurde, heißt es dort*: „... gefunden wurde der große Plan in Dendera in einer alten Schrift, die geschrieben war auf das Leder eines Tierfells aus der Zeit der Horusdiener*". Es muss sich also um reale Wesen gehandelt haben, denn Geister hinterlassen keine Pläne auf Tierfellen.

Im semitischen Raum gibt es ebensolche Hinweise. Dort wurden Schriften gefunden, die noch von den Wächtern stammen sollen, die vor der Sintflut lebten (Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel – Jubiläenbuch -8. Kapital – Sems Nachkommen). *„Da fand er eine Schrift, die die Vorväter in die Felsen eingegraben hatten, und er las, was darin stand, schrieb es ab und erwog es, denn es enthielt der Wächter Lehre".* Aufgrund dieses vielfach vorgefundenen Glaubens wird den alten Völkern kaum eine globale geistige Verwirrung unterstellt werden können.

Überall auf der Welt treffen wir auf Mythen, die beschreiben, dass Lehrmeister die Menschheit beobachtend begleiteten, sie lehrten und förderten. Wir finden diese uralten Sagen bei den Hopi-Indianern, auf den Inseln des Südseeraumes und in der ägyptischen Nachbarschaft in Sumer.

Hier gibt es ausführliche Beschreibungen über das Wirken der AN.NU.NA.KI. Es würde an dieser Stelle allerdings zu weit führen, all das Wissen und die Fertigkeiten aufzuzählen, die im sumerischen Raum die AN.NU.NA.KI an die LU.LU – wie die mutierten Schwarzköpfe (Menschen) genannten wurden, weitergaben. So viele Geschichten, Mythen und Märchen kann sich kein primitiver Mensch der Vorzeit erdacht und erdichtet haben. Ich kann doch nur über das phantasieren, was ich mir zumindest entfernt als real vorstellen kann. Damit bin ich aber wieder bei einer Realität, die wir heutigen hochintelligenten Wesen - sozusagen selbsternannte Krone der Schöpfung - als irreal abtun. Für unsere „primitiven" Vorväter waren die Mythen aber real erlebt bzw. von deren Vorvätern als real erlebt überliefert.

Möglicherweise handelt es sich bei den Horusdienern tatsächlich um Führungskräfte, die einem Völkerstamm vorstanden und ihn in neue Länder führte; dabei ihr Wissen und ihre Kultur mitnahmen und um annektierte Kulturen erweiterten.

SETHE (56) führt aus, dass nichts dagegen spreche, die Horusdiener als verstorbene menschliche Wesen zu sehen. Dazu verweist er darauf, dass einmal die Horusdiener im Zusammenhang mit j3ḫw = = Geister genannt wurden. Es soll sich um Geister von Verstorbenen handeln, die im Totenreich eine Zwischenstellung zwischen Mensch und Götter eingenommen haben. Aber seit wann brauchen Geister Bogen, Wurfholz und eine Standarte? Geister sind und waren zeitlos. Wieso wird ihnen dann in der vordynastischen Zeit eine Regierungszeitdauer von 13.420 Jahren zugebilligt? Starben Sie nach dieser Zeitdauer endgültig? Was war vorher? Diese Regierungszeit von 13.420 Jahren (57) spricht eindeutig gegen „Tote". Verstorbene menschliche Wesen

regieren zum Glück nicht mehr. Diese Konsequenz ist im Hinblick auf die gemeuchelten Diktatoren dieser Welt ein Glücksfall. Die andere - von SETHE aufgezeigte Möglichkeit - wäre ansonsten grauenvoll. Man würde Diktatoren nie los. M.E. wollen einige Ägyptologen hier mehr schlecht als elegant um etwas herumwedeln, was sich aus vordynastischen Hinweisen ergibt.

Es gab eine lange Zeit, in der Götter und Halbgötter real auf Erden regierten! Nehmen wir den Begriff „Gott" als Typenbezeichnung. Vielleicht lebten auf Erden auch höher entwickelte Wesen als die einheimische Urbevölkerung. Denken wir an die Vorkommnisse nach dem Krieg, die Soldaten mit Inselbevölkerungen und Ureinwohnern verschiedener asiatischer Länder erlebten. Dies wird allgemein als Cargo-Kult bezeichnet. Soldaten wurden als Götter verehrt. Es entstanden Mythen vergleichbar denen aus uralter Zeit. Die Geschichte wiederholt sich. Die Zeit schreitet zwar fort, aber unsere Weisheit nimmt nicht zu. Sie duckt sich unter unsere selbst ernannte Vollkommen- und Erhabenheit. Ich stelle mir des öfteren die Frage, wer die Primitivlinge sind, nicht wer sie waren.

Ausblick und Zusammenfassung

Es wird wohl nie mit Sicherheit geklärt werden können, wer Ägypten besiedelt hat. Die Möglichkeiten von Zeitreisen gibt es leider noch nicht. Es müsste phantastisch sein, in die Zeit zurückreisen zu können. Ich glaube, wir würden in unserer Überheblichkeit tief getroffen werden. Es bleibt daher nur die Spekulation aufgrund von Recherchen diverser wissenschaftlicher Disziplinen. Hier wird viel Raum bleiben. Es kann jedoch als realistisch angesehen werden, dass das Volks des Landes Kemet nicht sozusagen aus dem Stand von Dorfhäuptlingen explosionsartig ohne fremdes Zutun zur „Herrenrasse" mutierte. Das schwarze Land war eines der ersten Schmelztiegel der vorgeschichtlichen Zeit, genau so wie Nordamerika Jahrtausende später.

Wir wissen, dass die Urvölker die Schifffahrt kannten. Was spricht gegen die Behauptung, dass sich wassergeschädigte Völker zunächst in alle Windrichtungen – nur weg vom ansteigenden Wasser - zerstoben? Dennoch waren es Völker, die am Wasser gelebt, Fischfang und Ackerbau betrieben hatten. Eine Umstellung wird mehr als schwer gefallen sein. Sie suchten Bekanntes. Zur damaligen Zeit gab es nicht viele große Flüsse, die regelmäßig Hochwasser führten, dabei fruchtbaren Schlamm ablagerten und mehrere Ernten im Jahr bescherten. Europa war stark bewaldet, das Klima noch zu kalt. Freiflächen für den Ackerbau mussten gesucht werden. Nur wenige Landstriche erfüllten die Voraussetzungen. Nicht alle Flüchtlinge werden vom Ausgangspunkt ausgehend in Ägypten angekommen sein. Warum auch? Ein Teil blieb unterwegs hängen, siedelte und vermischte sich mit der einheimischen Bevölkerung. Ein Teil wanderte früher oder später, angereichert um die Kultur des letzten Gebiets, weiter. Die Wege habe ich anhand der Ausarbeitungen diverser Archäologen aufgezeigt. In den jeweiligen Zielgebieten des Zweistromlandes und des schwarzen Landes Kemet entstanden ebenso Hochkulturen, wie im Industal und der Levante, die vom Wasser abhängig eine ernorme Blüte erlebten. Zur Zeit wird Europa wegen seiner Industrie, obwohl diese schon wieder rückläufig ist, von allen Völkern, die in die EU wollen, durchgemischt. Solche Verschiebungen und Schmelztiegel gab es immer und wird es immer wieder geben.

Eins steht für mich jedoch fest: Ohne den vorgeschichtlichen Schmelztiegel Ägypten sähe die Welt heute ärmer aus. Egal wie man zu manchen Erkenntnissen der Forschungen stehen mag, Ägypten war einer ***der*** Kulturträger der Menschheit.

Anmerkungen

1 Grundzüge, S. 5
2 Frühzeit, S. 27
3 ebd., S. 34
4 Wüste, S. 179
5 Sintflut, S. 245
6 Charles Woolley
7 Grundzüge, S. 46
8 Nachrichten d. Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1922, S. 197 - 242
9 Frühzeit, S. 35
10 Götterglaube, S. 24, S. 482
11 Dr. Uhlemann, S. 54 - 75
12 Sumerer
13 Götterglaube, S. 121
14 EFODON-SYNESIS Nr. 9/1995
15 Grundzüge, S. 8
16 Sternzeichen, S. 50
17 EFODON-SYNESIS Nr. 9/1995
18 Grundzüge, S. 22
19 Schlange, S. 129
20 Götterglaube, S. 121
21 ebd., S. 183
22 Uriel, S. 171
23 Götterglaube, S. 183
24 ebd., S. 173
25 ebd.
26 Urgeschichte, S. 13
27 Schlange, S. 234
28 Uriel, S. 88
29 ebd.
30 Grundzüge, S. 13
31 Pyramiden, S. 259
32 ebd., S. 260
33 Uriel, S. 345
34 ebd.
35 Herr, S. 63
36 ebd.
37 Frühkulturen, S. 8
38 Herr, S. 66
39 Ausgabe 54 Nr. 2, März/April 2001
40 Grundzüge, S. 49
41 Urgeschichte, S. 66 § 81
42 ebd., S. 71 § 86
43 Grundzüge, S. 49
44 Frühzeit, S. 105
45 Grundzüge, S. 49
46 Urgeschichte, S. 108 § 129
47 Frühzeit, S. 122
48 ebd., S. 172
49 ebd., S. 197
50 Frühkulturen, S. 8
51 Horusdiener, S. 16
52 ebd., S. 3
53 Horusdiener, S. 4
54 Hannig, S. 822
55 Horusdiener, S. 5
56 ebd., S. 7
57 ebd., S. 10

Quellen

Emery, Walter: Geschichte und Kultur der Frühzeit, München, 1964

Ernst, Dr. Otto: Die Herkunft der Chaldäer, Zeitensprünge Nr. 1/96, S. 69, Hrsg. Illig

Friedrich, Horst: Die Entstehung von Ober- und Unterägypten in diffusionistischer Sicht, EFODON-SYNESIS Nr. 9/1995

Hannig, Rainer: Großes Handwörterbuch Ägyptisch-Deutsch, Mainz 1995

Heinsohn, Dr. Gunnar: Die Sumerer gab es nicht, 1988

Hornung, Erik: Der Eine und die Vielen, Darmstadt 1971

Hsü, Kenneth J.: Das Mittelmeer war eine Wüste, München, 1983

Kees, Hermann: Der Götterglaube im alten Ägypten, Berlin, 1977

Knight, Christopher u. Lomas, Robert: Uriels Auftrag, Bern, München, Wien, 2001

Pitmann Walter, Ryan William: Sintflut - Ein Rätsel wird entschlüsselt, Bergisch-Gladbach, 1999

Scharff, Alexander: Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte, Leipzig, 1927

Scharff, Alexander: Die Frühkulturen Ägyptens und Mesopotamiens, Leipzig, 1941

Sethe, Kurt: Beiträge zur ältesten Geschichte Ägyptens, 1. Horusdiener, Hildesheim 1964

Sethe, Kurt: Urgeschichte und Älteste Religion der Ägypter, Leipzig 1930

Stöber, Harald: Herr der Götter, Düsseldorf, 1987

Uhlemann, Dr. Max: Handbuch der gesamten ägyptischen Altertumskunde - Dritter Teil Chronologie und Geschichte des Alten Ägypten, Leipzig 1858

Verner, Miroslav: Die Pyramiden, Hamburg 1998

West, John Anthony: Die Schlange am Firmament, Frankfurt 2000

Wirth, Helge: Der Ursprung der Sternzeichen, Sept. 2000

Woolley, Charles: Ur in Chaldäa, Wiesbaden, 1956

■

John Langerholc

Ikarus – ein Ballon-Pilot?

Luftgetragene Götter, Engel, Walküren

Unser Leitwort: Niemand zündet ein Licht an und bedeckt es mit einem Gefäße [!] oder stellt es unter ein Bett; sondern er stellt es auf einen Leuchter, damit die Eintretenden das Licht sehen. Denn nichts ist verborgen, das nicht offenbar wird, und nichts geheim, das nicht bekannt werden und an das Licht des Tages kommen wird. (Lukas 8:16-17) (1)

Unser mythologisches Erbe aus der Bronzezeit wird heutzutage völlig verkannt. Die Überlieferung wird in vielfältiger Weise zerredet. So sehen die einen darin naive Personifizierungsversuche von Naturerscheinungen oder die Rentiere des Weihnachtsmannes, die anderen interpretieren die Überlieferung als bloßes Hirngespinst oder als Verblödungsideologie einer Priesterkaste. Wieder andere setzen sogar Götter gleich Völker und wollen darin eine Spiegelung ihrer Wanderungen und Eroberungen entdeckt haben.

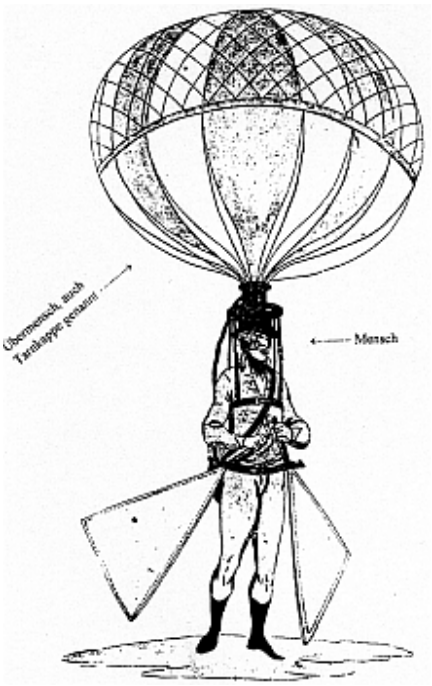
Fast immer wird der damalige Stand der Naturwissenschaft und Technologie übersehen, der sich in den ausgegrabenen Gegenständen und Bildern manifestiert: Klar erkennbare Streitwagen und Schiffe sowie die Metallbeschläge für die Pferde zeugen von einem höheren Können großer Meisterschaft, jedoch werden die Leistungen auf dem metallurgischen Gebiet höchstens als Kunst und Artefakt-Macherei angesehen, die sie lediglich für die größere Glorie ihrer Könige und nichtexistenten Götter betrieben.

Ironischerweise sind es gerade die Naturwissenschaftler, die ihre zum Handwerk gehörende Skepsis am stärksten der Glaubwürdigkeit dieser Berichte entgegensetzen, wohl in erster Linie, weil sie die Priesterkaste als ihren natürlichen Feind ansehen. Und dieser Widerstand wird aufrechterhalten, obwohl ihnen der Schlüssel zur richtigen Deutung schon im ersten Jahr des Physikunterrichts in die Hand gepresst wird, in Form des sogenannten archimedischen Lehrsatzes, wonach ein leichteres Medium — hier Heißluft oder eventuell Wasserstoff — einen Auftrieb erfährt, wenn es sich in einem schwereren bzw. dichteren Medium — hier die normale, nicht aufgeheizte Luft — befindet. Den meisten wird der Zusammenhang während ihrer kurzen Lebenszeit nie klar.

Feuer vom Himmel herab

Ausgehend von der Ballonfahrt und dem Umgang mit Brennstoffen, die bei der Metallurgie eine Selbstverständlichkeit sind, können Berichte von einem Feuerregen auf Sodom und Gomorra aus Pech und Schwefel nicht mehr als unmöglich gelten, vor allem in einem Jahrhundert, in dem man diese Strafmaßnahmen aus Flugzeugen mehrmals mit fortgesetzten Mitteln wiederholt hat. Die Beschreibungen von herabregnendem Feuer in Zusammenhang mit der Auseinandersetzung zwischen Elias und dem Feuergott Ba'al lassen sich ebenso leicht durch die Ballontechnologie erklären wie sein späteres Hinauffahren gen Himmel in einem feurigen Wagen. Aber auch viel früher hat schon der ägyptische Horus die Feinde des Rê aus der Luft erspäht, um sie verfolgen zu können. In einem Bericht aus der Ramessiden-Zeit ist die Rede von der Beseitigung der Libyer:

*„**The great heat of Sekhmet** mingled with their heart, so that **their bones burned** up in the midst of their bodies. The **shooting star** [was] terrible in pursuit of them, while the land was glad and rejoicing at the sight of his valorous deed; the Lord of the Two Lands: Usermare-Meriamon; Son of Re: Ramses III. Every survivor from his hand (fled) to their towns, äs well äs the Delta swamps to his rear. —— was **a mighty torch hurling flame from the heavens** to search out their souls, to devastate their [root] ...“* (Edgerton & Wilson 1936:80)



Mensch und Übermensch

Soldaten im Rückzug versuchen, einen Ballonpiloten aus Assurbanipals Heer abzuschießen

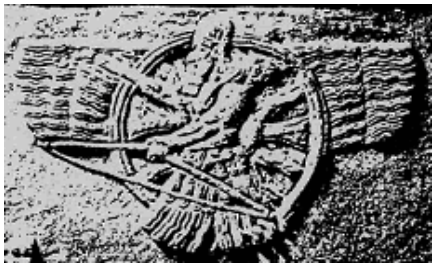
Ein assyrischer Eros. Ein Basrelief schildert Luftunterstützung für die assyrische Infanterie.

Drei der spektakulärsten Schilderungen aus der griechischen Mythologie lassen sich ebenfalls mühelos durch die Ballonfahrt deuten. Für seinen Sohn Ikarus hat Daidalus angeblich ein Paar Flügel hergestellt, der Auftrieb wird jedoch wohl von einem Ballon gekommen sein. Der Sonnenwagen, den Phaeton nicht zu steuern in der Lage war, wird auch eine Kombination gewesen sein, die ähnlich wie die ersten Versuche von Mongolfière ausgestaltet war, nämlich mit Ballon, Korb und Ruder-Flügeln für den Antrieb. Es lässt sich sogar bezüglich des Lärms des Elias-Bericht die Vermutung aufstellen, Turbinenantriebe wären schon damals verwendet worden, etwa nach Art der Dampfmaschine, wie Hero von Alexandrien (2) beschreibt. Der Drachenkampf des Bellerophon auf dem geflügelten Pferd Pegasus, bei dem er dem feuerspeienden Chimära Blei entgegenhielt, das dem Ungeheuer geschmolzen in den Schlund floss, spricht wieder die metallurgischen Kenntnisse an, die von dem Helden wie auch von den Manipulatoren im Drachen wohl geteilt wurden.

Die Behauptung, unsere mythischen Vorfahren hätten schon die Ballontechnologie beherrscht, wird hier nicht zum ersten Mal ausgesprochen. Über der Eingangstür zum Ballonmuseum in Augsburg/Gersthofen befindet sich ein Bild von Ikarus mit der Bemerkung „So fliegen Engel durch die Luft". Waldhauser hat die eine Hälfte eines lesenswerten Hefts dieser These gewidmet und die Beschreibungen von Ballonfahrten durch Menschen aus dem Altertum aufgeführt, von der Sanskrit-Literatur über das Chinesische bis nach Mittelamerika, dann nach Portugal und Frankreich, wo die Ballonfahrt „wiedererfunden" wurde. Als nüchterner Mensch erwähnt er die Götter nicht, gibt aber als Verwendungszweck an, in Verbindung mit den Pyramiden die libysche Hochebene zu bewässern. Hier findet der Bibelexperte wieder Anknüpfungspunkte zu dem syrischen Gott und Wolkenreiter Ba'al, insbesondere in seiner Funktion als Regengott, und der Exotenforscher zu dem analogen mexikanischen Regengott Tlaloc. Wie erinnerlich, der Mendelssohn-Bericht fängt damit an, dass Elias eine dreijährige Dürre voraussagt.

Vorzeitliche Chemie

Es liegt nahe anzunehmen, dass in die Luft steigende Lampions die Menschen zuerst auf die Idee des Heißluftballons gebracht hätten. Mythologische Berichte, wonach antike Zauberer und später die Hexen im Mittelalter Winde in Säcken eingefangen haben, was schon der Äolus beherrscht haben soll, lassen jedoch vermuten, die vorzeitlichen Schmieden hätten mit Gasen experimentiert, die sie z.B. aus der Verkoksung gewonnen haben, insbesondere mit Wassergas, welches typischerweise aus 50 % Wasserstoff, 40 % Kohlenmonoxid und jeweils 5



Ausschnitt: Geflügelter Gott

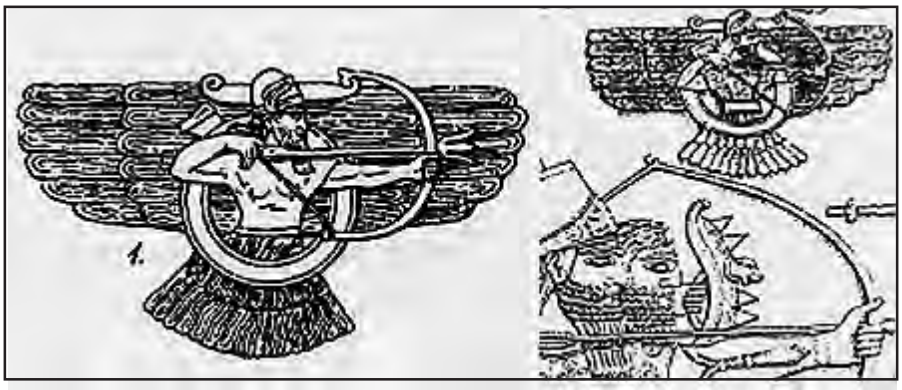
% Stickstoff und Kohlendioxid besteht. Die Reaktion ist denkbar einfach:

$$C + H_2O \rightarrow H_2 + CO$$

Im heißen Zustand müssten manche dieser Säcke bereits in relativ kühlerer Luft einen Auftrieb erfahren haben, was den Schmieden zu denken gegeben hatte. Die Frage, wie viel Opferblut wohl zur Entfernung des Kohlenmonoxidgehalts und damit zur Herausraffinierung von 83-gewichtsprozentigem Wasserstoff verwendet wurde, wird hier nicht weiter diskutiert, doch soll nur tendenziell erwähnt werden, dass neben dem üblichen Abschrecken eines neu geschmiedeten Schwertes im Blut eines lebendigen Schweines — falls kein Sklave zu Hand — Plinius sogar von der Verwendung von Muttermilch in der Schmiedekunde berichtet. Solche Praktiken bestätigt auch die Bibel in einem spektakulären, doch leider in der Sprengstofftechnologie allzu gewöhnlichen Schilderung:

> *„Nadab und Abihu, die Söhne Aarons, nahmen ihre Kohlenpfannen und brachten Jahwe ein ungehöriges Feueropfer dar, das er ihnen nicht geboten hatte. Da ging ein Feuer von Jahwe aus und verzehrte sie, so dass sie vor Jahwe starben."* (Leviticus 10:1-2)

Auch Moses ließ einen Widersacher namens Korach durch eine sehr



Layards Zeichnung bewaffneter geflügelter Gottheiten.

Der indische Ballon-Corps: Udayana schießt auf Samavati.

modern anmutende Gaszündung beseitigen:

> *„Dann ging von Jahwe Feuer aus und verzehrte zweihundertfünfzig Männer, die das Räucherwerk darbrachten.“* (Numeri 16:34)

Kunsthistorische Beweise

In diesem Artikel wollen wir kunsthistorische Beweise für die These anführen, die Ballonfahrt sei nicht nur in der Antike bekannt gewesen, sondern war engstens mit den Machenschaften der Götter verbunden, wie aus der Beschreibung des „Wunderbaums“ (lat. *Ricinus communis)* hervorgeht, den der Herr über Jonah schattenspendend schweben ließ:

> (4:6) *„Und Jahwe Gott bestimmte eine Rizinusstaude, dass sie über Jona emporwachse. Und Jona freute sich sehr über den Rizinusstrauch. Am anderen Morgen aber, als die Morgenröte emporstieg, da entbot Gott einen Wurm, der stach die Rizinusstaude, und sie verdorrte.“*

Später, als die Götter nicht mehr das Schicksal der Menschen bestimmt hatten, sondern die Armeen, entartet dieses zur Militärtechnologie. Als erstes betrachten wir eine Steintafel mit einem Siegesbericht des assyrischen Königs Assur-Nasirpal.

Auffallend ist die stark realistische Darstellung diverser militärischer Hardware, sechsspeichige Räder am Kriegswagen und wirklichkeitsgetreu abgebildete Beschläge auf den Pferden einerseits, andererseits eine darüber schwebende Gestalt, die sich nicht als da liegender Gefallener deuten lässt. Abgesehen von den rätselhaften Flügeln und dem ebenfalls anscheinend flügelhaften Rock ist realistisch ein Bogenschütze abgebildet, der — vermutlich getragen von einem Ballon — den Feind aus der Luft angreifen konnte. Zwei weitere Darstellungen solcher mit beflügeltem Ring ausgestatteten Männer sind aus der assyrischen Kunst überliefert, einer davon ebenfalls mit Pfeil und Bogen, also auch dem assyrischen Ballon-Corps angehörend, der andere anscheinend Opfer vom Fußvolk entgegennehmend. Dies scheint eine weniger liebevolle Ausführung des griechischen Mythos von Eros zu sein, der seine Pfeile aus der Luft verschoss. Abgeleitet davon scheint auch das persische Symbol für den Gott Ahura Mazda, der Nachfolger von assyrischem Assur/Aschur sein dürfte.

Das *horror-vacui-Argument,* wonach der Künstler die leeren Bereiche eines Bildes gänzlich ausgestaltet hat, nur damit kein visuelles Loch entsteht, wird drastisch widerlegt durch zwei spätere, dafür um so realistischere indische Darstellungen, in denen Udayana auf Samavati schießt. Wieder steht der Realismus in scheinbarem Widerspruch zu einem vermeintlichen tausendblättrigen Lotus über dem Kopf des Schützen, der in dieser Darstellung jedoch so wichtig ist, dass er nicht nur die menschlichen Figuren nach unten verdrängt, sondern trunkiert werden musste, weil er sonst gar nicht mehr vollständig in das Bild hineingepasst hätte. Man beachte die zwei senkrechten Stangen bzw. Seile, die den Ballonkörper mit der ringförmigen Basis verbinden, auf welchem der Held steht.

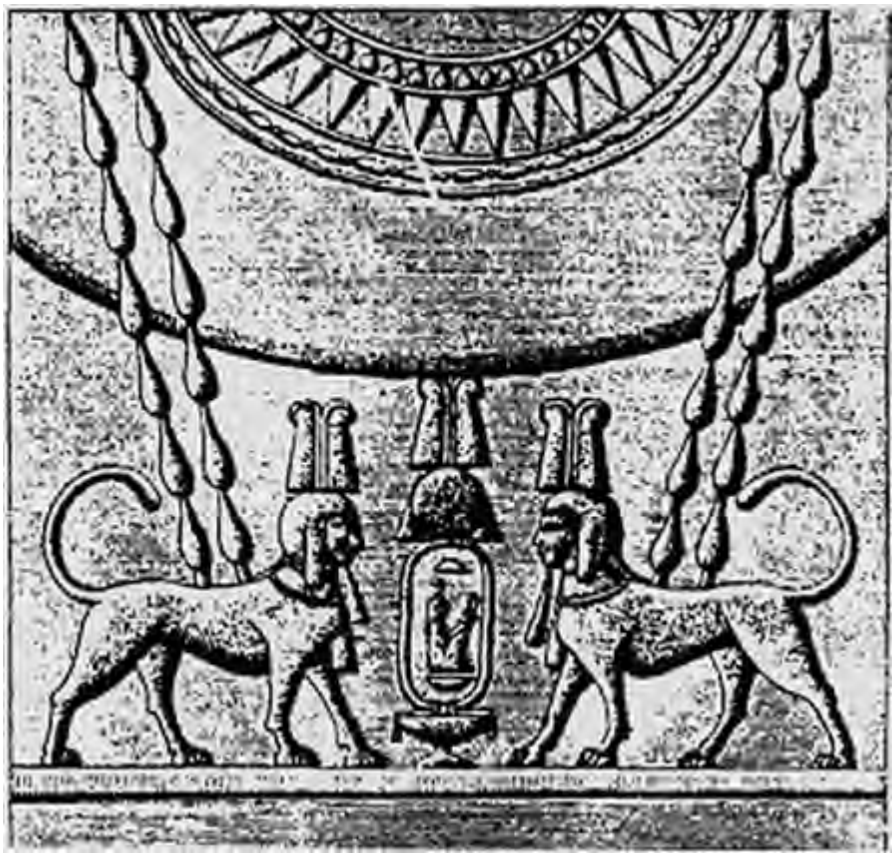
Aus Ägypten kommen weitere Details der Ballonkonstruktion sowie die Verbindung mit dem Sonnengott Ra^{c}, der täglich über den Himmel flog, hier eine Darstellung aus Dendera. Die immer als ein Paar Falkenflügel gedeutete obere Partie scheint eher eine fallschirmartige Haut eines Ballons darzustellen, der im Bild weggeschnitten wurde, um die drei menschlichen Figuren und die Aufhängung der Plattform besser zu zeigen. Zu beachten sind die drei Ketten aus kegelstumpfartigen Gegenständen, die anscheinend eine Verbindung zwischen dem Ballon und einer Gestänge herstellen, mit welcher die Passagiere durch die Luft getragen werden können. Berichte von einem Mantel Jahwes, Miltons rätselhaftes *Fabric of the Heav'ns* („Himmelsstoff') oder eine *vêtement de l'étoile* kommen überall vor. Im Rig Veda 10,129 lesen wir lange vor Schiller von dem Luftraum und dem *gewebten himmlischen Zelt* darüber. Siegfried gibt an, von der *Tarnkappe* getragen worden zu sein, und in Thryms Lied aus dem Älteren Edda bittet Loki, einen Ballon ausleihen zu dürfen:

> *„‚Würdest mir, Freya, dein* ***Federkleid*** *leihen* (Feder, vgl. Ikarus)
> *damit ich den Hammer finden kann?' ...* (2)
> *Da flog Loki, das* ***Federkleid*** *rauschte bis er das Asenland verlassen ...* (4)
> *Berge barsten,* ***die Welt stand in Flammen,*** (brennende Welt, vgl. Phaéthon)
> *Ausfuhr Thor in das Riesenland.“* (21)

In Psalm 104 findet man ein merkwürdiges himmlisches Zusammentreffen von Licht, Feuer und Textilien, die ebenfalls stark an einen Heißluftballon erinnern:

> *„Preise, meine Seele, Jahwe. Jahwe mein Gott wie bist du überaus* ***groß! Gekleidet*** *bist du in Hoheit und Würde, wie ein* ***Mantel*** *umhüllt dich das* ***Licht. Den Himmel*** *hast du ausgespannt wie ein* ***Zelt,*** *deine Wohnung errichtet über den Wassern. Die* ***Wolken*** *machtest du dir zum* ***Wagen,*** *auf* ***Sturmesfittichen*** *fährst du dahin. Zu deinen* ***Boten*** *bestellst du die* ***Winde*** (engl.: angels), *zu deinen Dienern das zündende Feuer“* (vgl. Kesselflicker)

Das nächste Beispiel aus Elephan-

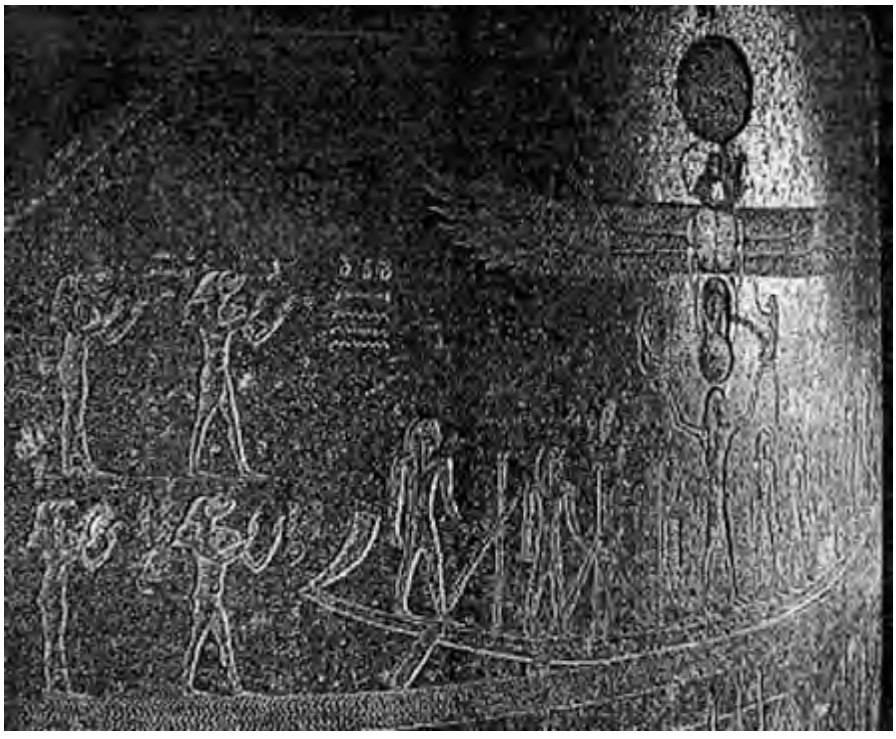


Ein ägyptisches Pektoral zeigt die Kettenaufhängung zweier Sphingen, zwischen denen die Göttin Ma'at in einer pharaonischen Kartusche sitzt.

tine erinnert am ehesten an die Beförderung von auf einem Tier stehenden oder sitzenden Menschen. Schon wieder finden wir die Verbindung zwischen Ballon und Tiergestalten, durch jeweils zwei Stränge hergestellt, die diesmal aus tropfenförmigen Gliedern bestehen. Man wird hier an die ägyptische Überlieferung erinnert, wonach Stahlseile benutzt wurden, um in den Himmel zu steigen. Sieht dies etwas unbeholfen aus, so ist zu bedenken, dass es sich hier nach Auffassung der Ägyptologen um einen Pektoral handelt, also um einen Halsumhang, in dem diese Ketten mit länglichen, auf einer Schnur gereihten Perlen nachgebildet werden. Das Original dürfte überzeugender — und vor allem viel größer — ausgesehen haben. In Asien ist das Tier, auf dem der betreffende Gott reitet, öfter ein Himmelsstier, wie ihn die Göttin Inanna von ihrem Vater ausgeliehen hat, um dem prüden König Gilgamesch den Garaus zu machen, oder wie in der Darstellung von Adad abgebildet. Im phönikischen Beispiel aber ist es eine Raubkatze (Löwe?), die eine entmenschlichte Version der ägyptischen Sphingiden (königliches Symbol) darstellt.

Einige weitere Abbildungen aus Ägypten betonen diese Disproportionalität zwischen dem getragenen Menschen und dem viel größeren Ballon. Den Konstruktionshinweisen am nächsten kommt vielleicht das folgende Bild, in dem die Antriebsflügel ausgebreitet sind, der Pilot auf einer „Solarbarke" steht, und die Verbindung zum Ballon durch den rätselhaft göttlichen Mistkäfer hergestellt wird. Man vergleiche mit den bekannten Zeichnungen der ersten französischen Modelle. Nach Graves (1956:117 §29.2) ist ein königliches Aufsteigen himmelwärts auf Adlerrücken eine weitverbreitete religiöse Phantasie, die Aristophanes karikiert, indem er seinen Helden auf dem Rücken eines Mistkäfers gen Himmel steigen lässt. Natürlich ist der Witz hier nur ein scheinbarer, abgeleitet von jenem kryptischen ägyptischen Vorbild. Die Seele des keltischen Helden Llew Llaw im *Mabinogion* flog ebenfalls als Adler zum Himmel hinauf und der babylonische Held Etana (vgl. Athene, Óðin/Wotan) fuhr himmelwärts in Richtung des himmlischen Hofes Ischtars, jedoch fiel er wie Ikarus in das Meer und ertrank.

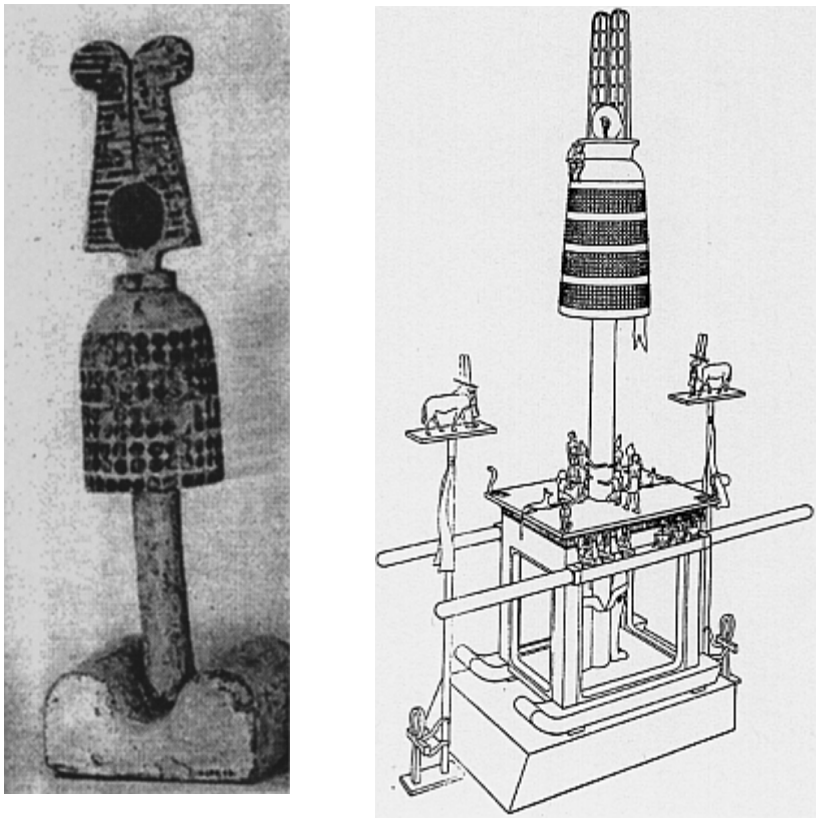
Ein sehr aufschlussreiches Kunstwerk ist der im Tempel des Ramesses I. zu Abydos abgebildete, zwischen 1310 und 1300 v.Chr. datierte fernsehturmähnliche Fetisch, den Winlock (1921:17) rekonstruiert, um uns davon zu überzeugen, dass es sich hier nicht um ein bloßes Phantasieerzeugnis, sondern um einen tatsächlichen dreidimensionalen Gegenstand handelt. Die zwei horizontalen Stangen und die Gleitkufen machen seine Deutung verständlich, der Fetisch sei zu Paradezwecken wie eine Sänfte ge-



Eine Andeutung der näheren Konstruktionshinweise könnte diese Szene liefern

tragen worden. Die dazu im Vergleich winzigen menschlichen Figuren auf der Plattform lassen auf eine Hinunterskalierung des Maßstabs schließen, wobei der oben befindliche Fingerhut eventuell noch viel stärker verkleinert worden sein kann als die Figuren. Winlock deutet den Fetisch als Darstellung des Gottes Osiris (3) selbst aufgrund der aus ihm hervorgehenden „tatsächlichen Worte des Osiris, namentlich genannt und mit den zwei Beinamen ‚das gute Geschöpf' und ‚der erste der Westlichen' dieses Gottes versehen. Sonst wo wird er noch eindeutiger als Osiris selbst bezeichnet." (I.e. S. 15) Weniger nachvollziehbar ist jedoch seine Deutung des Fingerhuts bzw. „Bienenwabe" als Perücke, schon wegen ihrer vollkommenen Rotationssymmetrie, was weder sinnvoll wäre noch den anderen bekannten Osirisdarstellungen entspricht. Die Primärbedeutung wird eher die Ballonhaut sein, wobei eine Freudsche Verdichtung mit einer Perücke und der darauf befindliche Kobra-Kranz auch eine Sekundär-Möglichkeit darstellt. Der Maibaum in der Mitte wird eine Verlegenheitslösung der Tatsache darstellen, dass das Modell nicht schwebefähig war, wie der viel größere, echte Original-Ballon, der den Gott bzw. seine äußere Erscheinungsform darstellt. An dessen Stelle wird im Original eher ein Seil oder eine Kette zu finden gewesen sein, das oder die das untere Gerüst, das manchmal mit der „heiligen Barke" ersetzt wurde (S. 16), durch die Luft zu tragen imstande war.

Ein Ballon vom Aussehen einer menschlichen oder tierischen Figur zeichnet sich oft durch ein aufgeblasenes Aussehen aus, wie eine Playboy-Puppe. Die Kopflastigkeit vieler Kunstgegenstände, wie z.B. dieser ägyptische Löffel, in dem schon wieder Verbindungsstangen bzw. -seile zwischen dem Ballon und der Basis, auf der die Walküre steht, zu sehen sind, ergibt sich aus dieser Disproportionalität.



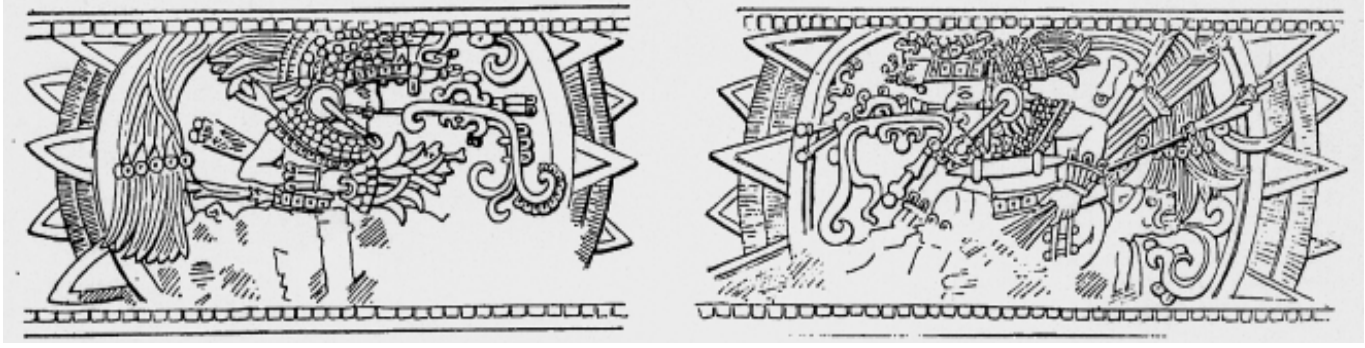
Fetisch aus dem Tempel des Ramses I., den Gott Osiris darstellend

In Mittelamerika ist die Lage ähnlich: Man findet einen merkwürdig aufgeblasenen Quetzalcoatl, die scheinbar einen Menschenschädel am Gürtel trägt. Hier ist nicht ausgeschlossen, dass es sich um einen maskierten Piloten handelt, wie in der oben gezeigten Horus-Statue. Ein Duell ist offenbar in dem Relief aus Chichén Itza in Mexiko abgebildet. Man beachte hier wieder den Ring und die merkwürdigen Zacken, wie sie auch in der Zeichnung aus Elephantine erscheinen. Ein Steuereintreiber, dem gerade u.a. ein herausgeschnittenes Herz präsentiert wird, scheint bäuchlings geflogen zu sein.

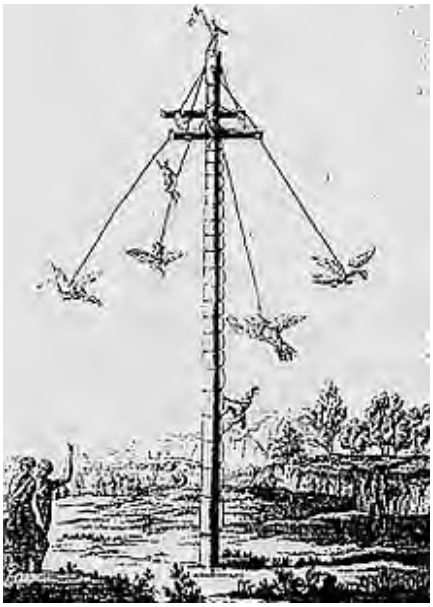
Schusswechsel im Himmel

Aus Chichén Itza finden wir eine Darstellung eines Schusswechsels zwischen zwei rivalisierenden Ballonpiloten:

Eine Entartung dieser Erscheinungen kann sowohl für die Alte als auch für die Neue Welt nachvollzogen werden. Eine Darstellung der dreifältigen Göttin aus Syrien zeigt noch schematisch den Ballon über dem Kopf der mittleren, während die ägyptische Göttin bloß noch ein Kondensat trägt, einen für den Uneingeweihten unverständlichen Kopfputz, den wir weiter oben auf der „Perücke" von Osiris gefunden haben. Zu beachten ist hier die liegende (Mond-) Sichel, die auch in zwei weiteren Beispielen zu sehen ist. In der



Schusswechsel im Himmel, aufgezeichnet auf den Wänden in Chichen Itza



Im Volador-Spiel in Mittelamerika finden wir noch die Erinnerung an ein Trainingszentrum für „Zug"-Vögel.

nachfolgenden christlichen Tradition steht Maria häufig auf einer solchen Sichel. Viele Zwischenstufen, von einem Ballonattrappenrucksack, um den Feind im Krieg zu erschrecken, über komplizierte Kopfputze bis hin zum Federschmuck vom Rothauthäuptling wurden in Mittelamerika von Seler gesammelt.

Wie die chinesische Legende von einem Kaiser berichtet, der sich von vier Adlern gezogen um die Welt herum tragen ließ, so finden wir im Volador-Spiel in Mittelamerika noch die Erinnerung an ein Trainingszentrum für solche „Zug"-Vögel.

Göttliche Grausamkeiten

Daher müssen wir solche Geschichten wie das Abschneiden der Flügel von Marsyas oder die Entfernung der Sehnen aus Zeus nicht als schmerzhafte, menschlich-anatomische Eingriffe verstehen, sondern lediglich als das Entfernen von Ballonfahrt-Accessoires. Die Zerstückelung von Osiris in der ägyptischen Mythologie und das Entzweischneiden von Tiâmat/Yima werden uns verständlicher, wenn wir diese Gottheiten als große Ballons deuten, und wenn Tod und Auferstehung (Götterdämmerung) nichts biologischeres bedeutet als eine Abkühlung der darin befindlichen Luft und eine Wiederaufheizung, vielleicht mit einem schlangenmäßigen Hautwechsel, um die Unsterblichkeit zu implementieren.

Cantate Dominum Canticum Novum

Kann man eine solche Technologie verschwinden lassen? Programmatisch dazu haben wir den Ausspruch eines Jesuiten, wonach „Gott nicht zulassen würde, dass die Menschen flögen, sonst könnten sie Sachen auf die Köpfe anderer herab werfen". Aber von der einstigen einseitigen Entwaffnung wird schon in der Bibel berichtet:

> *„Er beseitigte auch die Rosse, die die Könige von Juda zu Ehren der Sonne am Eingang zum Tempel Jahwes bei der Zelle des Kämmerers in den Anbauten aufgeteilt hatten und verbrannte den* ***Sonnenwagen*** *im Feuer."* (II Könige 23:11)

Um die Revision der Geschichte nach Cyrus von Persien vollständig zu machen, werden wir angehalten: „Doch denkt nicht mehr an das, was früher geschah, schaut nicht mehr auf das, was längst vergangen ist" (Jesaja 43:18). Da man aber inzwischen bereits viel potentere Mittel entwickelt hat, um unsere Stammesstreitigkeiten auszutragen, muss man sich fragen, ob es wirklich unser Bestreben sein sollte, weiterhin zu verheimlichen, dass die früheren Menschen schon einmal fast so weit waren wie wir.

Anmerkungen

(1) (Markus 4.21 hat an dieser Stelle den sprichwörtlichen „Scheffel", der nach Kluge „ein ziemlich großes Maß" darstellte „zwischen 50 und 250 Liter". Hier ist das Vorbild offenbar eine Ballonhaut mit der Heizquelle, die das ganze in die Luft bringt, nachdem die darin enthaltene Luft erhitzt worden ist.)

(2) dessen aktive Zeit verschiedentlich zwischen dem 3. vorchristlichen Millennium und A.D. 120, also zu Römerzeiten, geschätzt wird.

(3) Ägypt. *wsir,* scheinbar aus *wsr* „mächtig", jedoch anscheinend kognat mit assyrisch Aschur, dem weiter oben begegneten Ballongott, auch im Zusammenhang mit Asar, einer anderen Form des babylonischen Marduk gebracht, der in der Luft ein Monstrum namens Tiâmat besiegte und darauf zum König gemacht wurde. (Lexikon der Ägyptologie)

Literatur

Däniken, Erich v. (1968) Erinnerungen an die Zukunft: Ungelöste Rätsel der Vergangenheit, Düsseldorf, Wien

Edgerton, William F. and John A. Wilson (1936) Historical Records of Ramses III: The Texts in Medinet Habu, Volumes I and II, translated with explanatory notes, Chicago

Elliot Smith, G. (1919) Dragons and Rain Gods Bullettin of the John Rylands Library, Manchester

Erman, Adolf (1923) Die Literatur der Ägypter: Gedichte, Erzählungen und Lehrbücher aus dem 3. und 2. Jahrtausend v.Chr., Leipzig

Gordon, Cyrus H., The Common Backround of Greek and Hebrew Civilizations, New York

Graves, Robert (1957) The Greek Myths 2 vols., Baltimore

Irwin, Constance (1963) Fair Gods and Stone Faces, New York

Jung; Carl Gustav ([l968]1980) Psychology and Alchemy Second edition, completely revised. Paperback edition 1980

Kramer, Samuel Noah (1956) From the Tablets of Sumer: Twenty-Five Firsts in Man's Recorded History, Indian Hills

Muscarella, Oscar White (ed. 1981) Ladders to Heaven: Art Treasures from Lands of the Bible, Toronto

Pritchard, James B. (1955 ed) Ancient Near Eastern Texts Relating to the Old Testament IInd ed. Princeton

Straub, Heinz (1984) Fliegen mit Feuer und Gas, Aarau, Stuttgart

Ullman's Encyclopedia of Industrial Chemistry, 5th ed. Weinheim: VCH Verlagsges. (1986)

Vandersleyen, Claude (1975) Das Alte Ägypten, Berlin

Waldhauser, Hermann (n.d.) Technik der Vorzeit, Seevetal (Maschen)

Waldhauser, Hermann (1976) Regenzauber der Pharaonen, Behamberg

Winlock, H. E. (1921) Bas-Reliefs from the Temple of Ramses at Abydos, New York

Woodman, Jim (1977) Nazca, the flight of Condor I, New York

■

Anm. d. Red.:

Aus technischen Gründen konnten einige spezielle Schrift-Sonderzeichen nicht korrekt wiedergegeben werden.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/weitere/SY5734 Ehmer-Schiffe auf dem Zeitmeer.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/prahl/SY5738 Prahl-Riesen.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/weltraum/apollo/SY5740 Merker-Verwirrspiel.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/pyramiden/weitere/SY5741 Ernst-Zimmermann - Chufu-Kartusche.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Waren die APOLLO-Landefähren Raumfahrzeuge - oder nur Modelle?

© 2003 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 3/2003 und Magazin2000plus Nr. 8/2003

„Viele von uns können es trotzdem nicht glauben, dass das Ziel, das wir uns 1961 setzten, erreicht wurde“

(NASA-Mitarbeiter George Low nach der erfolgreichen Wasserung der APOLLO 11-Kapsel im Pazifik [NASA: „Apollo Expeditions to the moon“, Chapter 11.7])

Das Äußere

Betrachtet man sich auf den Fotos der APOLLO-Missionen die Mondlandefähren (LM), so müssen allein aufgrund ihres Aussehens Zweifel aufkommen, ob mit diesen lieblos zusammengeschusterten Geräten überhaupt ein Raumflug möglich war. Die Landefähren erzeugen schon rein optisch gesehen kaum den Eindruck der Flugfähigkeit. Insbesondere die Retrokapsel von APOLLO 16 erweckt den Eindruck, als ob die NASA für die Mond-Missionen immer das selbe Pappdeckel-Modell hergenommen hätte, das bis zur Mission 16 bereits arg gelitten hatte.

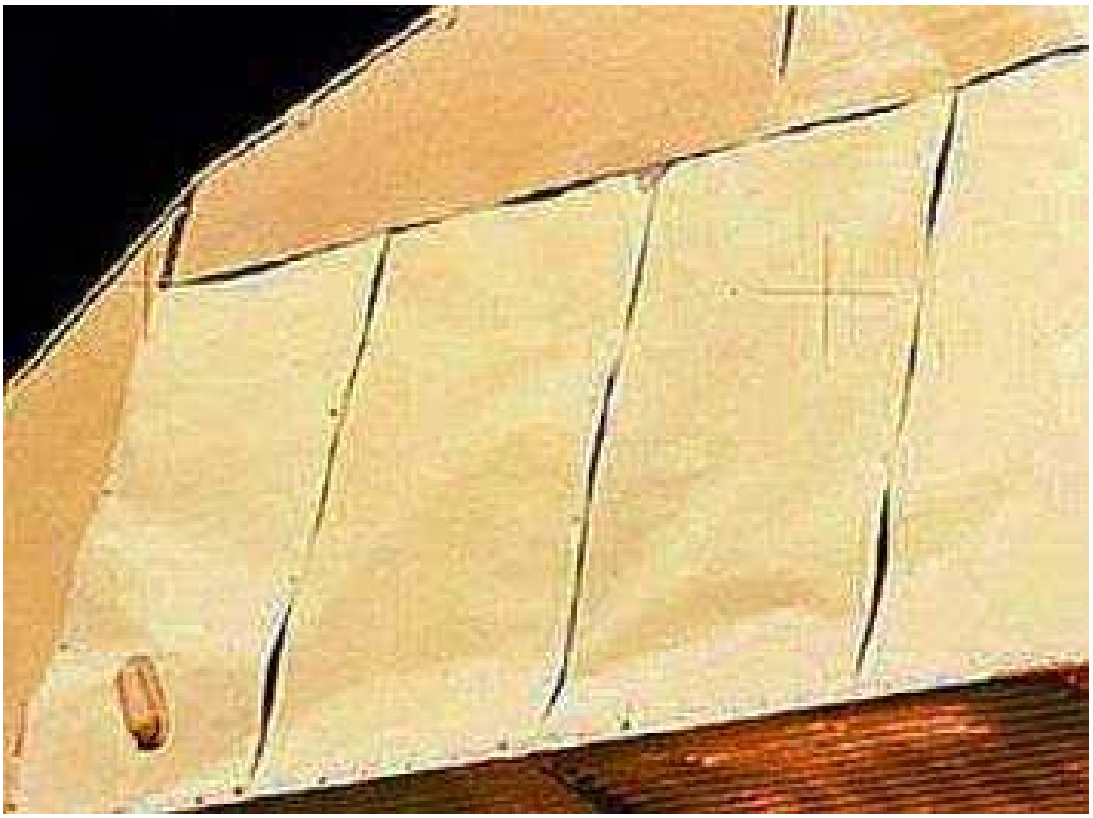
Betrachten Sie sich einmal dieses Vehikel genauer: ein lieblos zusammengeschustertes Modell, mit dem Astronauten durch das All geflogen sein sollen. Mit offenen Augen betrachtet: Wer soll das glauben? Man beachte beispielsweise die zerbeulten Blechteile, insbesondere das Ableitblech unter dem Korrekturtriebwerk.

Das Haupttriebwerk unter der Fähre weist keinerlei Hitzeverfärbungen auf, obwohl es bis zur

Landung längere Zeit gearbeitet haben muss. Und weiterhin: Beachten Sie, in welch unmöglichem Winkel der Laserreflektor (links, neben der Ausstiegsleiter) aufgestellt ist! (APOLLO 12, Ausschnitt aus Bild-Nr. as14-66-9277)

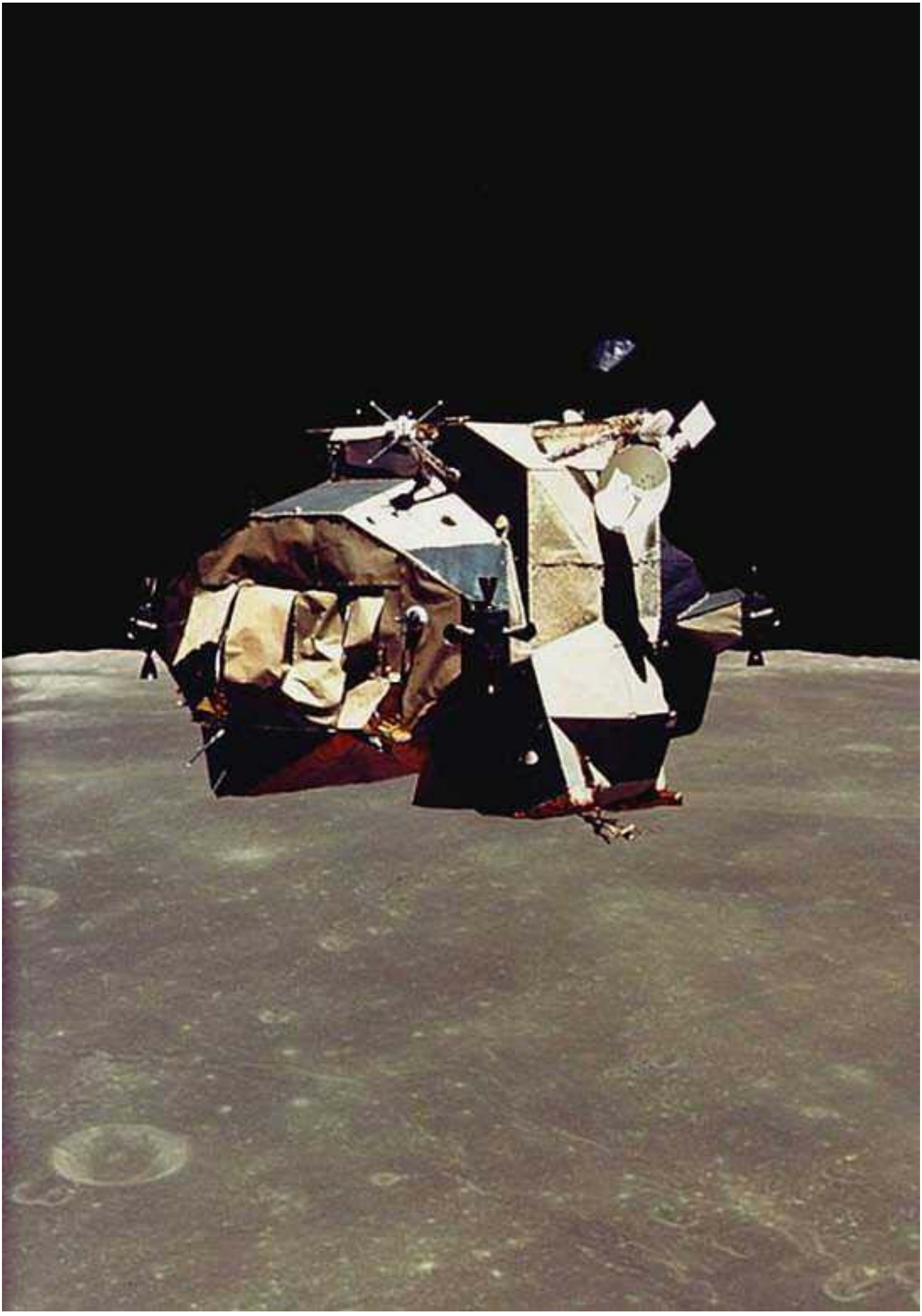
Auf einer ganzen Reihe von Fotos, auf denen APOLLO-Service-Module oder Landefähren vor der Mondoberfläche zu sehen sind, stimmen die Schatten nur mangelhaft überein. Die Helligkeitswerte stimmen ebenso wenig überein, die Schatten auf den Modulen sind in ihrer Intensität dunkler als vergleichbare Schatten des Mondes. Dieser Effekt tritt eigentlich nur auf, wenn Objekte in ein vorhandenes Foto einkopiert werden. Auf diese Weise hat man übrigens eine ganze Reihe von sogenannten UFO-Fotos als Fälschungen entlarven können.
Von den Fähren gibt es weder ein Foto noch eine Videosequenz, auf denen ein arbeitendes Haupttriebwerk zu sehen ist. Und das bei sieben Missionen, bei denen jeweils die Fähre in der Mondumlaufbahn abgekoppelt und durch ein Rendezvous-Manöver wieder angekoppelt wurde. Auch dieser Umstand erscheint zumindest merkwürdig, zumal bei den Aktionen „auf der Mondoberfläche“ die belanglosesten Steinchen vielfach fotografiert wurden und hunderte Fotos bei den Roverfahrten aufgenommen wurden, auf denen im Prinzip immer dasselbe Bild zu sehen ist.
Bei näherer Betrachtung erwecken die Fähren den Eindruck, als sei hier mit Sperrholz, Pappe und Plastikfolie gearbeitet worden. Mit der Entwicklung und dem Bau solcher Geräte wurden jedoch ganze Industriekomplexe beschäftigt. Waren sie etwa nicht in der Lage, ein besseres Fluggerät zu konstruieren? Wohin sind eigentlich die ganzen Entwicklungsgelder geflossen, wenn nachher nur ein solch mickriges Gestell herauskam? Was wurde mit den Geldern eigentlich wirklich konstruiert? Die von den damaligen Sowjets fertig entwickelte und gebaute Mondlandefähre, die jedoch nicht zum Einsatz kam, sieht im Vergleich zur APOLLO-Landefähre robust und massiv aus. Die sowjetische Variante besaß auch nicht - wie die APOLLO-LM - nur ein einziges Haupttriebwerk, das eine Steuerung des Gerätes so gut wie unmöglich macht, sondern gebündelte Düsenanordnungen.

Ein zerknittertes Abgas-Ableitblech von der APOLLO-17-Fähre (Ausschnitt aus Bild-Nr. as17-134-20463)



Die zerbeulten Verkleidungsplatten der Fähre von APOLLO 17. Handelt es sich hierbei überhaupt um Metallplatten? Es scheint vielmehr Pappdeckel zu sein, der sich unter Feuchtigkeitseinwirkung verzogen hat (Ausschnitt aus Bild-Nr. as17-134-20463)

Detailaufnahme der Landefähre von APOLLO 15: Für wie naiv werden wir eigentlich gehalten? (Ausschnitt aus NASA-Bild Nr. as15-87-11841)



Sieht so etwa ein Raumschiff aus? Die Retrokapsel im Flug vor dem Andocken an das

Kommandomodul von APOLLO 16. Wer soll eigentlich glauben, dass dieser Trümmerhaufen im All geflogen ist? (Ausschnitte aus as16-122-19533)

Im Raumfahrt-Museum in Washington, D.C. steht übrigens u.a. eine der Landefähren in einer nachgebildeten Mondlandschaft. Betrachtet man sich dieses mehr als zerbrechlich aussehende Vehikel, so müssen ernsthafte Zweifel an der Raumtüchtigkeit der Fähren aufkommen!

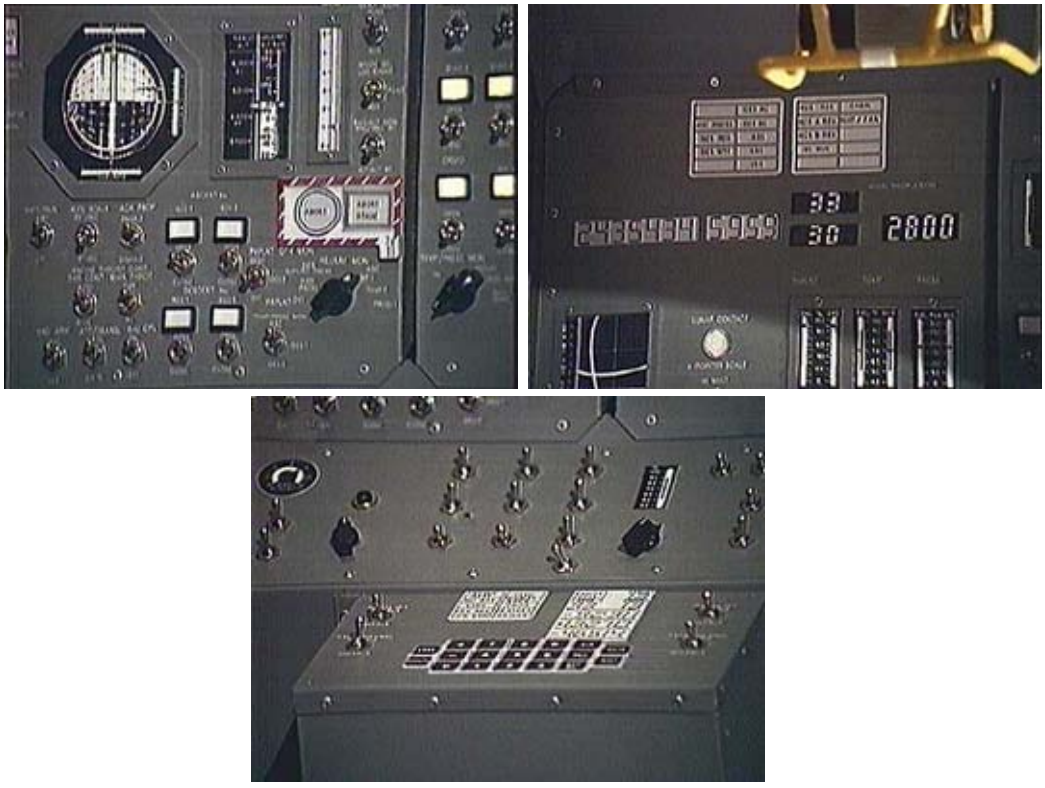
Ausschnittsvergrößerung aus dem NASA-Foto as16-122-19533: Durch welche Gewalteinwirkung wurde die Verkleidung der Fähre eigentlich so sehr demoliert? Davon war niemals die Rede. Und wie konnte ein solch beschädigtes Gerät noch die Innenluft halten?

Warum war eigentlich die Ausstiegsluke der Fähren (es war - im Gegensatz zu der sowjetischen Mondlandefähre - keine Schleuse eingebaut) so klein ausgelegt, dass sich ein Astronaut mit Lebenserhaltungssystem nur mit größeren Problemen hindurch zwängen konnte? Wäre nur ein einmaliger Ein- oder Ausstieg vorgesehen gewesen, könnte man das ja noch akzeptieren. Aber die APOLLO 17-Astronauten mussten beispielsweise mehrere Male ein- und aussteigen. Und jedesmal bestand die Gefahr, dass Teile des Lebenserhaltungssystems beim Durchzwängen durch die enge Öffnung beschädigt werden. Es gibt zwar auch Aussagen von APOLLO-Kritikern, die Luke sei in ihren Abmessungen viel zu eng gewesen, dass die Astronauten mit ihren Lebenserhaltungssystemen hindurch gepasst hätten. Da ich in den NASA-Unterlagen jedoch keine Maßangaben für die Lukengröße bzw. die Abmessungen des Lebenserhaltungssystems einschließlich des Astronauten finden konnte, sind diese Aussagen mit Vorbehalt anzusehen. Tatsache ist jedoch, dass eine Passage durch die Luke zumindest sehr beschwerlich gewesen sein muss.
Betrachten Sie sich einmal unvoreingenommen die Fotos der Fähren, die ich auf diesen Seiten zeige, und dann entscheiden Sie selbst, ob es sich bei diesen Vehikeln wirklich um vakuumfeste, weltraumtaugliche Fahrzeuge handeln könnte! (Es handelt sich hier nur um eine Auswahl, prinzipiell könnte man jedes Fährenfoto anführen).

Wo ist der Computer an Bord der Landefähren?

Wie bekannt, schaltete Armstrong beim Landeanflug der Fähre von APOLLO 11 die Computersteuerung aus und landete manuell, weil die Fähre sonst angeblich in einem Krater

gelandet wäre. Dieser Vorgang ließ mir keine Ruhe, denn wir wissen schließlich, wie es damals mit den Computern bestellt war, die damals teilweise noch als „Elektronengehirne“ bezeichnet wurden (der berühmte Heimcomputer Commodore C64 kam erst etwa Anfang der Achtzigerjahre auf den Markt). Als ich Anfang der Siebzigerjahre meinen ersten „Taschenrechner“ für einen horrenden Preis gekauft hatte, war das ein unförmiges Ding mit Leuchtanzeige, das gerade mal die Grundrechenarten beherrschte. Speichern konnte man damit noch nicht, dafür war aber der Batterieverbrauch sehr hoch.
Beim Betrachten der Fähren-Inneneinrichtung stellte ich fest: Die gesamten Elemente sind, der damaligen Technologie gemäß, als maßgeschneiderte Bedientafeln (wohl aus Blech) auf einer Rahmen-Halterung angeordnet und einzeln verschraubt worden. In diese Bedientafeln sind die jeweiligen Schalter und einzelnen Anzeigeinstrumente durchaus sinnvoll zueinander einzeln angeordnet. Man verwendete vorzugsweise Kipp- oder Knebelschalter, wie sie in der damaligen (Radio-/Labor-) Elektrik bzw. Elektronik üblich waren. Als Anzeigen verwendet man entweder Digital-Anzeigen oder großflächige, flache Anzeigefelder, oder entsprechende vergleichbare Analog-Instrumente in Einzel-Anordnung, eindeutig erst die Vorgänger von Bildschirmen!



Oben: Detailaufnahmen des LM-Schaltpultes.

Unten: Das Innere der Landefähre mit dem Kontrollpult. Man beachte auch die Gummiseile im Vordergrund, mit denen sich die Astronauten „anschnallten“ (NASA).

Im oberen Teil des Vorbaus befinden sich zwei Digital-Anzeigefelder. Darunter liegen (flache) Lampenfelder. Die Anzeigefelder sind eine frühe Form von LCD-Feldern und können nicht näher spezifiziert und zugeordnet werden. Die Zuordnung besorgen die flachen Lampenfelder. Man beachte die gerade noch erkennbare Symbolik auf den Lampenfeldern.
Weiter zum Vorbau: Jeweils rechts und links sind je zwei übereinander liegende beschriftete Kippschalter angeordnet. Diese Kippschalter beziehen sich auf die außen liegenden flachen Lampen.
Alle Bedienelemente im Teil oberhalb des Vorbaus sind unbeschriftet. Das ist auch nicht nötig, denn sie sind dem mittleren Teil der flachen Lampenfelder zugeordnet. Links oben befindet sich eine runde Skala mit einem Drehknopf. Das ist das typische Äußere für einen Stellwiderstand bzw. ein Potentiometer. Hierbei handelt es sich um ein *analoges* Eingabegerät, das mit keiner Computer-Eingabe harmonieren kann!
In den nächsten Reihen befinden sich neben den üblichen Kippschaltern auch zwei Knebelschalter (unten). Oberhalb des rechten Knebelschalters befindet sich eine Pegelanzeige (die längliche Rechteckform), ein rein analoges Ausgabegerät, das von keinem Computer direkt ansteuerbar ist.
Was in der Landefähre untergebracht wurde, ist eine alte, konventionelle, ziemlich unsichere Steuerung. Alle Befehle wurden weitgehend über Kippschalter gegeben. Analoge Signale wurden teilweise durch Digitalanzeigen angezeigt, *analoge* Eingaben über Dreh-Widerstände vorgenommen.
Anhand der bildlichen Darstellung lässt sich einwandfrei rekonstruieren, dass das LM konventionell und zum Teil „von Hand“ gesteuert wurde, denn Computer gab es damals allenfalls in Form von „Großrechenanlagen“ von IBM, und die waren in der kleinsten Ausführung so groß wie das ganze LM! Für zeitkritische Befehle verwendete man eine integrierte Zeitschaltung, wie die Digitalanzeigen zusammen mit der hellen Drucktaste beweisen. Die Steuerung (Zündung der einzelnen Korrekturtriebwerke) geschah manuell per Hand mittels einer Art „Joystick“ (links neben der Mittelkonsole).

Fazit: In den Landefähren war mit absoluter Sicherheit kein wie auch immer gearteter Computer eingebaut! Das LM enthält absolut nichts, was man im entferntesten Sinn als

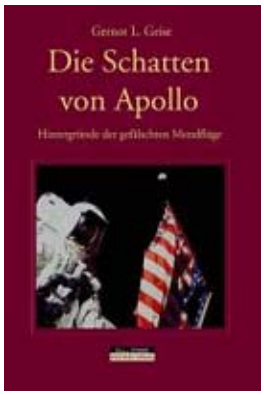
Computer bezeichnen könnte, nicht einmal eine Vorstufe davon! Die NASA hat ein weiteres Mal gelogen.

Während die APOLLO-Kritiker bisher nur belächelt oder als „Verschwörungstheoretiker“ und „Spinner“ bezeichnet wurden, was zum Teil auch daran lag, dass ihre vorgebrachten Widersprüche zum Teil an den Haaren herbei gezogen und relativ einfach zu widerlegen waren, zeichnet sich inzwischen ab, dass es bei dem APOLLO-Projekt tatsächlich nicht mit rechten Dingen zuging.

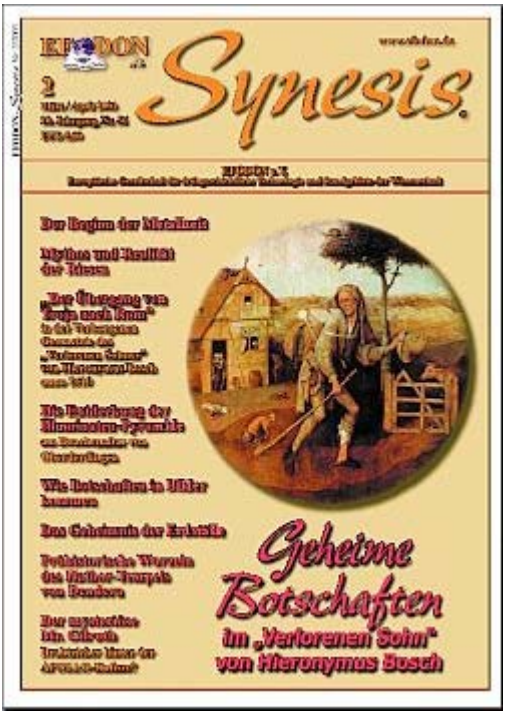
Und dass die NASA ihre Fälschungstradition bis heute beibehält, hat sie noch 1996 bewiesen, indem sie der Welt lauthals als Sensation darlegte, sie hätten in einem Meteoriten, der in der Antarktis gefunden worden war und angeblich vom Mars stammen soll, Lebensspuren entdeckt. Diese „Sensation“ war der „Aufhänger“, um die benötigten Geldmittel für die beabsichtigte PATHFINDER-Mission zum Mars vom US-Kongress zu erhalten. 1997 gab dann Präsident Bill Clinton vor der erheiterten Presse zu, dass es nur ein PR-Gag war: *„Stellt euch vor, wir sagen, es gäbe Leben auf dem Mars. Das haben wir gemacht, und ihr habt es uns tatsächlich abgekauft!“.* Die Parallelen zum APOLLO-Projekt sind überwältigend!

Literatur

Gernot L. Geise: „Die dunkle Seite von APOLLO. Wer flog wirklich zum Mond?“, 4. Auflage, ISBN 3-89539-607-9, Peiting 2002
Gernot L. Geise: „Die Schatten von APOLLO. Hintergründe der gefälschten Mondlandungen“, ISBN 3-89539-619-2, Peiting 2003



sy56.jpg %d×%d pixels



Der Beginn der Metallzeit

© Uwe Topper, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2003

Durch die Erfindung des Metallgusses bekam die Entwicklung der Menschheit eine völlig neue Richtung. Dieser hochinteressante Augenblick ist in der Geschichtsschreibung bisher ziemlich vernachlässigt worden. Zwar haben die archäologischen Grabungsergebnisse viele Einzelheiten ans Licht gebracht, doch eine Zusammenfügung steht noch aus. Erst durch den Gesamtblick kann ein besseres Verständnis für das Werden des Kulturmenschen, besonders unserer eigenen Hochkultur, erzielt werden. Die Verbindung der archäologischen Funde mit den Sagen der antiken Mittelmeervölker sowie unseren eigenen Überlieferungen ergibt ungewöhnliche Einsichten in die Vorgänge, die beim Übergang von der Steinzeit zur Metallzeit in Eurasien stattfanden.

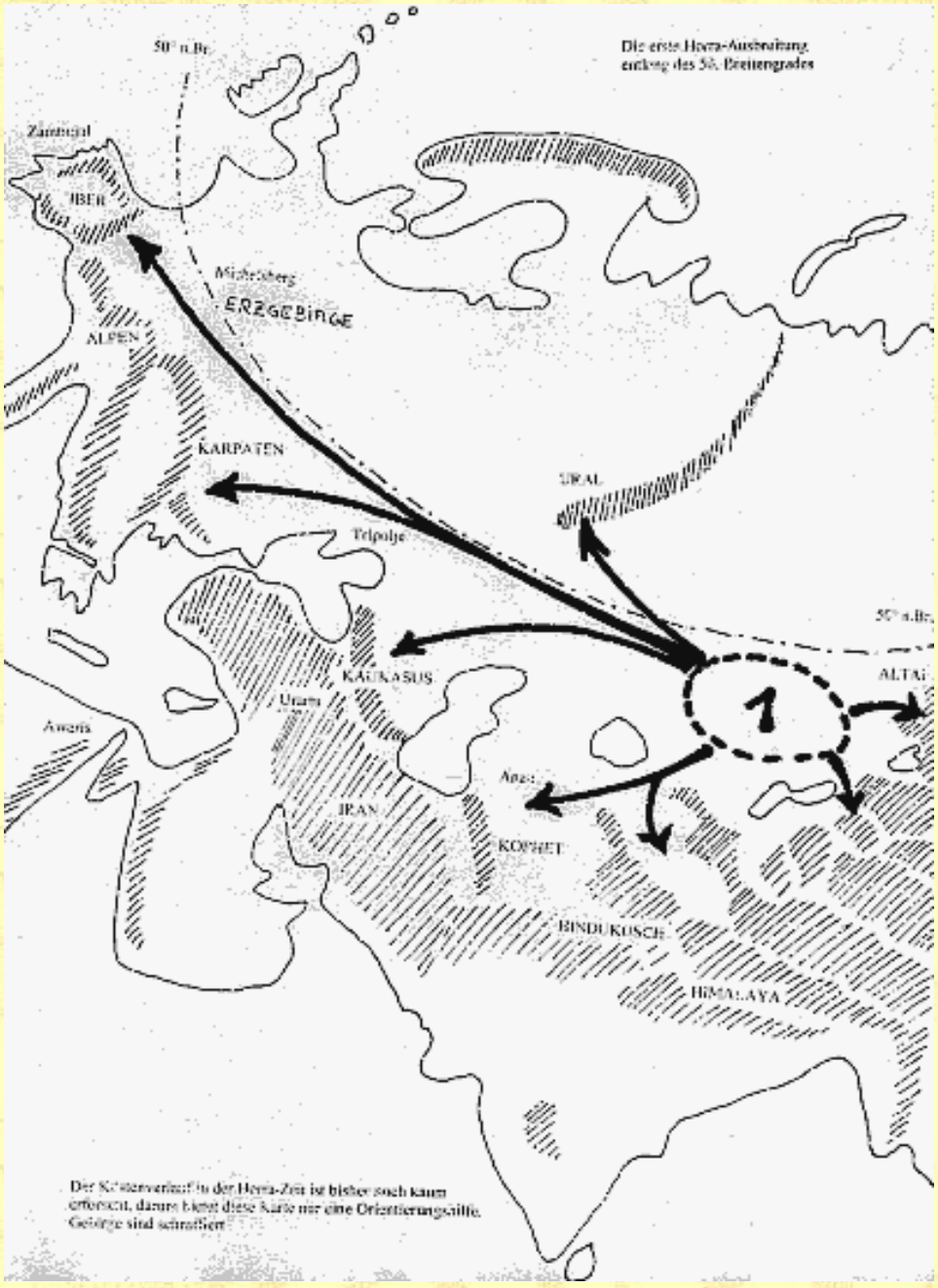


Abb. 1 Kartenzeichnung: Die erste Horra-Ausbreitung entlang des 50. Breitengrades

Die frühen Festungen

Als Musterbeispiel für den Beginn der Metallzeit kann eine kupferzeitliche Siedlung in Portugal, Zambujal, gelten, die durch portugiesische und deutsche Archäologen vorbildlich ausgegraben und veröffentlicht wurde. Dieser Handelsposten der ersten Metallhändler sieht aus wie jeder andere dieser Zeit im ganzen Mittelmeergebiet. Eine weitreichende Verbindung über das Meer mit ähnlichen Handelszentren ist durch die dort gefundenen Gebrauchsgegenstände nachweisbar. Die Rohstoffe stammten aus ganz Europa, Nordafrika und Westasien. Es scheint, dass die Ausrichtung auf die Seefahrt für die gesamte Kupferzivilisation kennzeichnend ist. Man darf folgern, dass die frühen Schmiede gute Seefahrer waren und auch die politische Herrschaft über das Meer ausübten; sie müssen sich vor feindlichen Flotten oder einzelnen Seeräubern sicher gefühlt haben.

Die Anlage der Festungen auf herausragenden Felsen in Meeresbuchten zeigt, dass man von See her keine Angreifer fürchtete, wohl aber vom Lande her, denn die stärksten Mauerzüge befinden sich auf dem Sattel zum Land, meist in mehrfacher Staffelung. Auch die geniale Anlage des »Zwingers« von Zambujal ist eindeutig gegen den Bergzug gerichtet. Erst in späteren Phasen wurde diese Festungsbauweise unnötig, da der Handel auch Landfrieden bewirkte.

Die Archäologen vergleichen Zambujal mit den sehr ähnlichen Festungen im Nordwesten Afrikas, auf Mittelmeerinseln wie Sardinien (dort heißen sie Nuraghen), Sizilien und vor allem in der griechischen Ägäis. Daraus leiten sie eine Wanderroute her, die von Osten nach Westen verläuft. Nach altbekanntem Muster und gegen Kossinna nimmt man noch immer an, dass die Kulturentstehung in einem Zentrum in Palästina oder Kleinasien lokalisierbar sei. Eine einfache Überlegung stellt das in Frage: Wenn die Kupferleute auch in Griechenland und Palästina so raffinierte Festungen – teilweise sogar mit denselben Bauphasen – errichtet hatten, dann mussten sie sich auch dort vor den Einheimischen schützen. Woher kamen sie also?

Abb. 2: Die Festung Zambujal mit Türmen und Mauerzügen (Portugal) nach Sangmeister und Schubart 1981

Wir sollten bei der Suche nach der Heimat der Schmiede umgekehrt vorgehen, als wenn wir die Heimat einer Keramiksorte oder eines Pfeilspitzentyps suchen würden. Nicht dort, wo sie gehäuft auftreten, ist der Ursprung der Burgen, sondern dort, wo die Festungen am stärksten sind, liegt der fernste Außenrand dieser Zivilisation. Sowohl in Portugal als auch in Griechenland liegt ein Außenring dieser seefahrenden Händler, die das Kupfer verbreiteten. Je näher wir der Heimat der Schmiede kommen, desto schwächer müssen die Festungen sein, und in ihrem eigenen Land werden wir keine Festungsbauten finden. Die Verteidigungsarchitektur entwickelte sich erst im Feindesland und zwar um so stärker, je ferner sie vom Ursprung

fortzog. Zambujal liegt mit seinen vier aufeinanderfolgenden Verbesserungen wohl am äußersten Rand der Kupferzivilisation in einem hochentwickelten, zunächst friedlichen Gebiet.

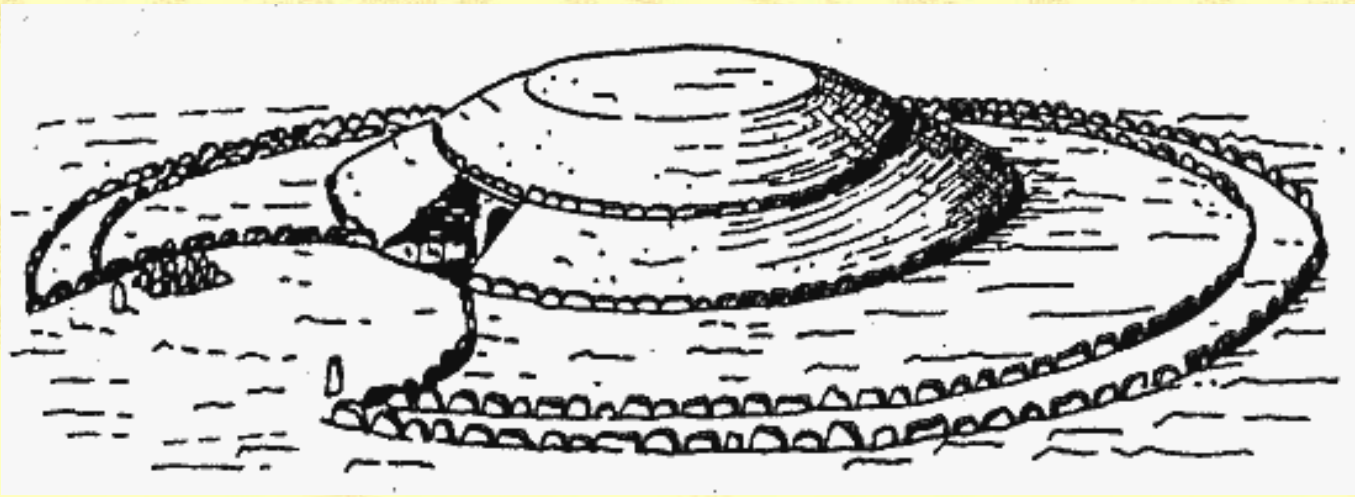


Abb. 3: Rekonstruktion eines Kuppelgrabes von Los Millares (Spanien)

Horra

In der Steppe, wo die Rossezüchter leben, wurde die Kunst des Bogenkampfes vervollkommnet. Skythen und Numider, Parther und Thraker waren die großen Bogenschützen der Antike, allesamt Steppenvölker, wenn man es ökologisch betrachtet. Die Griechen in ihrem gebirgigen Land und auf den kleinen Inseln hielten nichts davon, sie verdingten Söldner als Bogenschützen. Berühmt waren bei ihnen die Kureten als beste Schützen, die Nachfahren jener Eroberer mit dem Namen KUR (Horr), in Gilden zusammengefasst wie die Rami von Tazerwalt in Marokko heute, mit ihrer Mystik und ihren Versammlungshäusern. Aus den zahlreichen Bezeichnungen der Schützen habe ich den Eigennamen Horra als den häufigsten und sinnvollsten ausgewählt (1977).

Der Pfeil war auch Ausdrucksmittel, er machte Wort und Schrift überflüssig. Wie zum Beispiel das Pfeilaufgebot: Bekam jemand einen Pfeil zugeschickt, dann bedeutete das Krieg und Bitte um Gefolgschaft. Die Übersendung eines zerbrochenen Pfeils war eine Kriegserklärung an den Feind. Und wenn ein Germane seinem Sklaven einen Pfeil zuwarf, war dieser Mensch frei.

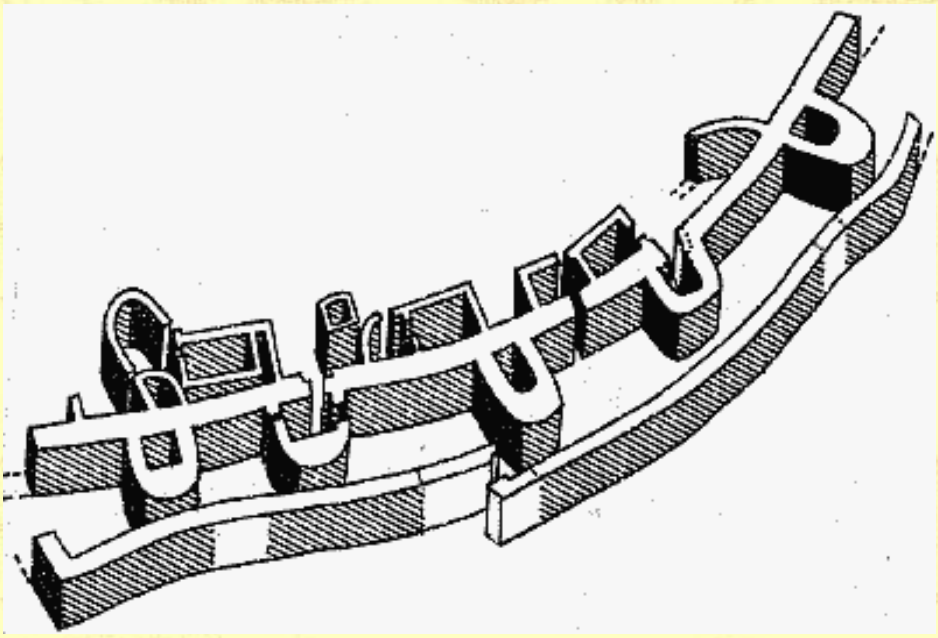


Abb. 4: Teil der Befestigungsanlage von Chalandriani (Griechenland)

Pfeilgifte waren allgemein verbreitet, dennoch gab es einen Ehrenkodex, der zum Beispiel einem Franken verbot, Pfeilgift gegen Stammesgenossen anzuwenden. Auf der Jagd war Gift erlaubt, bis es im 16. Jahrhundert in Deutschland durch Gesetz geächtet wurde. Das eigentliche Pfeilgift der Frühzeit war das Leichengift aus faulendem Schlangenfleisch und Menschenblut. Die Griechen haben uns das von den Skythen überliefert. Dahinter steckt wohl Erfahrung: Der Jäger, der einen Pfeil wiederverwendete, der schon seit Tagen in einem verwesenden Kadaver gesteckt hatte, wird die giftige Wirkung erstaunt bemerkt haben.

Die Pfeilspitze wurde mit Sorgfalt hergestellt aus Knochen und Horn und vor allem aus dem härtesten Gestein, Feuerstein (und Obsidian). An den über lange Zeit gleichbleibenden Pfeilspitzen kann man besser als an Keramikresten vorgeschichtliche Besiedelungen, Kriege und Wanderungen ablesen. Die Hauptgruppen der Kupfer-Eroberer der Iberischen Halbinsel hatten von Anfang an zwei verschiedene Pfeilspitzen: die von Almería (Spanien) hatten Füße, die vom Tejo (Portugal) waren konkav. Da die »portugiesischen« Pfeilspitzen (ohne Fuß) auch in Almería zu finden sind, kann man annehmen, dass in dieser Richtung eine Verbindung bestand, etwa so, dass die Hersteller der fußlosen Pfeilspitzen beide Siedlungsbereiche versorgten. Diese Pfeilspitzen aus Feuerstein waren sehr billig, deshalb erhielten sie sich noch lange im Metallzeitalter und verwirren die heutigen Wissenschaftler, denn nur die Kupfer- und Bronzepfeilspitzen lassen den Schluss auf Metallzeit zu.

Handel mit Metall

Der Handel, den die Horra erst-mals in dieser kontinentübergreifenden Dimension einführten, wie aus den archäologischen Funden hervorgeht, war auch die zeitbeständigste Einrichtung dieses Großstaates. Das Kobalt, mit dem die ägyptischen Glasbecher gefärbt sind, kam aus Schneeberg im Erzgebirge, Knöpfe und Schmuck aus nordafrikanischen Straußeneierschalen lagen in portugiesischen Gräbern, Reste von Seidenkleidern fand man in Fürstengräbern in Süddeutschland, wie zum Beispiel in Hohmichele bei der Heuneburg im Saulgau: ein Totengewand einer Frau aus Wollrips, das mit chinesischen Seidenfäden bestickt war; die Frau lag neben ihrem Mann unter einem vierrädrigen Wagen. Der Handel verband die äußersten Grenzen des Reiches und bezeugt eine »Pax Hurritica«, die mit militärischer Macht durchgesetzt worden sein muss. Bei reinem Seehandel wäre eine allgemein friedliche Einstellung der Küstenbewohner – keine Selbstverständlichkeit, wenn man an spätere griechische Zustände denkt – ausreichend gewesen, beim Transport von Waren über große Landflächen kann nur ein strenges Gesetz mit den dazu nötigen Überwachungsmaßnahmen den Landfrieden garantiert haben. Dazu gehören Straßen, Ketten von Nachrichtentürmen, Kennzeichen (Siegel, Plaketten) und militärischer Schutz.

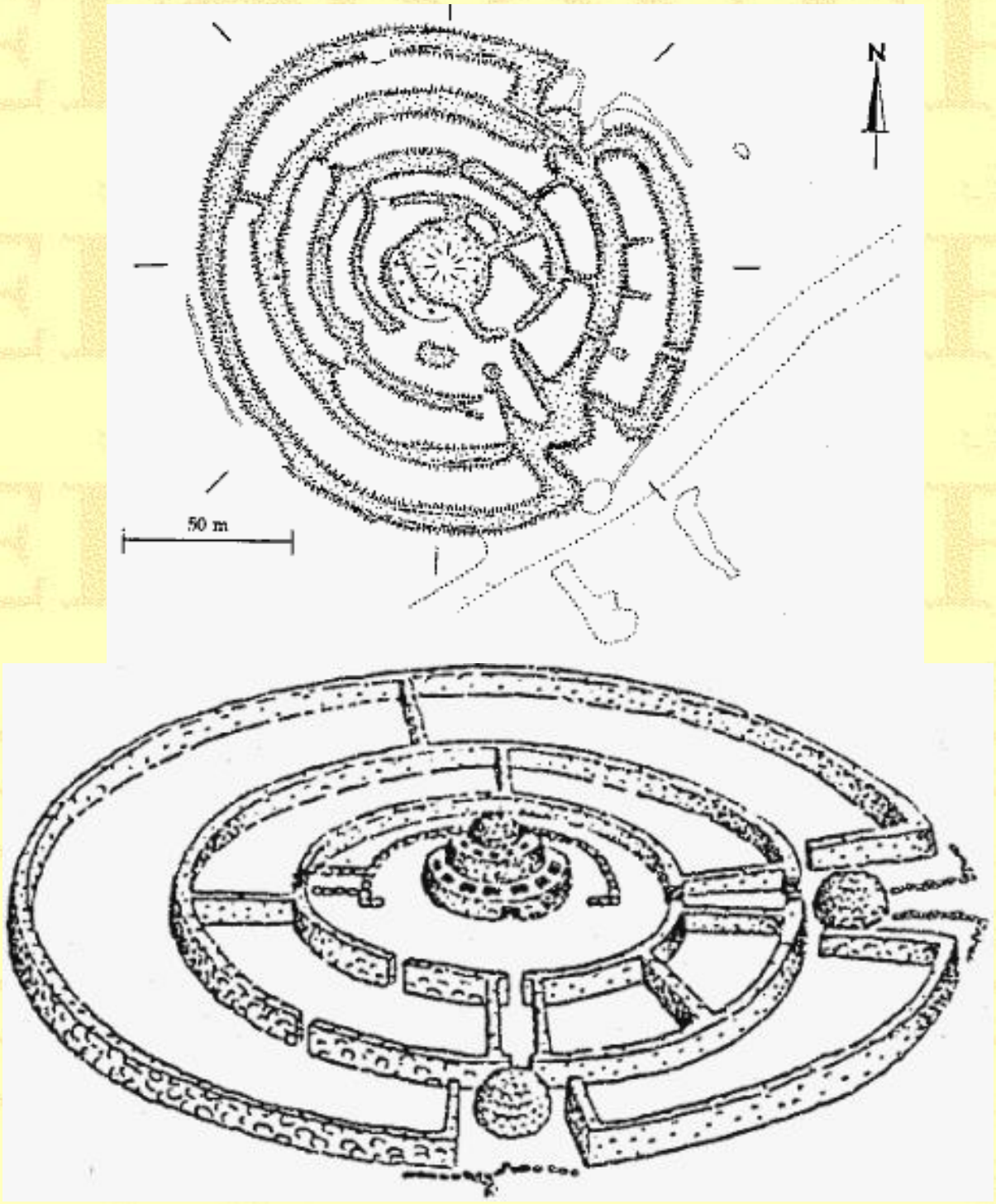


Abb. 5: Das bronzezeitliche Heiligtum von Rujum Heiri auf den Golanhöhen (Israel). Links: Grundriss, rechts: Rekonstruktion

Die horrische Metall-Zivilisation von China bis Ägypten und von Skandinavien bis zur Sahara schuf eine Hochkultur, die innerhalb von ein oder zwei Generationen das kulturelle Aussehen der Menschheit völlig neu geprägt hat. Sie ist die Grundlage unserer gesamten heutigen Weltzivilisation.

Der Handel mit Rohstoffen und das damit verbundene Maßsystem, die daraus sich entwickelnde Geldwirtschaft und ein allgemeingültiges Gesetzeswerk sind die frühesten Anzeichen für die kontinentüberspannende Friedensphase der ersten Metallzeit. Die ungewöhnlich schnelle Ausbreitung dieser Zivilisation müsste friedlich vor sich gegangen sein, denn Handel erfordert ein friedliches Miteinander. Am wichtigsten trug das Kupfer dazu bei, das in Andalusien, im Erzgebirge, im Kaukasus und auf Zypern abgebaut und mit Zinn zu Bronze verarbeitet wurde. Diese wurde in genormten Gewichtsmaßen und

Mischungsverhältnissen gegossen und stieg damit zum Tauschmittel erster Güte auf, das bald alle Völker Eurasiens akzeptierten.

Durch die Entdeckung des Metallgusses wurde der Schmied zum ers-ten selbständigen Berufsstand. Wer Erz grub, schmolz und verarbeitete, hatte keine Zeit mehr zum Pflügen und Ernten, Jagen und Fischen. Er ließ sich von den anderen Stammesleuten mit Lebensmitteln versorgen. Die Erzeugnisse seiner Hände hatten ja auch überragende Bedeutung: als Waffen und Werkzeuge ermöglichten sie militärische und wirtschaftliche Überlegenheit. Der Handel, der auf diese Weise entstand, war bald kein reiner Tauschhandel mehr, denn was immer der Schmied sich für seine Produkte kaufen wollte, Nahrung und Felle, Feuerholz und Arbeitskraft, konnte er mit einer geschätzten Gegengabe begleichen, mit Bronzeäxten, die dadurch schon bald zur festen Währung wurden. Bei allen Ausgrabungen fand man die genormten Bronzeäxte, von gleicher Gestalt und gleichem Gewicht. Sie waren überregional wertbeständig und wurden sogar gehortet, denn sie hatten zeitlos Bestand.

Abb. 6 (links): Ziegenfigur aus Eichenholz aus Schmiden (bei Stuttgart) 87 cm hoch. Abb. 7 (rechts): Schieferplakette aus Granja Cespedes (Spanien)

Wein und Bier

Eigenartigerweise ist die Geschichte des Weines, eines so wichtigen Kulturgutes der heutigen zivilisierten Welt, nur in Andeutungen geschrieben. Die gängigen Enzyklopädien bringen widersprüchliche und völlig antiquierte Angaben.

Soviel ist aus Beiträgen von Archäologen und Spezialisten herauszuschälen: Die Ursprungsform des kultivierten Weinstocks wuchs zuerst im nordiranischen Gebiet, in dem Streifen südlich des Kaspischen Meeres bis nach Afghanistan. Zwischen der heute weitverbreiteten Wildform der Weinrebe und der kultivierten Form besteht allerdings ein wichtiger Unterschied: Die wilde Vitis silvestris (spontanea) hat kleine Früchte, die aus eingeschlechtlichen Blüten entstehen, die kultivierte Vitis vinifera sativa hat große Beeren von

hermaphroditischen Blüten. Wie aus der einen Form die andere gezüchtet werden konnte, bleibt ein Rätsel.

Allgemein sind die orientalischen Schriftsteller der Ansicht, dass der Wein aus Armenien oder östlich davon eingeführt wurde. Man weiß jedenfalls, dass der Wein in Ägypten vor Gründung des Alten Reiches fremd war und aus Asien stammte, nicht aus Äthiopien, wo es verwilderte Kulturreben gibt. Man kelterte den Wein wohl immer in der Art, wie es einfache Weinbauern bis heute tun: mit den Füßen in Stein- oder Holztrögen. Den Trester presste man in Säcken aus, indem mehrere Männer zwei Holzstangen drehten. Dieser altägyptische Wein, stets Rotwein, wurde in Amphoren abgefüllt.

Mit anderen Worten: Wir haben hier schon die völlig entwickelte Weinkultur, wie sie von Portugal bis zum Hindukusch bis heute beibehalten blieb. Während bei den Bauern um Porto oder bei den Kalasch im Hindukusch (dort zumindest bei kultischen Feiern wie Totenfest oder Weihnachten) alle gemeinsam Wein trinken, auch Frauen und Kinder, war bei den Ägyptern dieser Genuss nur den Adligen und Priestern vorbehalten. (Das einfache Volk trank nur Bier.) Auch diese Einstellung weist auf ›Importware‹ hin.

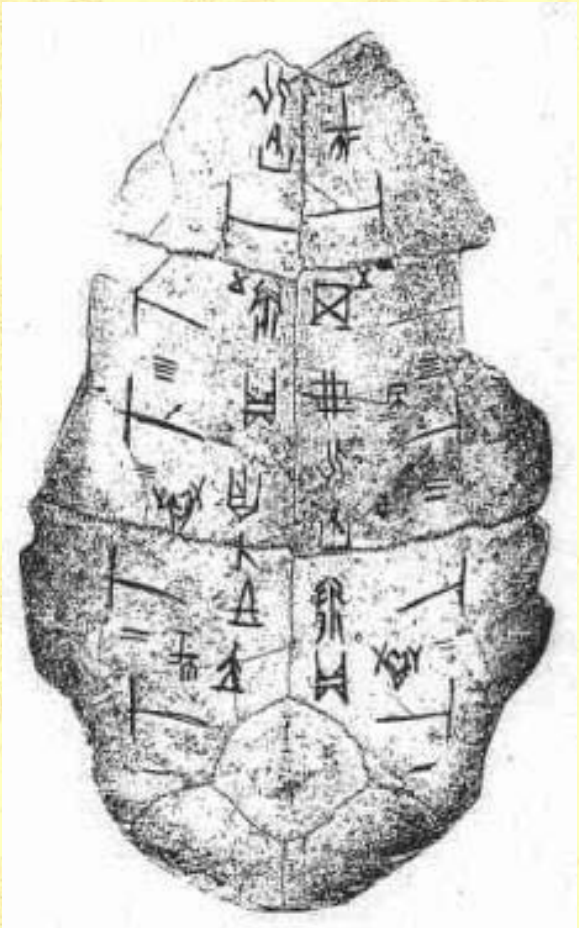


Abb. 8: Schildkrötenpanzer mit chinesischen Orakelzeichen (nach Lindqvist 1990)

Ob die frühen Kupferleute schon Bier getrunken haben?

Getreide wurde damals in großen Mengen angebaut, vor allem Gerste und Weizen. Aber das Brot, von dem man hin und wieder Reste fand, ließ doch sehr zu wünschen übrig. Das verwendete Mehl war schlecht gemahlen und noch schlechter gesiebt, voller Unreinheit, vor allem Sand. Das lässt ahnen, dass man auf Brot noch keinen allzu großen Wert legte. In Zambujal fand man auch Brei aus zerstoßenem Getreide, Bier fand man verständlicherweise nicht. In den Glockenbechern war nichts übriggeblieben. Auch »nichts« ist eine Aussage. Nur eine Flüssigkeit vertrocknet ganz.

Übrigens wurde kürzlich durch sehr verfeinerte Untersuchungsmethoden herausgefunden, dass in manchen Glockenbechern verschiedene Pollen erhalten blieben, die darauf hinweisen, dass das Bier mit Kräutern versetzt war.

Die Glockenbecher wurden zwar in einem sehr großen Gebiet gefunden, insgesamt jedoch in begrenzter Zahl und nur an bestimmten Orten. Es handelte sich also nicht um eine »allgemeine Mode«, sondern um etwas Besonderes, ein Kennzeichen. In Zambujal machen die Glockenbecher nur 0,8 % aller untersuchten Scherben aus, immerhin noch 160 000 Stück. Man fand sie auch nur in bestimmten Schichten, vor allem in Schicht 4, und nur in den innersten Gebäuden der Siedlung, hauptsächlich im Zwinger, sowie in den Gräbern.

Das alles deutet darauf hin, dass die Elite, eben die Schmiedekaste, Bier trank. Wer ständig am Feuer arbeitet wie der Schmied an der Esse, schwitzt und hat immer Durst. Und wer obendrein noch giftige Metalldünste einatmet, muss durch starke Flüssigkeitsaufnahme den Verlust wettmachen und die Nieren reinigen. Wasser hilft da nur begrenzt. Bier ist das ideale Getränk für diesen Schwerarbeiter. Im Ruhrgebiet wird mehr Bier getrunken als irgendwo sonst.

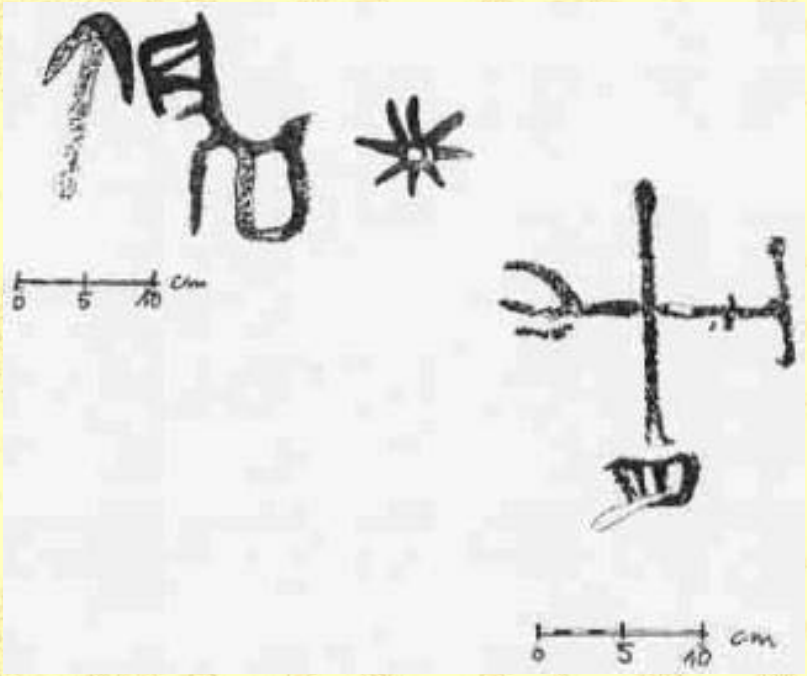


Abb. 9: Felsmalereien in der Cueva Laja Alta, Cádiz (Spanien) (nach Topper, U. u. U.)

Erkennungszeichen

Seltsame Amulette, nämlich flache Täfelchen aus Schiefer geschnitten und mit Ritzungen versehen, gehören zum wichtigen Fundinventar der frühen Metallsiedlungen im Westen der Iberischen Halbinsel. Generell werden sie den Glockenbecherleuten zugerechnet, die wegen ihrer glockenbecherförmigen Keramik so genannt werden. Das engere Fundgebiet der Schiefertafeln reicht in Portugal vom Tejo bis zum Guadiana, darüber hinaus gibt es Parallelen in Almeria (Spanien) und in Frankreich (bei Châlon-sur-Saône und im Hérault); in etwas abgewandelter Gestalt und aus anderem Material sind sie von der Sahara über die griechischen Inseln bis Zypern und im Orient anzutreffen.

Eine Auswertung der vielen tausend Schiefertäfelchen in portugiesischen Museen und der dazugehörigen Literatur ergibt, dass sie mit den fast weltweit verbreiteten Holzstelen auf Gräbern gewisse Ähnlichkeit haben, etwa in dem Sinne, dass man sie zum selben geistig-ästhetischen Umfeld rechnen sollte. Generell sind die Schiefertafeln kleiner als eine Hand, auf der Vorderseite meist schön glatt und mit Ritzlinien verziert, auf der Rückseite gewölbt und

selten geritzt. Viele sind am oberen Ende einmal durchbohrt, seltener zweimal, was man als Augen auffassen könnte. Die Deutung als Augen oder Menschengestalt geschieht eher zu Unrecht, eigentlich sind die Täfelchen abstrakt. Die Bohrung ist übrigens im Querschnitt V-förmig, wie bei den Kleiderknöpfen dieser Kulturgruppe, die ebenfalls als archäologisches Erkennungszeichen der frühen Metallhändler gelten.

Was die Schiefertafeln eigentlich bedeuteten, ist bisher nicht herausgefunden worden. Da sie kaum Abnützungsspuren zeigen, nimmt man nicht an, dass sie wie Schmuck getragen wurden. Ob es die ersten Ausweise zur Person waren, eine Art Kennkarte, die die Zugehörigkeit zur Elite, den Schmieden, anzeigte?

Abb. 10: Kuppelbauten von Les Bories (Frankreich)

Haustiere: Pferd und Ziege

In unserer Schulgeschichtsschreibung ist die Zähmung des Pferdes direkt an die Entstehung der »Indogermanen« geknüpft. Die ersten Pferdehalter und die »Ur-Indogermanen« werden als identisch betrachtet. Da uns dieses Thema fast »persönlich« betrifft – schließlich ist die europäische die höchstentwickelte Pferdekultur gewesen – wurde an unseren Hochschulen viel dazu geforscht und geschrieben. Gemeinhin wird das Thema als gelöst abgehakt. Wenn auch die grundlegenden Fakten und die meisten Details bekannt sind, wurde doch wie in vielen anderen Wissensbereichen nie eine zusammenfassende Synthese dargestellt. Man hat geforscht und lässt den Überblick, der das Forschen erst belohnt, ausfallen.

Wann und wo ist das Pferd zuerst gezähmt worden?

Wenn man davon absieht, dass der eurasische Raum enorm groß ist, dann lässt sich das Problem zumin-dest örtlich einkreisen: Irgendwo zwischen Donau und Altai wurde das Hauspferd gezüchtet. Wilde Pferde jagte man schon in der sogenannten Altsteinzeit im gesamten Gebiet zwischen China und Iberien, wie die zahlreichen Knochenfunde belegen; aber die Zähmung gelang erst sehr spät, denn der Fluchtreflex und das Freiheitsbedürfnis sind beim Pferd viel stärker ausgeprägt als bei Auerochs oder Rentier. Nur ganz allmählich ging das Jagen des Pferdes in ein Hüten und Hegen der Herde über, wobei der Mensch durch geschickte Auswahl den Fortbestand der besten Tiere sicherte. Im jahreszeitlichen Wechsel folgte der Pferdehüter den Herden und wurde zum Lebensgenossen und schließlich zum Herrn der Pferde.

Der Anfang der Ausbreitung des gezähmten Pferdes liegt zeitgleich mit der Ausbreitung des Kupfergusses, beides ging plötzlich im selben Augenblick vor sich, wenn wir ein bis zwei Generationen als einen Augenblick in geschichtlicher Sicht ansehen wollen. Wie eine große Wellenbewegung setzte sich diese Neuerung über ganz Europa durch, von Tripolje in der

Ukraine bis Zambujal in Portugal. Man gibt nach alter Chronologie die Jahreszahlen 2300 bis 2200 v.Ztr. an, wobei die östlichen Fundorte meist ein geringfügig älteres Datum als die westlichen tragen. Neben Podolien werden manchmal auch Armenien und sogar Mesopotamien (»Sumer«) als Ursprungsländer dieser Pferde-Metallkultur genannt. Wenn dies für Armenien noch nahe liegt, da es vermutlich das erste Kolonisationsgebiet der Pferdehalter war, ist es für »Sumer« unwahrscheinlich. Als nächste Verwandte des »Sumerischen« gelten die altaischen Sprachen, die nördlich des Kaukasus und des Kophet-Gebirges gesprochen wurden, also im »Pferde-Gürtel«.

In allen archäologischen Ausgrabungen werden Ziegenknochen im Zusammenhang mit der frühen Metallkultur gefunden. Ziege und Schmied gehören zusammen.

1882 wurden in Europa noch rund 20 Millionen Ziegen gehalten, heute gibt es sie nur noch hier und da in vergessenen Gebirgsgegenden. So können wir uns keine rechte Vorstellung von der einstigen großen Bedeutung dieses vielleicht ältesten Haustiers der Menschheit machen. Als Wildform wird die Bezoarziege (Capra aegagrus) angesehen (nach F. Zeuner), deren Verbreitungsgebiet von Kreta über Anatolien und den Iran bis zum Industal reicht. Als Zentrum kann das Kophetgebirge am Nordrand des Iran gelten. Dort lebt auch eine zweite Wildziegenart, der Markhor (Capra falconeri), die möglicherweise ebenfalls Grundstock einiger Hausziegenrassen war, eben jener Variante in Turkestan und dem Dardengebiet, die fast senkrechte Hörner aufweist.

Kaum später als die Ziege ist das andere »Bergtier«, das Schaf, gezähmt worden. In Europa hat es in geschichtlicher Zeit eine größere Rolle gespielt als die Ziege, obgleich es nicht so ertragreich ist und hinsichtlich der Weide anspruchsvoller. Er-fahrungsgemäß ist es leichter zu hüten. Auch das Schaf gehört unmittelbar zur Wirtschaftsform der frühen Schmiede.

Wir haben für beide »Bergtiere« (Ziege und Schaf) etwa denselben Bereich, von Ostanatolien bis zum Indus und nach Zentralasien mit Schwerpunkt des Nordirans im Auge, als Zeitpunkt ebenfalls in beiden Fällen das sogenannte Mesolithikum. In geschichtlicher Zeit wurden in der Regel Ziegen und Schafe nebeneinander gehalten; beide Tiere ergänzen sich, besonders die Verwendung von Ziegenhaar und Schafwolle gemischt ergibt ein wasserdichtes Gewebe, sehr geeignet zur Herstellung der großen Nomadenzelte. In klassischen chinesischen Texten ist noch kein unterscheidendes Wort für Schaf oder Ziege vorhanden, beide heißen einfach »Bergtier«, was ebenfalls auf die enge Verflechtung hinweist.

Zum Ziegenhirten gehören Lanze und Schild. Die Lanze wird zum Hirtenstab stilisiert und dieser zum mystischen Sinnbild des Ziegenhirten an sich. Der Stab des Schafhirten, eingerollt wie ein Heidschnuckgehörn, gilt noch heute den katholischen Bischöfen als Erkennungszeichen ihres Hirtenamtes.

Der Schild wurde zur Eigentumsmarke entwickelt und auf Felswänden vom Kaschmir bis zum Hohen Atlas in unzähligen Bildern verewigt. Man stellte den Schild aus dem Fell der Ziege her, griechisch *skutos* = Schild ist noch verwandt mit lat. *cutis* = Haut. Die ältesten Märchen von »Ziegenmenschen« weisen in die Gebirge zwischen Iran und Pamir, zum Berg Maschu (Gilgamesch).

Aus den Zeichen der Ziegenhirten entstanden die ersten genormten Schriftzeichen, die von allen verstanden wurden. In der frühen chinesischen Schrift sind sie am reinsten erhalten. Von dort her lassen sich die Piktogramme vom Hindukusch bis zu den Kanarischen Inseln deuten, ja in manchen Fällen sogar lesen.

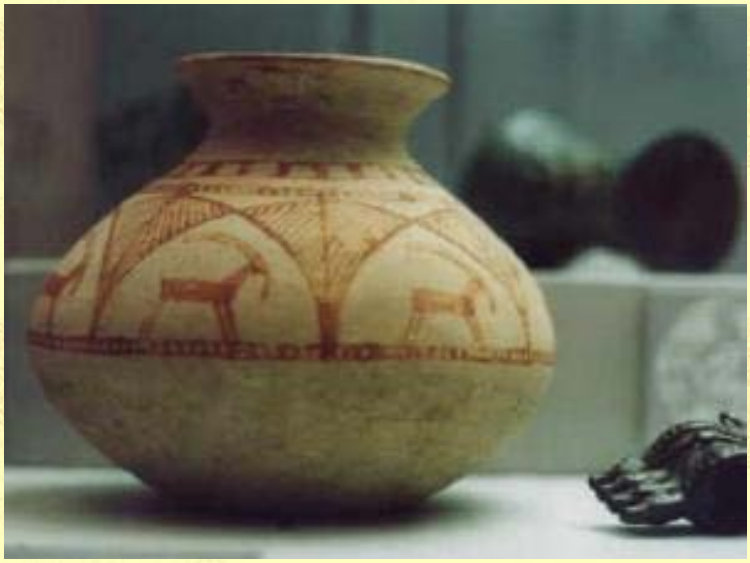


Abb. 11 (oben): Glockenbecher aus einem norddeutschen Grab (Museum f. Vor- u. Frühgeschichte, Berlin). Abb. 12 (unten): Ziegendarstellungen auf einem Krug (Museum f. Vor- u. Frühgeschichte, Berlin)

Sprachentwicklung

Nachdem die Horra den Kaukasus überquert und den Orient vom Zweistromland bis zum Mittelmeer erobert hatten, setzten sie eine neue Hauptstadt in der Gegend des Ararat fest. Von dort aus lenkten sie die neuen Gebiete. Als Verwaltungssprache wurde zunächst Hurrisch verwendet, später Akkadisch. Zur militärischen Machterhaltung wurden viele Hilfsvölker eingespannt, wobei sich herausstellte, dass die Kaukasusvölker bestens dazu geeignet waren. Diese Ar-meni (Arier-Männer, Gebirgsleute) wurden zu einer Kriegerkaste zusammengeschweißt und in die Zentren der Verwaltung, die großen Städte, abkommandiert. Sie waren die ersten Soldaten im eigentlichen Sinne, Berufskrieger. Ihre Sprache hat sich in den Gebieten, die sie im Horra-Auftrag beherrschten, noch lange gehalten, eine Art Armenisch oder »Indogermanisch«, tatsächlich eine Koine, wie es alle Verwaltungs- oder Heeressprachen sind, ein »Urdu« (d.h. Ordnung, Heer).

Als bestes Beispiel seien die Mitanni erwähnt, bei denen der arische Anteil an Personen- und Götternamen innerhalb der hurritischen Verwaltungssprache stark auffällt. Man denkt sogleich an ein fremdes Vasallenvolk, das im Namen des Groß-Chans die Unterworfenen verwaltete.

Eine entsprechende Entwicklung haben wir bei den Hethitern vor uns, die über die (heute)

sogenannten Hatti eingesetzt wurden und ihre neue Sprache einführten. Für Mitteleuropa gäbe es ähnliche Beispiele, leider nicht durch Texte belegt, nur aus Orts- und Flussnamen erschließbar.

Bei der Überlagerung der einzelnen Gebiete durch arische Krieger entstanden verschiedene Dialekte dieser Koine, deren Grundelemente doch immer gleich sind. Sie hatten sich einerseits aus denselben Vorformen zusammengesetzt, andererseits durch Handel und übergreifende politische Aktionen immer wieder einander angeglichen. Das ist es, was Sprachwissenschaftler als »Protoindogermanisch« bezeichnen. Die zugrundeliegende horrische Sprache ist mit dem textlich erfassbaren Hurrisch oder Hurritisch zwar verwandt, aber eben doch nicht ganz dieselbe.

Abb. 13: Bronzehelm (Museum f. Vor- u. Frühgeschichte, Berlin)

Einheitliche Weltanschauung

Die von den Horra verbreitete Weltanschauung ist archäologisch kaum fassbar, es sei denn durch Auflistung der fehlenden Elemente, die in anderen Kulturen als religiöse Artefakte registriert werden. Statt der zu erwartenden Tempelbauten errichteten sie nur vergängliche Kultzelte, statt der sonst üblichen Idole haben wir Anzeichen von Bildlosigkeit. Vielleicht ein Jahrhundert lang wurde dieser religionsverleugnende Zustand auch bei den Unterworfenen per Gesetz erzwungen, dann merkt man an den schrittweise wieder auftretenden gewohnten Kultgegenständen, dass dieses Gesetz unterhöhlt, durchlöchert und umgangen wurde. Nur als hin und wieder durchbrechende Seitenlinie hat sich der bildlose Hochgottglaube der Horra in späterer Zeit manifestieren können: in den jüdischen Prophetenschriften zum Beispiel oder in Buddhas Predigten.

Die ursprüngliche Religion der Horra, soweit sie sich indirekt erschließen lässt, kann als Schamanismus bezeichnet werden. Die Verehrung war gottlos und den vielgestaltigen Geistern gewidmet; Alchemie und Medizin nahmen hier ihren Ausgangspunkt.

Wie stark die Schamanin (oder Hexe) mit dem Ziegenbock verbunden ist, bleibt uns ja bis heute bei der Blocksbergsage im Gedächtnis. Auf Rollsiegeln der Induskultur und des Zweistromlandes taucht dieses Bild schon auf: »Göttin« steht neben Ziegenbock. Auch in Deutschland gibt es einen Fund, der auf eine solche Gruppierung hindeutet; die hölzerne Ziegenfigur wurde in einem Ort namens Schmiden in Schwaben gefunden.

Zum Wesen der Horra-Religion gehört in erster Linie der Ziegenkult und seine esoterische

Mystik, die weit über das Maß zweckdienlicher Hirtenkulte hinausgeht. Ihre Endpunkte sind so bedeutungsvoll wie der Dionysos-Kult und die Kreuzigung Christi, ihre Ideen leben hartnäckig fort in Karnevalsbräuchen und Ordensregeln. Die Verinnerlichung der bei den Männerbünden auf der Hochalm entwickelten Mysterien mit ihrer Geheimsprache, Befehlsordnung und Reinheitsvorschriften entspricht der pietistischen Frömmigkeit einer Sekte oder Brüdergemeine; ihre im Wacholderrauch geschauten Visionen sind die Urbilder prophetischer Verkündigung.

Es ist erstaunlich, wie viele Elemente der Ziegenhirtenmystik in den klassischen Kulten und selbst im Christentum, sogar in der Traumanalyse, noch vorhanden sind. Steht das in einem Verhältnis zur wirtschaftlichen Macht jener Berufsgruppe? Oder ist es nicht vielmehr der Ausdruck einer frühgeschichtlichen Religion, die ihre grundlegenden Gedanken ausgebreitet hat?

Abb. 14 (links): Tüllenbeile aus Bronze (Museum f. Vor- u. Frühgeschichte, Berlin)
Abb. 15 (rechts): Genormte Bronzebeile als Währung (Museum f. Vor- u. Frühgeschichte, Berlin)

Technikgeschichte

Durch die Untersuchung gewisser technischer Errungenschaften konnte man darauf kommen, dass die Hyksos-Herren Ägyptens und die frühen Schmiede Eurasiens mit den Pyramidenbauern des Alten Reiches identisch sein müssen. Es gibt nämlich erst seit der Hyksos-Zeit mathematische Aufzeichnungen im Niltal, und ohne dieses Handwerkszeug kann man keine Großbauten wie die Pyramiden errichten, so wenig wie man Diorit oder Malachit ohne Stahl bearbeiten kann. Für Ägypten gilt auch, dass dort die Frauen eine ganz herausragende Rolle spielten, was gewiss nichts mit den arischen (in diesem Falle persischen) Eroberungen zu tun hat, sondern echt horrisch ist.

Auf John Dayton aufbauend haben Heinsohn und Illig die Glasherstellung in Ägypten geprüft. Glas, vor allem das mit Kobalt blaugefärbte, ist eine Errungenschaft der Hyksos und tritt »gleichzeitig« in Mykene, Nuzi, an der Phönikerküste und im Hallstatt-Europa auf. Kobalt kommt nur an wenigen Orten der Alten Welt vor, etwa in Anarak im Iran, in Marokko und in Schneeberg im Erzgebirge. Das für die Glasfärbung in der Antike verwendete Kobalt lässt sich auf Grund seiner Beimengungen ganz sicher ins Erzgebirge zurückverfolgen, wo es als Abfallprodukt bei der Silberschmelze auftrat. Wo immer wir nun die blauen Glasperlen antreffen – in Amarna am Nil oder in Bet Schean in Israel, im Zweistromland oder am Nordrand der Alpen – müssen wir den zeitlichen und kulturellen Zusammenhang erkennen, der hier als Horra-Herrschaft bezeichnet wird. Gerade Böhmen und das Erzgebirge war ja Domäne der Glockenbecherleute. Und die ersten, stets kobaltblauen Glasflaschen wurden nicht geblasen, sondern in einem Gussverfahren hergestellt, das eine Nachahmung des Metallgusses war.

In ihrem ersten Buch (1955) hatte Sigrid Hunke grundlegend neue Gedanken über die Hurriter entwickelt, die auf die archäologischen Funde aus Anatolien aufbauten. Die

Erforschung dieser Kulturgruppe war seitdem nur vereinzelt weitergeführt worden. Der Autor hat die Horra erneut in den Mittelpunkt der Überlegungen zur frühen Metallzeit gestellt (erstmals 1977). Durch sein eben erschienenes Buch hat er nun eine Gesamtschau aufgezeigt, die auch zu weiteren Forschungen führen dürfte. Die darin vorgestellten Gedanken geben Anstoß zu einer neuartigen Erkundung der Frühzeit, etwa im Sinne von Spenglers Nachlass-Notizen, die bisher immer noch zuwenig beachtet wurden.

Literatur

Blöss, C. und Niemitz, H.-U. (1997): C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit C14 und Dendrochronologie datieren zu können (Gräfelfing)

Heinsohn, Gunnar (1984): Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft (Frankfurt/M.)

Heinsohn, G. und Illig, H. (1990): Wann lebten die Pharaonen? (Frankfurt/M)

Heyerdahl, Thor (1978): Wege übers Meer. Völkerwanderungen in der Frühzeit (München)

Hunke, Sigrid (1955): Am Anfang waren Mann und Frau (2.Aufl. Bonn, 1980)

Lindqvist, Cecilia (1990): Eine Welt aus Zeichen (München)

Sangmeister, Edward (1995): Zambujal. Kupferfunde (Madrider Beiträge 5, Teil 3; Mainz)

Sangmeister, Edward u. Schubart, Hermanfrid (1981): Zambujal, die Grabungen von 1964-1973 (Madrider Beiträge Bd. 5, Mainz)

Schildman, Kurt (1994): »Die Indusschrift entziffert!« in: Efodon-Synesis Nr.5 (Wessobrunn)

Spengler, Oswald (1966): Frühzeit der Weltgeschichte (postum, München)

Topper, Uwe : (1977): Das Erbe der Giganten (Olten)

(1977 b): Beobachtungen zur Kultur der Kalasch in: Zeitschrift für Ethnologie Bd. 102, 216-296 (Braunschweig)

Topper, Uwe u. Uta (1988): Arte rupestre en la provincia de Cádiz (Cá-diz/Spanien)

Zarnack, Wolfram (1999): Das alteuropäische Heidentum als Mutter des Christentums (Efodon e.V., Hohenpeißenberg)

Alle Fotos: Uwe Topper

Uwe Topper

horra - Die ersten Europäer

Die Entstehung der Metallzeit in neuer Sicht

Grabert-Verlag, Tübingen 2003

ISBN 3–87847–202–1

Mythos und Realität der Riesen

© Reinhard Prahl, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2003

Die Mythen um die Riesen sind seit Jahren fester Bestandteil der Paläo-Seti-Literatur. Hier soll möglichst wertfrei der Frage nachgegangen werden, ob aus wissenschaftlicher Sicht tatsächlich einst Riesen die Erde bevölkert haben könnten, oder es sich bei den zahlreichen Geschichten vieler Kulturen über riesenhafte menschenähnliche Wesen nur um phantasievolle Märchen handelt.

Die meisten Kulturen der Erde weisen Mythen über Riesen auf. Schlägt man in einem Lexikon, z.B. dem „Neuen großen Lexikon in Farbe“ [S. 708], unter dem Stichwort „Riesen“ nach, erfährt man: *„Riesen, meist menschenähnliche, übergroße Märchen- u. Sagengestalten“*. Und im „Großen Bertelsmann Lexikon 2001“ wird folgendes über Riesen ausgesagt: *„Riesen, große, ungefüge Gestalten in den Sagen vieler Völker; bei den Griechen verkörpert in Titanen und Giganten. Der Vorstellung liegt nach dem schwedischen Forscher C. W. von Sydow ein psychologischer Prozess zugrunde, den er mit dem Schlagwort ‚Proportionsfantasie’ kennzeichnet. Im Mittelalter erscheinen Riesen in Spielmannsepen und in fantastischen Reisebeschreibungen (Herzog Ernst). Im Märchen werden sie meist vom Helden überlistet und überwunden“*. [Großes Bertelsmann Lexikon 2001, Stichwort: Riesen]

Der biblische Riese Goliath

Dies zeigt die wissenschaftliche Ablehnung und somit den Bedarf an einer möglichst wissenschaftlichen Indiziensammlung, die für die Existenz von Riesen auf der Erde sprechen.

Kann man es sich denn wirklich so leicht machen, einen *„psychologischen Prozess“* vorauszusetzen? Die Sagenwelt ist voll der unterschiedlichsten Riesenarten. Die germanischen Sagen beispielsweise erzählen von Riesen, die älter als die Götter und Menschen waren. In „Götter- und Heldensagen“, herausgegeben von R. W. Pinson lesen wir: „(...) *Hielte die Übermacht der Götter sie nicht in Schranken, so würden sie Sonne und Mond und alle Gestirne am Himmel auslöschen und die schöne, lichte Welt wieder in eine finstere, nebeltrübe Schlammwüste verwandeln, wie es in Urzeiten gewesen. Man unterscheidet Berg-, Wald-, Feuer-, Sturm-, Winter-, Reif-, oder Frostriesen Auch gibt es Riesen in Drachen- und Tiergestalt* (...)“ [Götter- und Heldensagen, S. 18]

Die Griechen kennen ebenfalls mehrere Arten von Riesen. Da gibt es einmal die Titanen, beispielsweise Prometheus, der den Göttern das Feuer stahl, um es den Menschen zu schenken. Dafür wurde er von seinem Bruder, dem Göttervater Zeus, an den Ural gekettet, wo nun für alle Zeit ein Adler dem Titanen täglich die Leber heraus reißt, um diese zu verspeisen. Um die Qual ewig währen zu lassen, wächst die Leber jeden Tag neu. [Gustav Schwaab, S. 17]

Ein anderes Riesengeschlecht der griechischen Mythologie sind die Zyklopen, die in „Deukalion und Pyrrha**“** Zeus die Donnerkeile schmieden, mit denen er die Menschheit zu vernichten trachtet.

Diese Zyklopen sind nicht mit dem dritten im antiken Griechenland bekannten Riesengeschlecht zu verwechseln, den Zyklopen aus der Odysseus-Sage. Diese mächtigen Wesen hatten nur ein Auge. Odysseus beschreibt sie folgendermaßen: *„Auch wir sahen jetzt erst seine Riesengestalt genau. Er hatte wie alle Zyklopen nur ein einziges funkelndes Auge auf der Stirn, Beine wie tausendjährige Eichenstämme und Arme und Hände groß und stark genug, um mit Granitblöcken Ball zu spielen.Wer seid ihr, Fremdlinge?’’ fuhr er uns mit seiner rauhen Stimme an, die klang wie ein Donner im Gebirge* (...)“ [Schwaab, S. 473]

Nicht zuletzt gab es die Giganten, die Söhne der Gäa, die sich gegen die Götter empörten und den Olymp zu stürmen versuchten [Bertelsmann Lexikon, Stichwort: Giganten].

David und Goliath (nach Raffael)

In der Paläo-Seti-Literatur wurde bereits des öfteren auf Riesen hingewiesen, meist im Zusammenhang mit der Bibel. Die wichtigsten Stellen sollen hier genannt sein. Von Og, dem König von Bascham, heißt es, seine Bahre sei neun Ellen (1 Elle = ca. 52,5 cm) lang und vier Ellen breit gewesen [5 Mo 3:11]. Der berühmteste Riese der Bibel ist vielleicht Goliath aus Gath, der von David mit einer Schleuder getötet wurde. Er hat es auf sechs Ellen und eine Spanne (ca. 2,9 cm) gebracht. Interessant ist auch die Erwähnung von Goliaths Rüstung: Sein Panzerhemd aus Kupfer wog 5.000 Schekel (ca. 57 kg), die eiserne Klinge seines Speeres 600 Schekel (6,8 kg) [1Sa 17:4-7]. Goliath entstammte dem Volk der Rephaim, die im Zusammenhang mit außergewöhnlich großen Menschen häufiger in der Heiligen Schrift erwähnt werden. Goliaths Bruder Lachami besaß einen Speer, dessen Schaft *„wie ein Weberbaum war“* [1Ch 20:5]. Er hatte an jeder Hand sechs Finger, und sechs Zehen an jedem Fuß. Anschließend sei der Bericht der Kundschafter erwähnt, die Moses entsandt hatte, um das gelobte Land Kanaan auszukundschaften. Dort heißt es in 4Mo 13:33: *„Wir sahen dort die Nephilim, die Söhne Enaks, die von den Nephilim stammen; so daß wir in unseren eigenen Augen wie Grashüpfer wurden und so wurden wir in ihren Augen.“* [Einsichten in die Heilige Schrift, S. 705]

Als letztes Beispiel möchte ich hier Peter Krassa anführen, der in seinem Artikel „Das Wissen des Thot“ aus dem „Magischen Papyrus 500“ zitiert: *„Heil dir, du Pavian von 7 Ellen* (gemeint ist Thot, Anm. R.P.), *dessen Auge aus Gold ist und dessen Lippe aus Feuer ist, und alle seine Worte sind aus Glut.“* [„Fremde aus dem All“, S. 136 ff.]

Dies soll als Überblick über typische Riesenbeschreibungen genügen. Doch haben diese Erzählungen eine wissenschaftliche Grundlage? Dem ist tatsächlich so. Zum Beispiel gibt es verschiedene Krankheiten, die einen vermehrten Wuchs von Menschen

verursachen können, den Riesenwuchs, oder Gigantismus, sowie die Akromegalie.

Gigantismus ist laut dem „klinischen Wörterbuch“ eine Bezeichnung für *„einen ausgeprägten proportionierten Hochwuchs“* [Klinisches Wörterbuch S. 543]. Es gibt drei Formen. Die erste nennt sich hypophysärer Gigantismus (Hypophyse = Hirnanhangdrüse), hängt also mit einer Fehlfunktion dieses Organs zusammen. Die zweite ist die sogenannte primordinale (= ursprüngliche), die z.B. bei dem Sotos-Syndrom auftreten kann. Das Sotos-Syndrom ist an einer ungewöhnlichen Vergrößerung der Extremitäten, sowie Wasserkopf und geistiger Retardierung erkennbar. In der Regel haben Babys bereits ein ungewöhnlich hohes Geburtsgewicht.

Eine dritte Form ist die sogenannte Fettsucht. Hier ist man sich jedoch nicht sicher, ob es sich um ein vererb-liches Phänomen handelt.

Akromegalie entspricht der ersten hier genannten Art des Riesenwuchses. Charakteristisch ist eine Vergrobung der Gesichtszüge, vermehrtes Wachstum des Skeletts und der Weichteile des Gesichts sowie Gelenkknorpelwucherungen. Dies alles führt zu einem teils recht grotesken Aussehen, und einige der in den Mythen geschilderten Fälle von Riesen sind sicherlich auf diese Krankheit zurückzuführen. Das kann jedoch nicht generell gelten. Denn die geistige Retadierung, die etwa eine Folge des Sotos-Syndroms ist (s. oben), passt so gar nicht zu der hohen Intelligenz der Riesen in den Mythen und Sagen.

Das „Haus zum Riesen“ in Heidelberg

Andererseits kann auch eine vermehrte Dichte von kosmischen Strahlen, wie sie etwa durch Sonneneruptionen oder die Umkehrung der mag-netischen Pole ausgelöst werden kann, zu Riesenwuchs führen. Prof. Jakob Eugster, in den 70er Jahren Spezialist auf diesem Gebiet, schrieb: *„Wie andere Strahlen, etwa die Radium- oder die Röntgenstrahlung und so weiter, können auch die kosmischen Strahlen zweierlei Wirkungen haben: Sie können Mutationen, das heißt Veränderungen der Erbanlagen, hervorrufen und Schäden und Veränderungen an den Geweben verursachen.“* [Kolosimo, S. 25]

Ähnlich äußert sich auch L. Tarassow in seinem Buch „Wie der Zufall will?“, welches immerhin vom Spektrum-Akademischer Verlag herausgegeben wurde. Im Kapitel

„Mutationen“ ist zu lesen: *„Die Mutationen sind jedoch nicht einzig und allein auf die thermische Bewegung der Moleküle zurückzuführen. Man fand heraus, daß verschiedene Umwelteinflüsse Mutationen bewirken können. Diese heißen* mutagene *Einflüsse. Zu ihnen gehören einige chemische Substanzen und Strahlen verschiedener Art: Röntgenstrahlen, beschleunigte geladene Teilchen, Neutronenstrahlen usw.“* [Tarassow, S. 183]

Die kosmische oder Höhenstrahlung ist eine Partikelstrahlung von hochenergetischen Teilchen, Protonen und schweren Elementen, wie beispielsweise Eisen. Die Atmosphäre bremst normalerweise einen Teil dieser Strahlen ab, aber mit der Höhe über dem Erdboden nimmt auch die Strahlungsintensität zu [Rohlfs, S. 87]. Die Erde wird permanent von kosmischer Strahlung bombardiert. Meist kann uns diese Strahlung nichts anhaben. Die Stärke unseres eigenen Mag-netfeldes verhindert dies. Aber das Magnetfeld der Erde verändert sich von Zeit zu Zeit. Beispielsweise haben sich die magnetischen Pole allein in den letzten 10 Millionen Jahren etwa vierzigmal umgekehrt. [Gribbin und Gribbin, S. 74]

Vor 700.000 Jahren etwa befand sich der magnetische Nordpol in der Antarktis! [Gribbin und Gribbin, S. 32]

Zu den möglichen Auswirkungen der kosmischen Strahlen auf Lebewesen bezüglich des Erdmagnetismus’ schreiben die Wissenschaftler John und Mary Gribbin folgendes: *„Selbst wenn sich der Globus während einer solchen Umkehr* (des magnetischen Pols, Anm. R.P.) *geographisch nicht verändert, kann ein derartig Ereignis das Leben auf der Erde negativ beeinflussen. Unser Planet wird permanent von winzigen, geladenen Partikeln aus dem All bombardiert, den kosmischen Strahlen. Während der meisten Zeit ist das Magnetfeld der Erde so stark, daß diese Partikel in der Zone des sog. Van-Allen-Gürtels, der sich Hunderte von Kilometern über dem Äquator befindet, magnetisch festgehalten werden. Nur ein Bruch-teil der Teilchen wird entlang der magnetischen Feldlinien, die auf die Partikel wie ein Trichter wirken, zu den Polen abgelenkt. Ihr bekanntester Einfluß auf die Umwelt besteht aus farbenprächtigen, beeindruckenden Lichterscheinungen, die wir unter dem Namen Polarlicht kennen. Eine derartige kosmische Strahlung könnte jedoch allen Lebensformen gefährlich werden, wenn es keinen Magnetschild gäbe, der uns davor schützt.“* [Gribbin und Gribbin, S. 33 f.] Tatsächlich ist es so, dass sich der Magnetschild der Erde vor einer Umkehrung auf Null zu bewegt.

Es kann aber auch Spuren geben, die sich heute nicht mehr feststellen lassen. Kristen Rohlfs schreibt hierzu: „(...) *Damit kommen natürlich sehr große Unsicherheiten in dieses Bild, denn es ist ja immer möglich, daß es irgendwelche Eigenschaften der Welt in diesen frühen Stadien gab, die seitdem, ohne Spuren zu hinterlassen, verschwunden sind, oder aber, daß wir vorhandene Spuren heute noch gar nicht richtig zu interpretieren verstehen.“* [Rohlfs, S. 150]

Eine dieser möglichen Spuren könnte uns der ägyptische „Mythos von der Himmelskuh“ und die Geschichte um die „Geburt des Lichts“, aus dem Popul Vuh der Maya liefern. Beide Mythen erzählen uns von einer Sonne, die **vor** der heutigen am Himmel schien. Im Popul Vuh heißt es wörtlich: *„Wie ein Mann stieg die Sonne empor und unerträglich war ihre Hitze. So erschien sie in der Schöpfungsstunde. Heute sehen wir nur ihr Spiegelbild, nicht die Ursonne. So sagt die Überlieferung.“* [Cordan, S. 122]

Der junge Parsifal kämpft gegen Riesen (Museum Hanau, Schloss Philippsruhe)

Über den Mythos der Himmelskuh schrieb ich bereits an anderer Stelle: *„Der ‚Mythos von der Himmelskuh' enthält die Geschichte um die ‚Vernichtung des Menschengeschlechts und der Erschaffung des Himmels'. Hier wird erzählt, wie der Sonnengott Ra, alt geworden, plant, die Menschheit zu vernichten, weil diese Anschläge gegen ihn ersonnen haben. Er beruft den Götterrat ein und dort wird entschieden, dass die Göttin Hathor in ihrer Form als ‚Auge des Re' diesen Auftrag ausführen soll. Doch nach dem ersten Tag des Mordauftrages bereut der Sonnengott seine Tat und macht Hathor betrunken, und sie kann ihr Werk nicht beenden. Die Menschheit ist noch einmal gerettet, doch Ra zieht sich in den Himmel zurück und lebt dort von nun an als Sonne."* [aus dem unveröffentlichten Buchmanuskript des Autors]. Folglich muss vor dieser Geschichte optisch oder auf die Wirkungsweise bezogen eine **andere Sonne** am Himmel geschienen haben, denn in dieser Geschichte wird nichts davon gesagt, die Menschheit habe in Dunkelheit gelebt, oder es habe *keine Sonne gegeben.* Beide Sagen könnten aber auf eine Zeit mit vermehrter Strahlungsintensität verweisen, die, wie ausgeführt, Riesenwuchs fördern kann. Im Popul Vuh wird klar gesagt, die Sonne sei unerträglich heiß gewesen. Heute ist bekannt, dass jeder Sonnensturm die kosmischen Strahlen verdichtet, wie auch Kristen Rohlfs in seinem Buch „Die Ordnung des Universums" schreibt [Rohlfs, S. 151 ff.].

Eine weitere wissenschaftliche Erklärung kann in Ereignissen gesehen werden, die den Mond betreffen.

In der Zeitschrift der A.A.S., „Sagenhaften Zeiten" Nr. 6/2002, wird auf die hohe Wahrscheinlichkeit verwiesen, dass der heutige Mond nicht der erste Trabant der Erde ist. Als Quelle wird der Tages-Anzeiger vom 13.09.2002 und die Physical Review Letters, Bd. 83, S. 2506 angegeben. Peter Kolosimo, der immerhin Anfang der 70er Jahre die höchste Auszeichnung des italienischen Buchhandels erhielt, weist in seinem Buch „Woher wir kommen" darauf hin, dass es dazu eine Theorie gibt, die ebenfalls zu Riesenwuchs führen könnte. Auch John und Mary Gribbin bestätigen dies in ihrem Buch „Kinder der Eiszeit. Beeinflußt das Klima die Evolution des Menschen?" Dr. Kolosimo bezieht sich auf den französischen Kosmologen Denis Saurat, den er folgendermaßen zitiert: *„Unser Mond ist nicht der erste Satellit der Erde. Es hat schon viele Monde*

gegeben, denn in jedem geologischen Zeitalter hat sich ein Mond um die Erde gedreht. Warum gibt es geologische Zeitalter, die so kraß von-einander unterschieden sind? Das beruht darauf, daß am Ende jedes dieser Zeitalter ein Satellit auf die Erde gestürzt ist und dadurch dieses Ende eben erst herbeigeführt hat.“ [Kolosimo S. 21]

Saurat beschreibt recht genau, wie der Mond sich der Erde immer weiter nähert, bevor er schließlich auf sie stürzt. Diese Theorie wurde zumin-dest teilweise am 24.11.02 während der TV-Dokumentation „Geheimnisse unseres Universums“ bestätigt. Untertitel der Sendung war: „Das Leben ohne Mond“. Der Moderator Joachim Bublath berichtete, dass der Mond in früheren Zeiten wesentlich näher als heute an der Erde war. Heutzutage entfernt sich der Mond einige Zentimeter im Jahr von der Erde. Diese Tatsache löste, so Bublath, gewaltige Fluten auf unserem Planeten aus. Saurat ist der Ansicht, die weltweiten Sintflutmythen seien Anzeichen dafür, der Mond sei noch in **geschichtlicher Zeit** näher als heute an der Erde gewesen. Es wäre in diesem Fall relativ egal, ob der Mond auf die Erde stürzte oder „nur“ wesentlich näher als heutzutage war. Auf jeden Fall, so wird der Kosmologe zitiert, kann man davon ausgehen, der Vorgang der Erdannäherung des Mondes würde die Anziehungskraft der Erde verringern, gleichzeitig nähme die Schwerkraft des Mondes zu. Das würde größere Lebewesen zur Folge haben. Dieser Kataklysmus würde aber auch zu vermehrter Vulkantätigkeit führen, die wiederum den Himmel verdunkeln würden. Die Luft wäre mit giftigen Vulkangasen angereichert, die sich auf die kosmische Strahlung auswirken würde. Ein Ereignis dieser Art spielte sich nach Kolosimo 1902 auf Martinique ab [Kolosimo S. 26]. In diesem Jahr kam es auf dieser Insel zu einem verheerenden Vulkanausbruch, der eine dunkelviolette Wolke, *„die aus mit Wasserdampf gesättigtem vulkanischen Gasen“* bestand, in die Atmosphäre blies. Eine 400 Meter hohe Feuersäule entzündete diese Gase. Tausende von Tote waren die Folge. Als sich die Landschaft beruhigt hatte, wuchsen auch die Pflanzen wieder, Tiere wurden geboren. Kolosimo schreibt jedoch, alle Lebewesen seien plötzlich riesengroß geworden. Die Franzosen errichteten daraufhin eine Forschungsstation auf Martinique, die von Dr. Jules Graveure geleitet wurde. Sowohl dieser, als auch sein Kollege Dr. Rouen wuchsen in der Folgezeit erheblich. Verließen sie die Insel, hörte das Wachstum sofort auf. Hier liegt allerdings auch gleich der sogenannte Knackpunkt, denn in den Mythen ist nicht erwähnt, alle Lebewesen seien riesig gewesen. Hinzu kommt folgendes: Der Logik nach müsste vulkanische Asche die kosmische Strahlung *abbremsen*, somit würde eine Mutation eher verhindert als gefördert. Aus diesen Grün-den kann das Beispiel Martinique nicht mit einbezogen werden.

Menschenfressende barbarische Riesen (Picardt, 1660)

Welche archäologischen Hinweise gibt es nun auf den oben geschilderten Riesenwuchs? Es ist allgemein bekannt, dass die Lebewesen im Dinosaurierzeitalter und noch danach riesengroß werden konnten. Die beiden BBC-Dokumentationen „Dinosaurier - Im Reich der Giganten“ und „Die Erben der Dinosaurier“ (ausgestrahlt auf Pro 7 in den Jahren 2000 und 2001) zeigten computerrekon-struierte Lebewesen von weit mehr als dreißig Tonnen. Der Brontosaurus wurde über zwanzig Meter lang [Neues Großes Lexikon, S. 121]. Das Indricotherium, ein Lebewesen der „Nach-Dinosaurier-Ära“, war ein immerhin noch über sechs Meter großes Nashorn. Aber auch über eine Tonne schwere Gürteltiere lebten noch vor etwa einer Million Jahren!

Stellt man sich jedoch die Frage nach menschlichen Fossilien, die in die Kategorie „Riese“ einzuordnen sind, ist die Beweislage nicht mehr ganz so üppig. Nichts desto trotz liegt Material vor. Der chinesische Paläontologe Wei-Chung fand im südöstlichen Teil Chinas die Knochen von Wesen, die weit über drei Meter groß waren. In Gargayan auf den Philippinen fand man ein 5,18 m großes menschliches Skelett. In Tura, an der Grenze zu Westpakistan, fand man ein menschliches Skelett von 3,35 Metern.

Der französische Hauptmann Lafenechére machte in Agadir in Marokko einen Fund, der uns erschreckend an die Bibel erinnert. Er grub eine Werkstatt voller Jagdgeräte aus, dar-unter 500 Doppeläxte, die im Schnitt acht Kilogramm wogen. [Kolosimo, S. 30]. Berechnungen und Messungen der Griffe führten zu einem erstaunlichen Ergebnis. Die Benutzer der Doppeläxte müssen um die vier Meter groß gewesen sein. Zur Erinnerung: Goliath von Gath war etwa 3,17 Meter groß, die Klinge seines Speeres wog 6,8 Kilogramm. Berechnen wir den Durchschnittswert, passen die Ergebnisse hervorragend zusammen.

Nur am Rande erwähnt, wächst die Menschheit auch in unseren Tagen beständig weiter. Die durchschnittliche Größe des Menschen hat in den letzten hundert Jahren meines Wissens um über zwanzig Zentimeter zugenommen. Die Mitglieder des afrikanischen Stammes der Massai werden durchschnittlich über zwei Meter groß. Übrigens haben sie meist, obwohl mit schwarzer Haut, rote Haare.

Schenkt man dem Anthropologen Hans Wilhelm Jürgens Glauben, der langjährige Studien an zahlreichen Nordeuropäern durchgeführt hat, hält dieser Zustand noch bis etwa 2050 an. So berichtete P.M. in der Juli-Ausgabe 1999. Wie dieses stete Wachstum zustande kommt, wurde leider nicht erklärt.

Nach dieser Bestandsaufnahme kann festgehalten werden: auf der Erde kann es durchaus Riesen gegeben haben. Allerdings ist ein Vergleich mit den Riesen der Mythen schwerlich zu erzielen. Jedoch könnte in den hier erwähnten Möglichkeiten der Kern für die Riesen der Sagen- und Mythenwelt liegen. Natürlich beträfen Mutationen nicht alle Menschen und auch nicht alle Menschen gleich. Einige wären vielleicht riesig groß, andere hätten sechs Finger und sechs Zehen, wieder andere weiße Haare und gelbe Augen. Interessant ist dies besonders, wenn man sich den wahrscheinlichen Wortstamm der Nephilim, dieses Wort wird in der Bibel meist mit „Riese“ übersetzt, anschaut. Nach dem „Jerusalemer Bibellexikon“ [S. 739] lautet dieser Stamm „nephel“ und wird mit „Fehlgeburt, Missgeburt“ übersetzt. Dies unterstützt m.E. die oben gegebene Übersetzung. Eine Erklärung für die Übereinstimmungen bezüglich der Abstammung der Riesen von den „Gottessöhnen“, wie übereinstimmend in der Bibel, bei den Griechen und Sumerern berichtet, kann so nicht gegeben werden. Es ist aller-dings gut möglich, dass den „Missgeburten“ diese Abstammung nur angedichtet wurde. In vielen Kulturen der Erde galten beispielsweise Geisteskranke als von den Götter bevorzugt.

Interessant für die Paläo-Seti-Forschung ist allerdings die Tatsache der wissenschaftlichen Möglichkeit von Riesen. Denn wenn die Mythologie in diesem Punkt als im Kern richtig erkannt werden kann, werden meiner Ansicht nach auch die Geschichten um „fliegende Götter“ glaubhafter. Denn diese Geschichte könnten dann auch auf einem wahren Kern beruhen.

Literatur

Cordan, Wolfgang: Popul Vuh - Das Buch des Rates, Eugen Diedrichs-Verlag, 9. Aufl. München 1995

Pinson, R.W. (Hrg.): Götter- und Heldensagen, Gondrom Verlag, Bindlach 1997

Schwab, Gustav: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums, hier: Stichwort: Riesen, Tosa Verlag, o.J.

Watch Tower Bible an Tract Society: Einsichten über die Heilige Schrift, Bd. 2, Selters/Taunus 1992

div: Neues großes Lexikon in Farbe Bd. 2, hier: Stichwort: Riese, ohne Verlagsangabe, 1989

Wörterbuchredaktion des Verlages Walter de Gruyter: Klinisches Wörterbuch, hier: Stichwörter: Gigantismus und Akromegalie, Nikol Verlagsgesellschaft mbH, Hamburg, 257. Aufl. 1994

Jerusalemer Bibel-Lexikon, 4. Aufl. Neuhausen-Stuttgart, 1998

Baer Dieter und Hübner, Michael (Bearb.): Fremdwörterbuch, Grammatik, Bedeutung und Herkunft, Bibliographisches Institut, Leipzig 1990

Kevles, Daniel J. und Hood, Leroy (Hrg.): Die genetische Karte des Menschen, Insel Verlag, Frankfurt/Main, Leipzig 1995

Gribbin, John und Mary: Kinder der Eiszeit - Beeinflußt das Klima die Evolution des Menschen?, Insel Verlag, Frankfurt/Main, Leipzig 1994

Wesson, Robert: Chaos, Zufall und Auslese in der Natur, Insel Verlag, Frankfurt/Main, Leipzig 1995

Tarassow, L.: Wie der Zufall will?, Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg/Berlin, 2. Aufl. 1993

Kristen Rohlfs: Die Ordnung des Universums, Birkhäuser Basel/Boston/Berlin, 1992

Kolosimo, Peter: Woher wir kommen, Limes Verlag, deutsche Ausgabe Wiesbaden 1972

Ercivan, Erdogan: Das Sternentor der Pyramiden, Bettendorf Reichenau, 7. Aufl. 2001

von Däniken, Erich (Hrg.): Fremde aus dem All, Goldmann, München 1995, hier: Krassa, Peter: Das

Wissen des Thot, S. 136 bis 143
Velikovsky, Immanuel: Welten im Zusammenstoß, Ullstein, Berlin, Nachdruck 1983

Zeitschriften und andere

Vereinsheft der A.A.S.: Sagenhafte Zeiten Nr.6/2002, hier: Schlaglichter, S. 6/7: Zweiter Mond entdeckt
P.M. Juli 1999, hier: Ripota, Peter: Evolution: Wie sehen unsere Nachfolger aus?, S. 76 - 81
BBC TV Dokumentationen: Dinosaurier - Im Reich der Giganten und Die Erben der Dinosaurier, ausgestrahlt auf Pro 7 2000 und 2001
TV NRW: Das menschliche Genom, 6 Teile, ausgestrahlt von TV-NRW im Sommer 2002
Arte: Klonen - Der Mensch aus dem Labor?, ausgestrahlt im Herbst 2002 auf Arte
ZDF: Geheimnisse unseres Universums, von Joachim Bublath, 1. Teil: Das Leben ohne Mond, ausgestrahlt am 24.11.02
CD-ROM: Das Große Bertelsmann Lexikon 2001

Volker Ritters

Der „Übergang von Troja nach Rom“

in der Verborgenen Geometrie des „Verlorenen Sohnes“ von Hieronymus Bosch anno 1510

Der Artikel von Uwe Topper „Hieronymus Bosch. Wie das frühe Christentum um 1500 in den Niederlanden sich durchsetzte“ (in: SYNESIS Nr. 1/2003) gibt Veranlassung zu folgendem Aufsatz, der in seinem geometrischen Inhalt bereits 1996 veröffentlicht wurde („raum& zeit special 8“, Ehlers Verlag, Wolfratshausen, S. 66-69), jedoch durch Toppers Ausführungen erst jetzt seinen geschichtlichen Stellenwert erhält.

Topper schreibt: *„An vielen Symbolen und Gestalten erkennt Fraenger das Fortleben des ägyptischen Isiskultes im Holland des beginnenden 16. Jahrhunderts.“* (S. 20) Dann fragt Topper, wie es kam, dass dieser Kult nicht schon längst (seit der Christianisierung vor tausend Jahren nach herkömmlicher Chronologie) ausgerottet war. Weiterhin erklärt Topper, dass Boschs *„Bekenntnis einer anderen Religionszugehörigkeit, die noch voll geachtet war“* allein denkbar sei zur Zeit von Boschs heidnischen Bildern vor dem Platzgreifen des Christentums (S. 20), *„was zu den neuen Erkenntnissen der Chronologiekritiker passt, die das Ende der griechischen Antike erst um 1500 sehen.“* (S. 21) Boschs heidnische Bilder seien Bekenntnisse zur *„Fruchtbarkeit und damit verbundenen Auferstehung“* (S. 20), ebenso zur *„Hölle des Hier und Jetzt“* (S. 22). *„Christlich wäre gewesen, das ‚neue Jerusalem´ anzukündigen, den ‚neuen Himmel und die neue Erde´, auch die Rettung der Gläubigen. Nichts davon finden wir in diesem Bild* [Anm. des „Gartens der Lüste“]. (S. 22)

Zum Wandel in jener Zeit schreibt Topper: *„Natürlich wird Bosch den damals aufkommenden christlichen Glauben gekannt haben und auch für die Kirche Aufträge ausgeführt haben. Aber Boschs Auffassung vom Christentum, so weit wir die Bilder mit entsprechenden Szenen als seine eigenen Spätwerke erkennen wollen ..., ist doch noch ganz undogmatisch ... Das Kreuz, an dem Christus hängt oder das er schleppt, ist stets ein T-Kreuz, nie gekreuzt! Das gehört einer frühen Stufe der Christenmission an.“* (S. 22) *„Wir können recht gut ausmachen, wann Boschs Maltätigkeit endet* [Anm: mit seinem Tod um 1516]*: vor der endgültigen Machtübernahme der Kirche.“* [S. 24)

Nach der Kenntnisname dieser Aussagen wäre also zu fragen, ob es bei Bosch bereits Bilder gibt, die in den Motiven den Übergang zum Kirchen-Christentum zeigen, und die dabei schon eine verborgene Geometrie besitzen, die (nach bisheriger Kenntnis dieser Geheimsprache) von altägyptischen Inhalten berichtet. Wenn ein derartiges Bild bei Bosch gefunden werden kann, dann zeigt Bosch in seinem Werk also heidnische Bilder, dann frühchristliche Bilder und möglicherweise auch schon kirchenchristliche Bilder mit heidnischem Hintergrund in der Verborgenen Geometrie, welcher letzte Fall anzeigen kann, dass die neue Macht der Kirche keine anderen Aussagen mehr duldete, also die Alleinherrschaft bereits erworben hatte.

Hieronymus Bosch: „Der verlorene Sohn“

Wenn dieses Bild gefunden wird (und ohne dieses Bild wäre dieser Artikel nicht geschrieben worden), so kann die Funktion der Verborgenen Geometrie besonders deutlich werden: Sie hielte dann im Hintergrund die Erinnerung an die frühere Religion wach (in einer Art latenter Renaissance), die nach einem demnach herrschenden Anspruch der Kirche nicht mehr offen vermittelt werden durfte. Auch wird dann hinsichtlich der zitierten Chronologie-Kritik deutlich werden, dass zum Zeitpunkt dieses Bildes bei Bosch die Zeit der (griechischen) Antike offiziell vorbei war und das Kirchen-Christentum sich durchgesetzt hatte.

„Der Verlorene Sohn“, zur gegenständlich-allegorischen Deutung

Dieses ist das gesuchte Bild. Marijnissen nennt dieses Bosch-Bild (um 1510, Rotterdam) den *„sogenannten Ver-*

lorenen Sohn“ [S. 410]. *„Das Bild stimmt in einigen Punkten arg irreführend mit der Parabel vom Verlorenen Sohn (Lukas, 15: 11-32) überein, so z.B. in der ärmlichen Kleidung und den Schweinen.“* [S. 410] Es wurde vorgeschlagen, den Dargestellten einen Landstreicher, einen Bettler oder Vagabunden, Herumtreiber, Klinkenputzer, ewig Unsteten, Hausierer, heimatlosen Herumziehenden zu nennen (speziell als „Ohnesorg“, „leere Börse“, „Schwindler“), als Melancholiker zu deuten oder ihn als „Bild der Menschheit“ in einem „Bußbild“ dargestellt zu sehen [Marijnissen 410 f]. Nach Harris sei der „Verlorene Sohn“ eine der Pilgerfiguren, mit einem *„Bewusstsein davon, dass sie nicht von dieser Welt sind oder es zumindest nicht sein sollten.“* [S. 153] *„Man kann Boschs Wirtshaus als konventionell-christliches Bild für einen Ort der Versuchung interpretieren, doch eine noch größere Übereinstimmung findet sich mit einer Metapher aus dem vom Manichäismus beeinflussten Perlenlied. In diesem Gedicht begibt sich der Erlöser, der gekommen ist, um die gefallenen Seelen zu retten, in ein ähnliches Wirtshaus. Symbolisch gesehen ist es also eine vorübergehende Wohnstatt, die die Erde repräsentiert …* [mit] *Verdorbenheit und Trunkenheit.“* [Harris 154]. Es *„benutzten die Gnostiker und Manichäer Trunkenheit und Schlaf als Metapher für den Zustand der Seele, die ihre wahre Natur vergessen hat …* [und sich] *viel enger an die Erde und den physischen Körper gebunden* [hat].“ [S. 155] So sei der Galgenberg im Hintergrund *„eine Warnung vor dem spirituellen Tod des Pilgers…“* [S. 156]

Der „Verlorene Sohn“ zeigt freimaurerisch gesehen typische Merkmale einer Einweihung: den ungleichen Gang (Pantoffel und Schuh), die Nacktheit (Verband am Bein, entblößte Brust), das „Kehret um“ (knickfüßiger Gang) und die Arbeitstafel mit Schöpfer und Schöpfungswerk (Tür s.u.).

Die Verborgene Geometrie soll klären helfen: Zeigt der Wanderer das normale Erdenleben mit der Seele in Gottesferne oder Gottesvergessenheit? Ist er der Erlöser, der auch durch die Hölle des Erdenlebens hindurch gehen muss?

Zur geometrisch-symbolischen Deutung, das Rastergitter

[Abb. 1] (Einführungen in die Verborgene Geometrie in: Ritters: „Runge“ oder „Giorgione“) Zuerst wird vom Interpreten der Tempel als Ort der Begegnung mit Gott aufgesucht: Die „Weisheit“ (W., Erkenntnis des Diesseitigen und des Jenseitigen) liegt dort, wo der

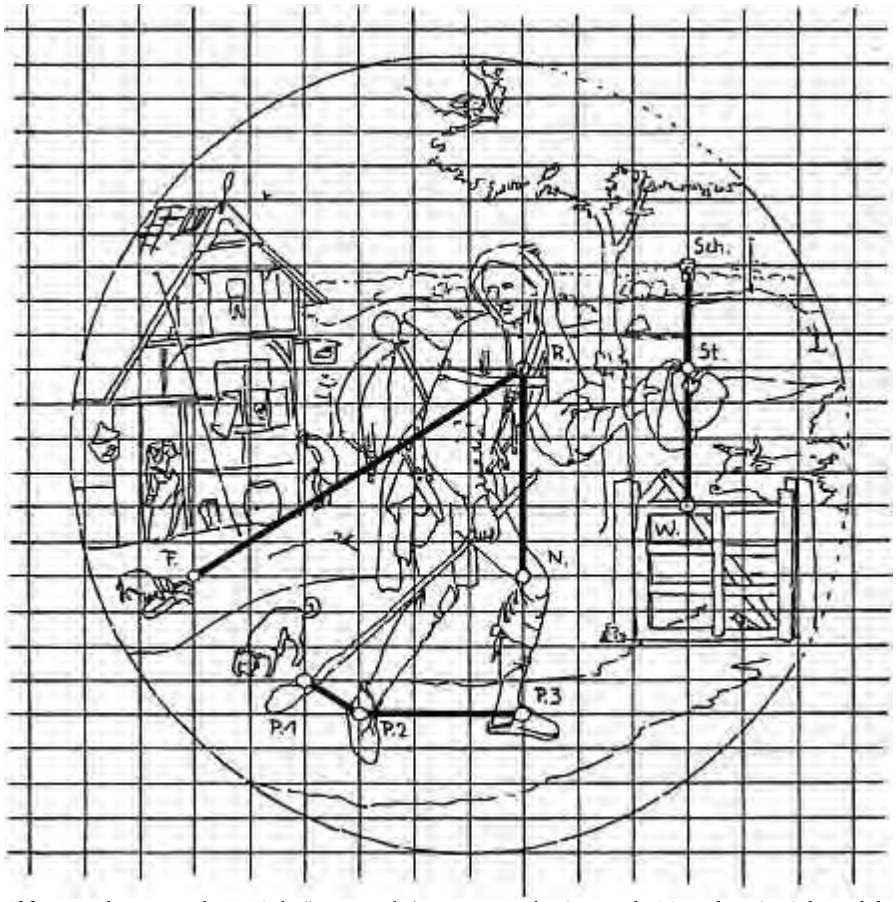


Abb. 1: *nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch (1510, Rotterdam), mit: der Tempel W.-St.-Sch. und das Rastergitter.*

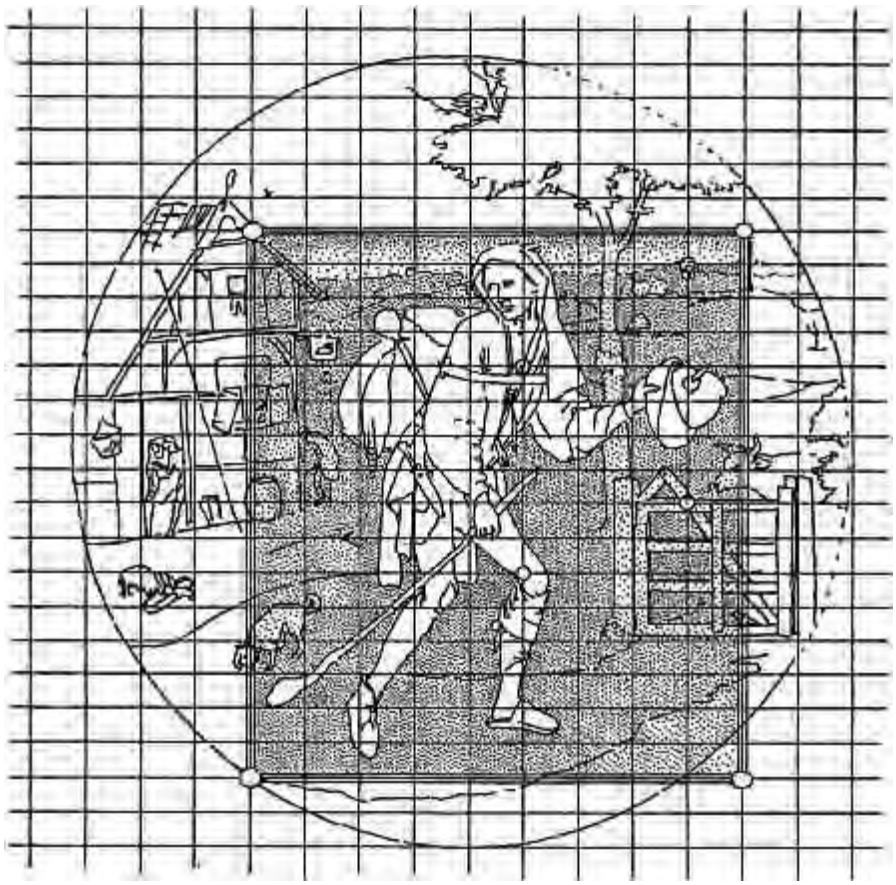


Abb. 2: *nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch, mit den 144 Rasterfeldern des Einzuweihenden.*

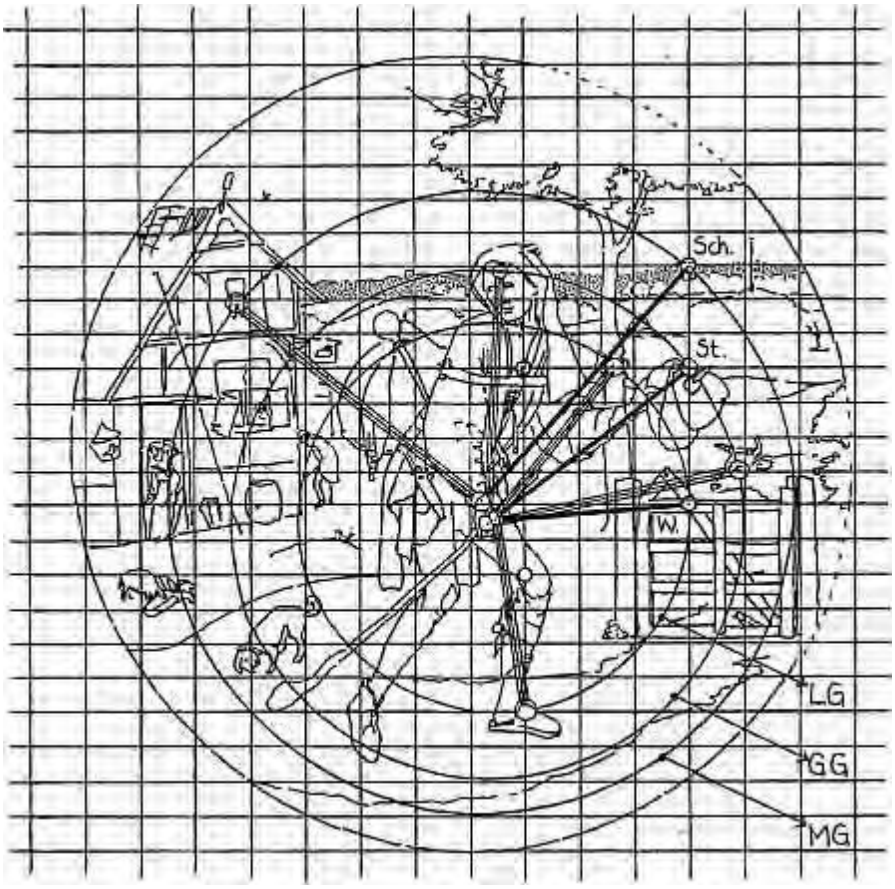


Abb. 3: nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch, mit den Griffen von Lehrling (LG), Geselle (GG), Meister (MG).

dreieckige Türgriff (der Schöpfergott) zu den sechs Feldern der Tür (das Sechstagewerk) vordringt. Der Wert „Stärke“ (St., Überwindung des Körperlichen) liegt an der Oberkante des Hutes (als Verlängerung der Schulter). Der Wert „Schönheit“ (Sch., die Übergegensätzlichkeit) liegt auf der Spitze des fernen Hauses (des Vaterhauses). Die Figur W.-St.-Sch. ist der Tempel. Der Wert „Religo“ (R., Rückbindung) liegt auf der Brust des Wanderers, in der er eine Erinnerung an seine Herkunft bewahrt hat. Mit Hilfe dieser vier Punkte ist das Rasterfeld aufzubauen.

Das Rundbild hat 24 Rasterfelder in der Höhe und 15 in der Breite, es liegt also auf einem Rastergitter von 360 Feldern. Seine Zahl ist also ähnlich „rund“ (360°, vollkommen), wie der Bildkörper auch (annähernd) kreisrund ist.

[Abb. 2] Auf diesem Rastergitter nimmt das Sechstagewerk der Tür (genau) 12 Felder ein, es ist also auch vollkommen (3 x 4, 4 x 3). Und der Wanderer nimmt im Bild (mit 9 x 16) 144 oder 12 x 12 Felder ein. Er wird das „Himmlische Jerusalem“ (12 x 12), das ewige Gottesreich auf Erden bringen (Johannis-Offenbarung), und er ist also der Erlöser, der vom Wirtshaus (links, Gottesferne) zum Tempel Gottes (rechts, W.-St.-Sch.) geht.

So weit ist schon deutlich, dass die gegenwärtige Präsenz des Erdenlebens erbärmlich ist (bestenfalls im Streit des Guten mit dem Bösen liegt), hingegen der Hintergrund in höchster Harmonie steht (6, 12, 144, 360).

Diese Differenz zeigt sich auch in der Höhe der Augen des Wanderers, die unterhalb der Höhe des Horizontes (mit dem Ort für die aufgehende Sonne) liegen. Nur mit dem (geometrisch noch verborgenen) dritten Auge (s.u.) wäre er wieder in Horizonthöhe.

Die Handgriffe

[Abb. 3] Der Erlöser kennt alle drei Grade (die er also dem Interpreten vorführt, denn ein normaler Einzuweihender hätte jeweils nur einen Grad zu bearbeiten).

Der Lehrlingsgriff/LG (der Kreis um den Zeigefingerknöchel LG mit Radius LG-W.) überquert die kranke Stelle in der Buche und den rechten Winkel des linken Fußes: Der Rechtwinklige (der sowohl erdverhaftet als auch himmelsbezogen ist) heilt die im Leben auftretende Krankheit, wird heil und ganz (erdverhaftet und himmelsbezogen).

Der Gesellengriff/GG (der Kreis um den Mittelfingerknöchel GG mit Radius GG-St.) überquert das Auge der Kuh und das „dritte Auge“ des Wanderers. Wenn die Kuh das Sühne- und Opfertier des Alten Testamentes ist (Eleasar, 4. Mose 19, 2-9, s. Ebräerbrief 9, 13-14 [Fraenger 265]), was eine Präfiguration des Opfers Christi bedeutet, so soll der Wanderer und Erlöser vor seinem geistigen Auge sein Opfer seines (göttlichen) reinen Körpers für die seit dem Paradies im Fleische sündigen Menschen (Eva und die Schlange) imaginieren.

Der Meistergriff/MG (der Kreis um das Handgelenk MG mit Radius MG-Sch.) überquert das aus dem Fenster hängende Hemd am Kragen. Wenn über dem Haus ein Krug verkehrt herum auf den Stock gesteckt ist, so ist das Hemd (in seiner W-Form) richtig herum gewendet (als M-Form) das Zeichen für den Horizont Achet. Und der Meister soll also dort hin streben, d.h. ein „Sohn Gottes und der Sonne“ werden. Der auf der Erde wandelnde Heiland soll also wieder zu seiner reinen Gotteskindschaft zurückkehren, bildhaft zum Horizont zurückkehren (MG) - über Ganzwerdung (LG) und Opferung (GG) - dorthin, wo schon sein Vaterhaus mit Sch. ist.

Das magische Dreieck

[Abb. 4] Der Vogel über dem Wirtshaus (Transzendenz, Seele, Geist, göttliche Offenbarung [Cooper 205]) steht für den Ort „Gott“ (G), der Boden des Käfigs steht für die Waagerechte (die Vernunft prüft den ebenen Baugrund, 1. Aufseher, A1) und die Schnur, an der das Messer herab hängt, steht für die Senkrechte (das Gewissen senkt sich in mich hinein, 2. Aufseher, A2). Gott sendet das „Wort“ über A1 und A2 in die zu schaffende/geschaffene Welt („und es ward“) und erreicht zuerst den Punkt Null (P0).

Die Reise der zwölf Stufen der Wandlung

[Abb. 5] Von P0 ausgehend liegt der Wert der 1 (Einheit) gleichabständig auf „Gott“ (P1A auf G) und auf dem rechten Zaunpfosten „Boas, meine Stärke ist in Gott“ (P1B) mit mittig P1. Von P1 ausgehend liegt der Wert der 2 (Zweiheit, Gegensatz) gleichabständig auf dem Hals des Hundes (P2A, zwischen Körper und Kopf) und auf dem Hals des Mannes (P2B, zwischen Körper und Kopf) mit mittig P2. Von P2 ausgehend liegt der Wert der 3 (Dreiheit, Vereinigung) gleichabständig auf der Giebelspitze des Wirtshauses (P3A, Dreieck) und auf dem rechten Winkel des linken Fußes (P3B, die Verbindung von erdverhaftet-waagerecht und himmelstrebend-aufrecht) mit mittig P3.

[Abb. 6] Von P3 ausgehend liegt der Wert der 4 (Mannigfaltigkeit, Vielheit) gleichabständig auf der Wunde des Ge-

schundenen, vielfach Verwundeten (P4A) und zwischen den Menschen in der Haustür (P4B) mit mittig P4 (auf dem kleinen Unrathaufen). Von P4 ausgehend liegt der Wert der 5 (Pentagramm, Leben-Liebe-Licht) gleichabständig auf der kranken Stelle des Baumes (P5A, hier ein Gegenbild zum Leben) und auf dem tiefsten Punkt des Bildes (P5B, hier ein Gegenbild zur lichten Höhe des Himmels) mit mittig P5. Von P5 ausgehend liegt der Wert der 6 (Hexagramm, Oben-unten-Beziehung) am oberen Ende der Messerscheide (P6A) und am oberen Ende von Gottes Wirken durch die Schöpfungstage hindurch (P6B, beide Mal oben mit Richtung nach unten) mit mittig P6. Von P6 ausgehend liegt der Wert der 7 (Vollkommenheit aus 4 + 3) gleichabständig am unteren Ende des Schweinetroges (P7A, 7 Schweine) und am oberen Ende des Hausgiebels (P7B, Hauswand und Giebel wie 4+3) mit mittig P7. Von P7 ausgehend liegt der Wert der 8 (Gnade der Erhebung) gleichabständig auf dem Ort „8“ (P8A, eine Stufe über Sch./7) und auf dem Kuhmaul (P8B, Opfertier/Präfiguration Christi, das Wort/das eine Gebot des Erlösers) mit mittig P8. Von P8 ausgehend liegt der Wert der 9 (Transzendieren) auf dem über die Kiepe hinausragenden Löffel (P9A, Hinausgehen) und auf dem aus den Laubmassen hervortretenden Ast (P9B, desgl.) mit mittig P9.

[Abb. 7] Von P9 ausgehend liegt der Wert der 10 (der Höchste, Gott) auf der Spitze des Vaterhauses (P10A auf Sch.) und am tiefsten Punkt der Kiepe, dem Erbe des Vaters [Fraenger 259], (P10B) mit mittig P10. Von P10 ausgehend liegt der Wert der 11 (der eingeborene Sohn, 10 + 1) gleichabständig auf dem Pfriemen/Nähzeug, das aus dem Hut/Geist herausschaut/ hervorkommt (P11A) und auf dem rechten Zeigefingerknöchel/ Finger des Johannes, der auf Jesus zeigte (P11B) mit mittig P11. Von P11 ausgehend liegt der Wert der 12 (Vollkommenheit aus 4 x 3, bzw. 3 x 4, im Höchsten) gleichabständig auf der Stirn des Wanderers (P12A, wo er sich im Gesellengriff sein Opfer als Heiland vorstellen sollte) und auf der Spitze des Vaterhauses (P12B auf Sch.) mit mittig P12 (auf dem Horizont).

[Abb. 8] Der Weg der Wandlung (P0 bis P12) zeigt zunächst das „Kehret um des Täufers“ (P0-P1-P2-P3), dann die „Grube des eigenen Unbewussten“ (P3-P4-P5-P6), durch die der Einzuweihende sein Bewusstsein nach oben hindurcharbeitet (und sie erkennt), weiterhin ein weiteres „Kehret um“ (P6-P7-P8-P9), um dann in das letzte gleichseitige Dreieck hinein zu kommen (P11-P12A-

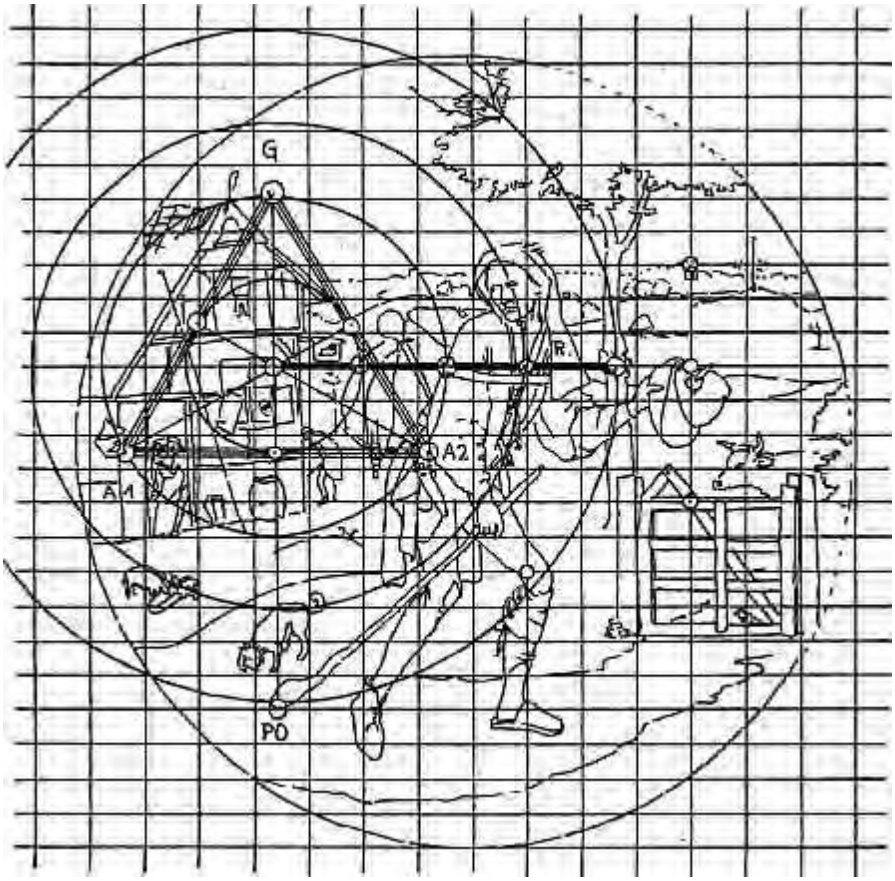


Abb. 4: *nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch, mit dem magischen Dreieck und Punkt Null.*

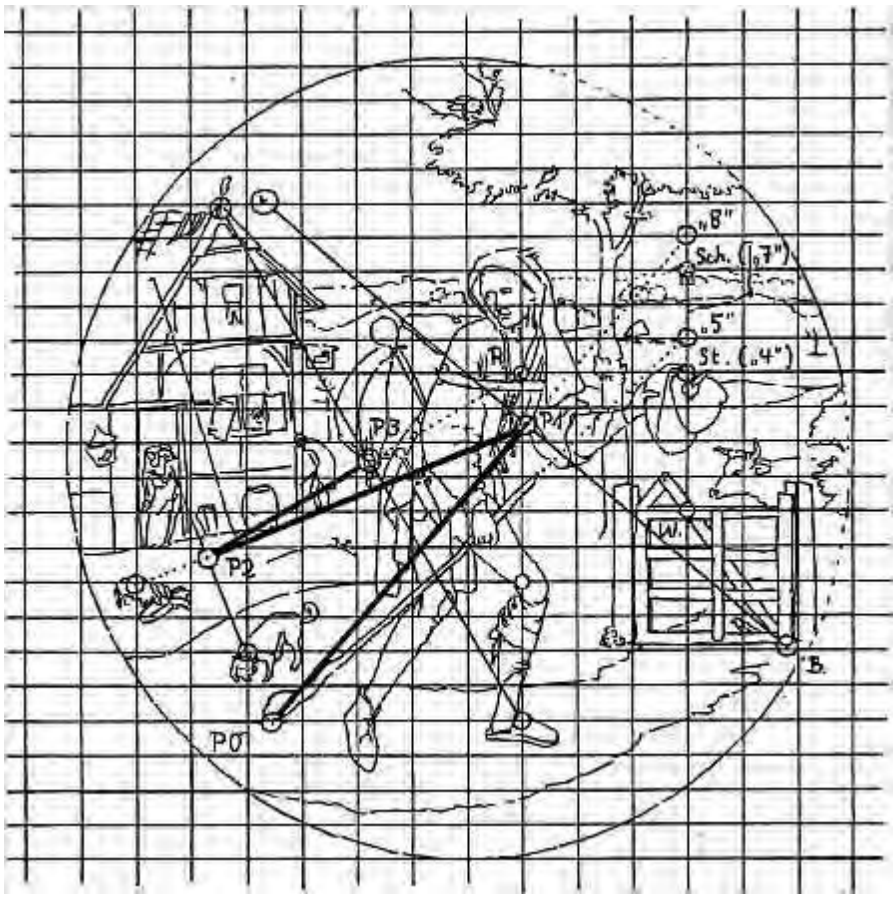


Abb. 5: *nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch, mit der Reise der Entwicklung (P0 bis P3).*

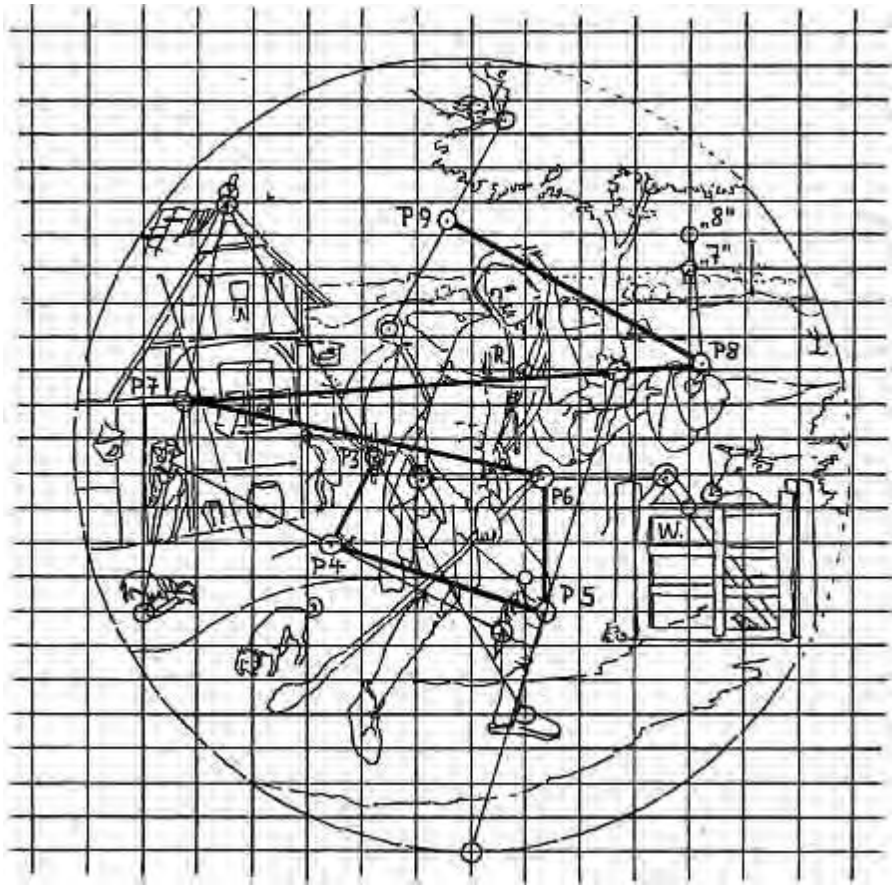


Abb. 6: *nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch, mit der Reise der Entwicklung (P3 bis P9).*

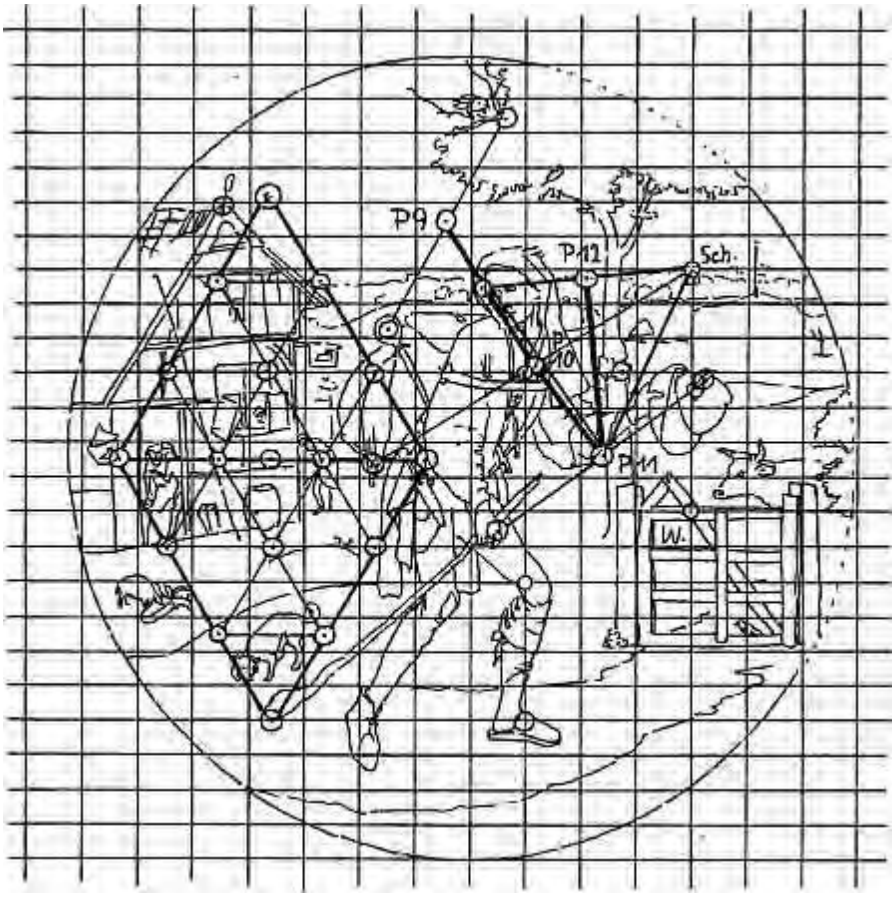


Abb. 7: *nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch, mit der Reise der Entwicklung (P9 bis P12).*

P12B). Die Gesamtfigur sieht nach einem bizarren Vogel aus. Danach kommt der Einzuweihende, der Wanderer, der hier der Heiland ist, von Gott (G, als Vogel in der Höhe dargestellt) und ist nun selbst ein „Vogel“ (P0 bis P12): Das von Gott (G) kommende „Wort“ zeigt Ihn, in der Person des Sohnes, noch einmal (den „Vogel“ P0-P12). Und die Lage von P12 auf dem „Horizont/Achet“ zeigt also, dass der Einzuweihende/der Heiland tatsächlich ein „Sohn Gottes und der Sonne“ ist (und seine Meisteraufgabe erfüllt hat).

Kubus und Gral

[Abb. 9] Die „doppelte Verdopplung“ des letzten Dreiecks (P11-P12A-P12B) schafft den Kubus mit der Binnenfigur des Y. Und durch die einstrahlenden Schwingungsfiguren entsteht der Gral. Über die Strecke H-Sch. kommt die Kraft jenseitig aus dem „Himmel“ (H), dann strömt sie über Sch./P12B-P12A durch die „Luft“, um dann über P12A-P12C in die „Erde“, in den Körper, einzutreten. So gelangt also spirituelle Kraft, dank des kubisch vollkommenen Einzuweihenden, über den „Lichtschacht“ (H-P12C) in das „Wirtshaus“, das für das gut-böse Erdenleben steht. Die Einweihung des Gottessohnes, seine erneute Vergöttlichung, bringt also dem Erden-Leben neue Energie.

Das Rad des Äneas
a) der Übergang

[Abb. 10] Das Rundbild des „Verlorenen Sohnes“ birgt noch ein Geheimnis, nämlich das „Rad des Äneas“, das am Rande 24 Löcher hatte und in der Mitte etwa drei, in der ein Faden so gespannt wurde von Loch zu Loch (nämlich von Buchstabe zu Buchstabe, wobei der Empfänger den Anfang des Alphabetes auf der Scheibe kennen musste), dass ein Text übermittelt werden konnte. [Irmscher 374] In der Geometrie fällt nämlich auf, dass die ersten acht Strecken (P0-P1 und P1-P2 usf.) einschließlich ihrer Verlängerungen über bedeutsame Punkte laufen, so dass diese Strecken bis zum Rand zu führen sind, um dort etwas Neues abzulesen. Wenn dann noch auf den Rad-Rand die Buchstaben gelegt werden (in ihrer Verteilung abgesprochen werden), so können diese acht Geraden am Rand „buchstäblich abgelesen“ werden:

Der Rand hat 54 Schnittstellen mit der Rasterung. Über dem Ort G wird „Alpha“ angenommen, gegenüberliegend „Omega“. Dann hat jede Hälfte noch 26 Stellen, die hier mit unserem Alphabet belegt werden (seltsamerweise

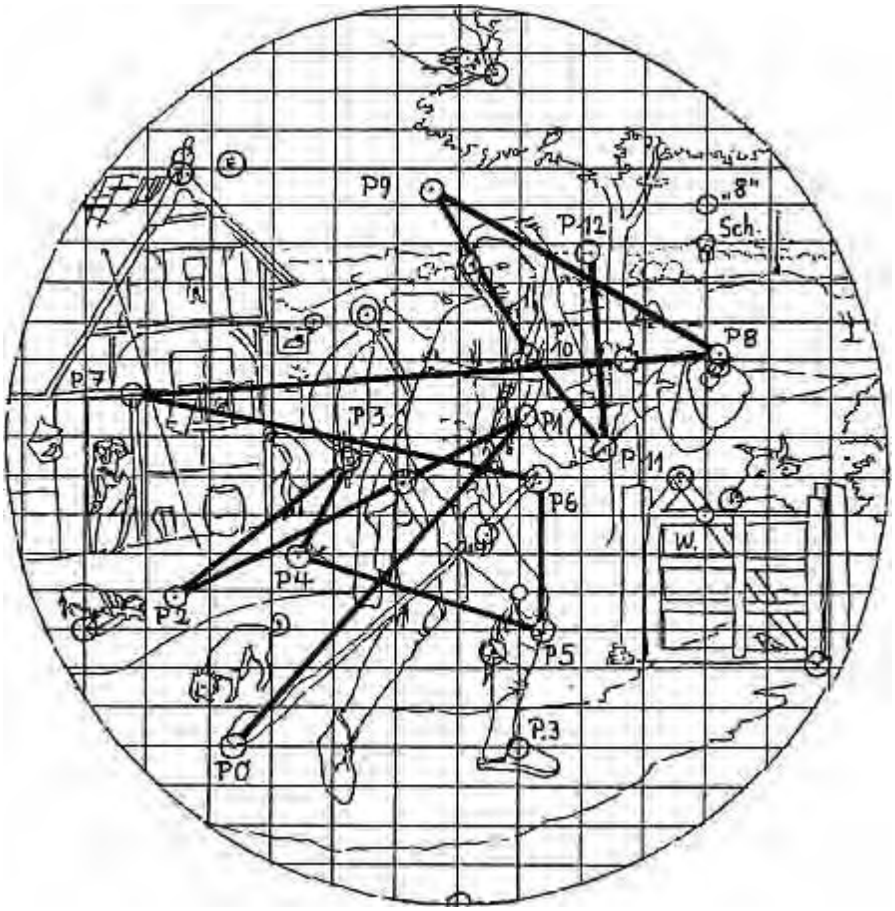


Abb. 8: *nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch, mit der Reise der Entwicklung (P0 bis P12).*

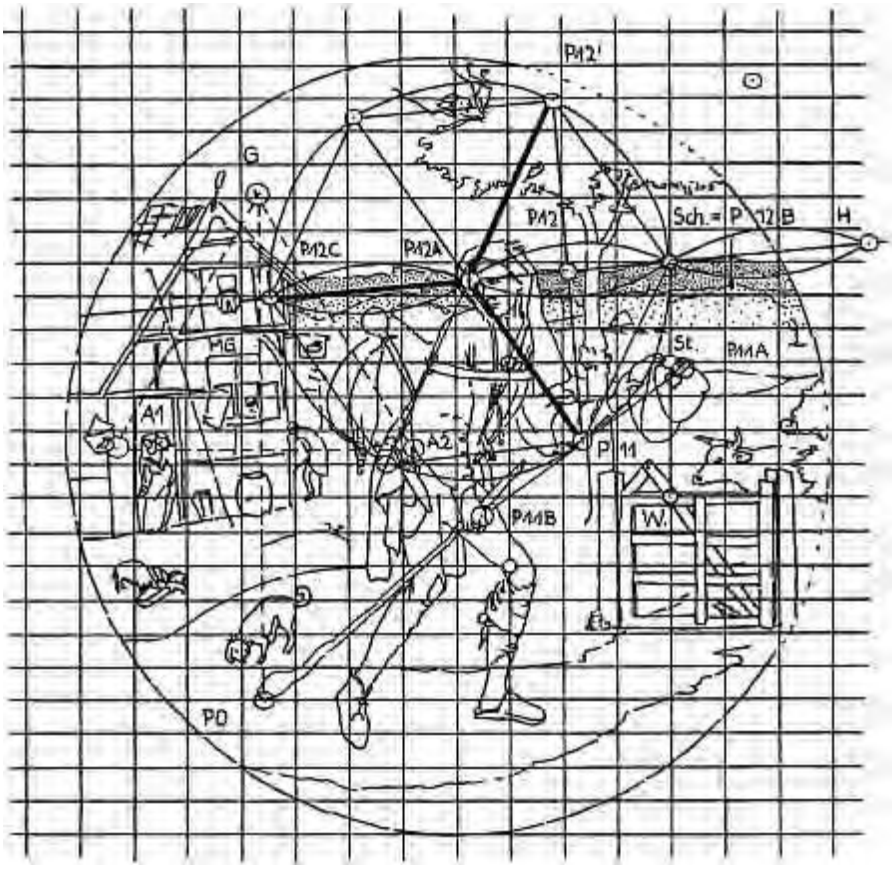


Abb. 9: nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch, mit dem Gral mit dem Lichtschacht (Himmel, Luft, Erde).

geht alles gut auf und schafft so eine Evidenz). Die ersten acht Strecken treffen auf die Buchstaben **ILIIXETO**. In Worte eingeteilt steht da: „ILII - X - ET - O“, also „Trojas X und O“ (Ilii ist der Genitiv von Ilium). Der Ausdruck „X und O“ verweist auf die geometrische Figur und Bedeutung des „Andreaskreuzes (X) im Zeitkreis (O)“. In dieser Figur wird die Wandlung im Durchgang durch den Norden (und durch den „Tod des Körpers“, seiner Begierden) und im Streben zum Osten (in der „Himmelfahrt der Seele“, ihrer Befreiung von der Dominanz der körperlichen Bedürfnisse) dargestellt. Danach wird also ein Zustand (Körper) und Ort (Norden) überwunden und ein anderer Zustand (Seele) und Ort (Osten) gesucht. Es ist ein Übergang vom Alten, materiell Gebauten, zu einem Neuen, geistig Gebauten.

Danach gewinnt der Einzuweihende, hier der Heiland, nun zur weiteren Sinnübermittlung die Bedeutung des Äneas: *„In der griechisch-römischen Sage Sohn des Trojaners Anchises und der Aphrodite, vermählt mit Krëusa. Er entkam nach der Eroberung Trojas durch die Griechen auf seiner Mutter Rat, den gelähmten Vater auf den Schultern, mit Sohn und Penaten* [Hausgöttern] *aus der brennenden Stadt; dabei verlor er Krëusa. In Delos erhielt er das Orakel, das Land seiner Urväter (Italien) zu suchen ... Nach der Landung in Latium nahm Äneas Beziehungen zu König Latinus auf und ... heiratete Lavinia* [dessen Tochter], *übernahm die Herrschaft und gründete Lavinium ... Als Roms Gründer erschien er im 5. Jahrhundert in der griechischen Literatur ... Äneas galt als der sagenhafte Ahnherr der Römer ..., bzw. des iulischen Geschlechtes, das sich nach Äneas´ Sohn Iulius nannte ... Äneas ist der durch Pflichttreue, Frömmigkeit und Kinderliebe ausgezeichnete Held der Römer.“* [Irmscher 14]

Nach der Sage hatte also Äneas, der aus einer Nebenlinie des trojanischen Herrschergeschlechtes stammte, Troja verloren und Rom begründet, wenn auch nicht gegenständlich, so doch sittlich (Troja 1184 v.u.Z., Rom 753 v.u.Z.).

Danach werden dem Einzuweihenden/hier dem Heiland, die Qualitäten des Äneas zugesprochen: Die Kiepe/das Erbe des Vaters (der Vater) auf dem Rücken, der Weg vom linken alten, gebauten Ort weg (Wirtshaus/ Troja) und zum rechten neuen, geschauten Ort hin (W.-St.-Sch./Rom): Der Einzuweihende geht den Weg von der griechisch-heidnischen Kultur (altes Troja) zur römisch-katholischen Kultur (neues Rom). Das ist ein Übergang. Doch gibt es eine genaue

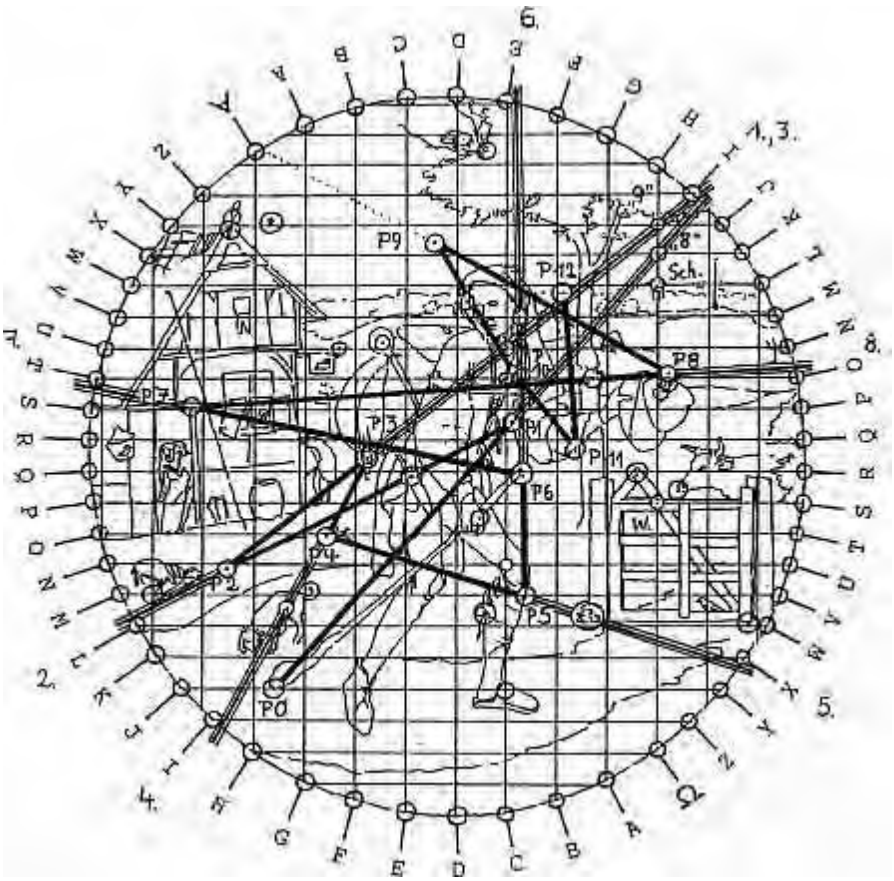


Abb. 10: *nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch, mit der Reise (P0 bis P12) im Rad des Äneas: der Übergang (Ilii-X-et-O).*

Stelle des Überganges, eine Grenze, einen Bruch oder eine Trennung?

Das Rad des Äneas b) die Grenze

[Abb. 11] Eine Grenze besteht augenfällig in der Achse „Alpha-Omega“. Diese Grenze fällt auf, da sie zwei Alphabete trennt, die ihre Berechtigung wohl nicht in zwei Sprachen finden (beide werden ja durch den einen lateinischen Text verbunden), sondern dann eher in zwei Zeiten (soweit Troja und Rom). Die Lage dieser Grenze im Bild trennt genau das Wirtshaus links von der Tür rechts. Auch läuft sie über den Oberschenkel des verlorenen Sohnes, der im „knickfüßigen Gang“ (der Kehret-um-Figur) den „Schritt gen Norden/Tod“ meint.

Danach steht die Grenzlinie für ein Ereignis, das mit dem Tod zusammen hängt. Und doch liegt im weiteren Verlauf dieser Strecke der Löffel, also das Essen. So bringt diese Linie den Tod, lässt aber auch Menschen, die demnach dem Tod entkommen sind, essen (leben).

Wenn diese Strecke „Alpha-Omega“ derart existentiell einschneidend ist, dass durch sie zwei sich gegenüberliegende, möglicherweise entgegengesetzte Bildteile entstehen, so sollen die Buchstaben erneut in dieser Gegenüberstellung befragt werden:

Von oben nach unten gesehen stehen sich links und rechts jeweils gegenüber: T und E, dann L und I, I, dann I und O, dann links nichts mehr, aber rechts X. Der Reihe nach steht da also: **TELII-IOX**. In Worte eingeteilt ist zu lesen: TELI - I - IO - X. Das bedeutet *„des Geschosses“* (telum, teli gen.), *„geh, bzw. mach dich auf den Weg“* (ire, Imp. i), *„ach weh“* (io: klagender Ausruf), *„an dieser Stelle“* (X wieder als geometrische Figur gesehen, hier ohne Kreis, also ohne Ausdehnung, also als Kreuzungsmitte, als Punkt). Das kann dann verständlich gesagt werden: *„Des Geschosses Weg oder Bahn, ach weh, schlägt dort ein“*, bzw. realistischer: *„Des Geschosses Bahn, ach weh, kracht“*, bzw. richtiger: *„Das Geschoss auf seiner Bahn, ach weh, kracht.“*

Damit ist die Grenze (Alpha -Omega) die Spur einer Katastrophe, die hereingebrochen ist und Wehklagen und Krachen verursacht hat. Sie brachte den Tod und doch entkamen einige mit dem Löffel, mit dem Essen, bzw. dem Leben.

Der Übergang redet also vom Weg von „Troja“ nach „Rom“ (Ilii - X - et - O), und die Grenze redet vom dazwischen tretenden „Krachen und Untergehen“ (Teli - i - io - X).

Der Komet in der Verborgenen Geometrie

[Abb. 12] Die Verborgene Geometrie zeigt auf dem Kopf des Verlorenen Sohnes das Pentagramm, also den Stern des Lebens (der die Grenze von links, Troja, kommend, nach rechts überschreitet), und sie zeigt hauptsächlich im linken Teil (Troja) einen Kometenschweif. Sollte danach das Pentagramm, also Christus sein Leben über jene Grenze des Unterganges (zwischen Troja und Rom) herüber gerettet haben, um diesseits der Grenze zu leuchten? Wäre das Seine Wiederkehr? Die Aussagen des Bildes geben neue Rätsel auf.

Zur Chronologie-Kritik

Nach vorliegender Deutung hat also Bosch ausgesagt:

1. Das gegenständliche Bild zeigt christliche Inhalte: der „Verlorene Sohn“ kommt vom verwahrlosten Leben bei den Schweinen und strebt zum fernen Vaterhaus zurück, vorbei an dem Opfertier Eliesars.
2. Das geometrische Kunst-Bild zeigt ebenso christliche Inhalte: Der Einzuweihende ist der Heiland (144), der vom ewigen Reich kündet, auch ist er das Pentagramm, der leuchtende Stern, das Licht der Welt.
3. Das geometrische Kunst-Bild zeigt aber auch altägyptische Inhalte: den Einweihungsweg mit der Grube/Patala in der Tiefe und mit dem Horizont/Achet in der Höhe.
4. Dann zeigt die Geometrie in dem „Rad des Äneas“ den Weg vom alten Troja (links) zum neuen Rom (rechts), also den Übergang von der griechisch-heidnischen zur römisch-katholischen Kultur (wobei der Einzuweihende zwar nach „rechts“ geht, aber doch nach „links“ schaut). Auch zeigt sie die überschrittene Grenze des Unterganges.

Für eine umfassende Deutung ist der Abstand zu diesen neuen Erkenntnissen noch zu gering, aber es soll doch festgehalten werden, dass Bosch angesichts der biblischen Inhalte des Bildes die Verborgene Geometrie bemühte, um von der „alten Religion“ (Urreligion, laut Verborgener Geometrie) etwas zu bewahren. Und diese Übergangsstelle (zum doppelgleisigen Kunst-Bild) kommentiert er zugleich in der Geometrie des „Verlorenen Sohnes“ mit Äneas´ Übergang von

„Troja“ (griechisch-heidnisch) nach „Rom“ (römisch-katholisch), mit dazwischen liegender Katastrophe.

Anscheinend geschah, als Bosch dieses Bild malte, das Erreichen des „Rom“ wirklich in seiner Umgebung um 1510 (wenn diese Datierung stimmt), weswegen das alte Heidnische der Antike (Altägyptisches/Einweihungswege, Griechisches/Äneas) bereits versteckt werden musste.

Und die Frage, woher Bosch das Wissen von der Geometrie bekommen hatte, das er anscheinend gerade zu jener Zeit benötigte, kann spekulativ beantwortet werden: Lucas Cranach d.Ä. (schon vor Bosch ein Meister der Verborgenen Geometrie) reiste 1508-1509 nach Mechelen und war also in Boschs Nähe, bevor dieser die Verborgene Geometrie in seinem „Bild vom Untergang und Übergang“ 1510 einsetzte. Bosch schuf damit eine Urkunde seines geheimen geschichtlichen und religiösen Wissens, die nun gelesen werden kann!

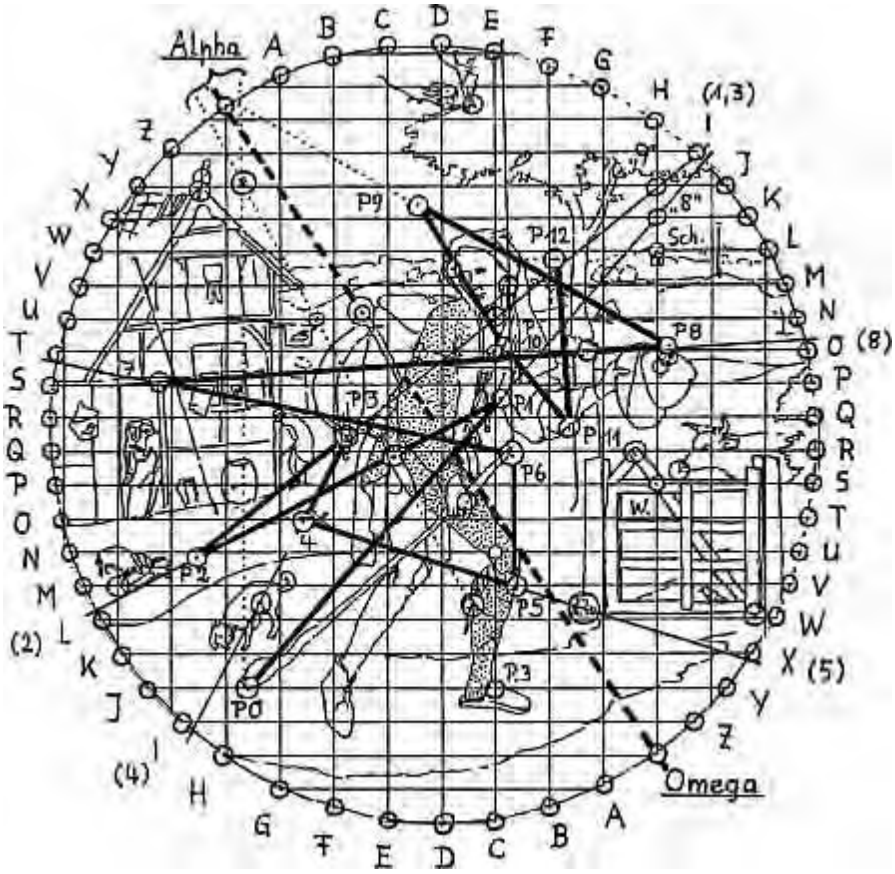


Abb. 11: *nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch, mit der Reise (P0 bis P12) im Rad des Äneas: der Bruch (Teli-i-io-X). (Teli = Geschoss; i = geh!; io = ach!; X = Markierungspunkt)*

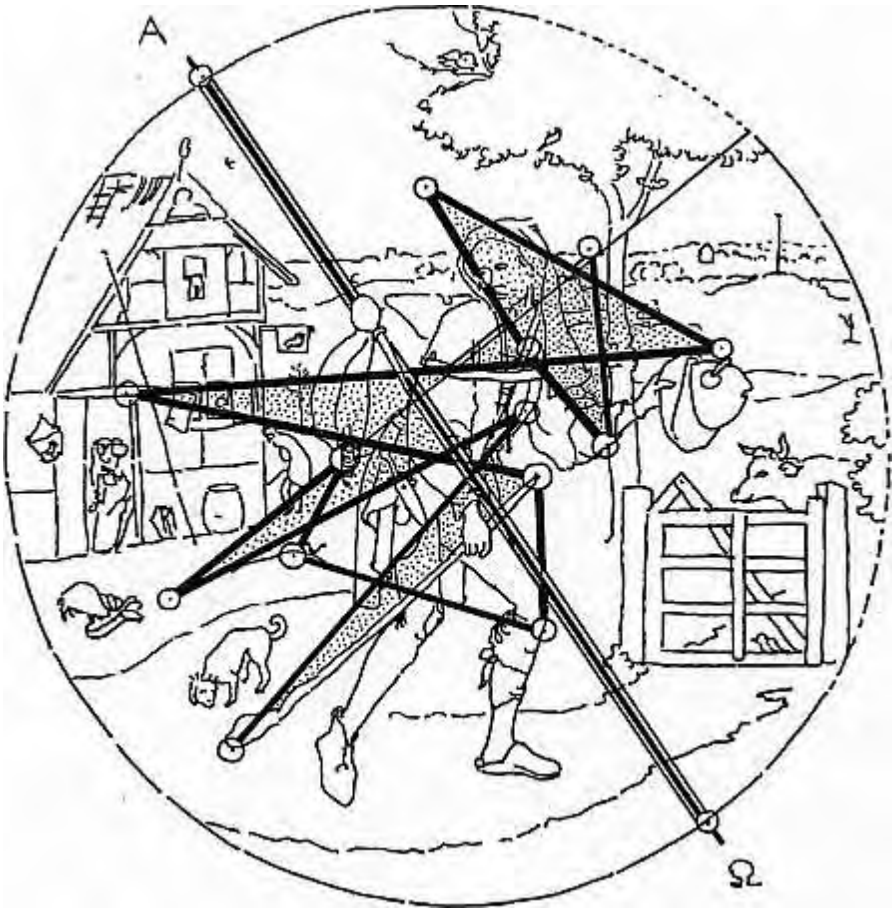


Abb. 12: *nach: „Der verlorene Sohn“ von Bosch, mit der Reise (P0 bis P12) als Komet.*

Bildnachweis

Alle Zeichnungen: © Volker Ritters.

Literatur

Cooper, J. C.: „Illustriertes Lexikon der traditionellen Symbole“, Drei Lilien Verlag (1986).

Fraenger, Wilhelm: „Hieronymus Bosch“, Rixdorfer Verlagsanstalt, Berlin (1975).

Harris, Lynda: „Hieronymus Bosch und die geheime Bildwelt der Katharer“, Urachhaus, Stuttgart 1996.

Irmscher, Johannes Hrsg.: „Lexikon der Antike“, Gondrom Verlag, Bindlach 1987 (8. Aufl.).

Marijnissen, Roger H.: „Hieronymus Bosch. Das vollständige Werk“, Parkland Verlag, Köln 1999.

Ritters, Volker: „Giorgione - ‚Die Drei Philosophen´“, Kaufbeuren 2001.

Ritters, Volker: „Philipp Otto Runge - Einweihungsbilder“, Kaufbeuren 2002.

Topper, Uwe: „Hieronymus Bosch. Wie das frühe Christentum um 1500 in den Niederlanden sich durchsetzte“, in: EFODON-SYNESIS Nr. 1/2003.

■

Gernot L. Geise

Wie Botschaften in Bilder kommen

Für manchen Leser wird die komplizierte Rekonstruktionsarbeit von Volker Ritters aufgrund fehlenden Wissens nur schwer verständlich sein. Es ist jedoch nicht möglich, ein Wissen, das sich Ritters im Laufe von über dreißig Jahren mühsam erarbeitet hat, mit wenigen Worten darzustellen. Es ist die von Ritters so genannte „Verborgene Geometrie", der sich alte Meister bedienten, um gewisse Botschaften in ihren Bildern zu hinterlegen, die dem einfachen Betrachter nicht auffallen, dem Wissenden jedoch eine Aussage machen.

Aber nicht alle Bilder der alten Meister enthalten die Verborgene Geometrie und damit Botschaften. Meist sind es nur wenige, die den geometrischen Kriterien entsprechen.

Man könnte diese Kunst vielleicht anhand einfacher heutiger Beispiele erläutern: Wenn Sie heute ein sogenanntes Piktogramm mit einem stilisierten Männchen oder einer Frau irgendwo sehen, dann wissen Sie, dass es sich hierbei um ein Hinweiszeichen auf eine Toilette handelt. Wer dieses Wissen nicht hat, sieht darin nur die stilisierte Darstellung zweier Figuren.

Ähnlich verhält es sich mit den Verkehrsschildern: beispielsweise sagt ein rundes Schild mit einem darauf abgebildeten roten Auto neben einem schwarzen dem „Wissenden", dass hier Überholverbot herrscht. Dem „Unwissenden" zeigt es nur zwei verschiedenfarbige stilisierte Autos.

Bei diesen Beispielen ist natürlich die Geometrie nicht berücksichtigt, sie sollen nur darlegen, wie durch die Anordnung von Symbolen, die mit einer Aussage belegt wurden, einem „Wissenden" eine Botschaft übermittelt wird, die einem „Unwissenden" verborgen bleibt. Es ist also wichtig. den Schlüssel zu haben, um erkennen zu können, dass es sich bei einer gewissen Darstellung um eine Aussage handelt.

Zurück zu Volker Ritters. Jahrzehnte lang hat er daran gesessen, bis es ihm gelang, den Schlüssel zu den Botschaften der alten Meister zu finden. Er besteht in einer komplizierten Anordnung geometrischer Figuren, die viel mit der Freimaurer-Symbolik zusammenhängen. Allein diese Symbolik ist dem „normalen" Menschen nicht bekannt, weil sie Jahrhunderte lang geheim gehalten wurde. Hierbei handelt es sich meist um eine bestimmte Anordnung geometrischer Figuren, was damit zusammen hängt, dass die Freimaurerei aus den alten Dombauhütten bzw. Dombauzünften hervorgegangen ist, die ihr Wissen sorgsam vor Außenstehenden hüteten.

Da auch die alten Meister Logen angehörten, lag es nahe, dass sie sich dieser geheimen geometrischen Zeichen bedienten. Sie sind die Grundlagen der Bilder, nach welchen eine Bildkomposition aufgebaut wurde, die irgend eine Szene darstellt, die einerseits dem unbedarften Betrachter ein hübsches Bild zeigt, aber durch eine genau berechnete Anordnung von gewissen Punkten (beispielsweise Kopf, Hände, Werkzeuge usw.) dem Wissenden zunächst einmal zeigt, dass hier ein geometrisches Grundmuster vorliegt. Dass dieses Bild also eine verschlüsselte Aussage enthält, die nicht öffentlich bekannt werden sollte oder durfte. Wegen seiner Verborgenheit nannte Ritters dieses Grundmuster die „Verborgene Geometrie", und wie sie sich zusammensetzt, hat er in mehreren Werken dargelegt (siehe Anhang).

Wenn man sich die Situation etwa zu Beginn der Renaissance-Zeit vor Augen hält, so ist es inzwischen wohl offensichtlich, dass zu jener Zeit das Christentum die Macht errungen hatte, und es ist kein Geheimnis, dass diese Machtergreifung kaum mit friedlichen Mitteln vor sich ging. Ebenso wenig ist es ein Geheimnis, dass die christlichen Machthaber alles daran setzten, vorhandenes altes („heidnisches") Wissen zu vernichten und auszurotten. An seine Stelle wurde allgemeine Unwissenheit gesetzt und eine Geschichtsschreibung erfunden, die ein tausendjähriges Christentum vorgab, das niemals existierte. Wer nicht mitzog, wurde als „Ungläubiger" oder „Ketzer" kurzerhand dem Scheiterhaufen übergeben, ganz ähnlich, wie es in der heutigen amerikanischen Politik zu beobachten ist: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns!".

Einem damaligen Wissenden blieben nicht viele Möglichkeiten, sein altes Wissen weiter zu geben, ohne auf dem Scheiterhaufen zu landen. Seine Botschaften in Büchern niederzulegen, bot keine Gewähr dafür, dass sie erhalten blieben, denn unliebsame Bücher und ganze Bibliotheken wurden zu allen Zeiten gerne verbrannt, womit darin niedergelegtes Wissen unwiederbringlich verloren war. Aber Kunstwerke - Bilder - besaßen zu allen Zeiten einen Wert. Hat man unbequeme Bücher verbrannt, so wurden Bilder als wertvolle Kunstwerke gehütet und bewahrt. Bilder boten sich also als sicherstes Depot für Botschaften an, die sonst unweigerlich verloren gehen würden. Diese Tatsache war auch den alten Meistern bekannt.

Dass das Christentum zu Beginn der Renaissance-Zeit durchaus noch nicht die überall herrschende Allmacht über die Menschen hatte, wie es uns die (von christlichen Autoren geschriebenen) Geschichtsbücher weismachen wollen, erkennt man ebenfalls an den Bildern alter Meister. So ist es von Hieronymus Bosch - den wir in diesem und im letzten Heft ausführlich behandelten - bekannt, dass er durchaus keinen christlichen Glauben hatte, auch wenn er vordergründig in seinen Bildern auch christliche Motive einfließen ließ, was wohl mehr einem Selbsterhaltungstrieb entsprach (Hierzu mehr in „Hieronymus Bosch" von Uwe Topper in SYNESIS Nr. 1/2003).

Der Bruch in der Geschichtsschreibung findet sich am Beginn oder kurz vor der Renaissance-Zeit. Das heißt, dass hier ein einschneidendes Ereignis stattgefunden haben muss, das nicht nur mit einer religiösen Regierungsumbildung zusammenhängen kann. Es muss eine relativ große (Natur-) Katastrophe gewesen sein, die im Gedächtnis der Menschen verdrängt wurde, die es in ihren Auswirkungen andererseits ermöglichte, neuen Machthabern Fuß fassen zu lassen. Nach der Machtübernahme unternahmen diese wiederum alles, zusammen mit der traumatischen Verdrängung auch altes Wissen und alte Religionen zu vernichten. So blieb zur Weiterreichung alten Wissens nur der Weg in den „Untergrund", ins Verborgene.

Wir werden an diesem Thema weiter arbeiten. ■

Volker Ritters:

„Die vier Apostel", ISBN 3-8311-2464-7

„Francois Boucher - Einweihungsbilder", ISBN 3-8311-2745-X

„Giorgione - „Die Drei Philosophen", ISBN 3-8311-2878-2

„Raphael - Einweihungsbilder", ISBN 3-8311-3478-2

„Philipp Otto Runge - Einweihungsbilder", ISBN 3-8311-4278-5

Jürgen Zimmermann

Prähistorische Wurzeln des Hathortempels von Dendera

Einer der interessantesten ägyptischen Tempel mit den sprichwörtlich ältesten „Wurzeln“ liegt in Dendera. Sind diese „Wurzeln“ der Grund dafür, dass die heutige offizielle Ägytologie möglicherweise Fakten negiert bzw. herunterspielt und damit wilde Spekulationen ermöglicht?

Dendera liegt am linken Nilufer, gegenüber dem heutigen Qena, am Rande der Wüste, wo auch noch Reste des alten Tentyra vorhanden sind, aus dessen Namen sich u.a. über die Bezeichnung t3.nt3rr = ta.ntarer der heutige Name Dendera herleitet. Johannes Dümichen hat in seinem 1865 herausgegebenen Werk „Bauurkunde der Tempelanlagen von Dendera“ 136 Namen des Ortes, dessen heiliger Name am Anfang An gewesen sein soll, dargelegt. Dabei ging er seinerzeit davon aus, dass die Hieroglyphe 𓇋, nach der Zeichenliste Gardiner O 28 als jwn transkribiert, lautlich als An gelesen wurde.

Im Taschenbusch „Phantastische Wissenschaft“ von Markus Pössel las ich, dass entgegen anderslautenden Ausführungen von angeblichen Pseudowissenschaftlern die Tempelanlage erst in der Ptolemäer-Zeit erbaut worden sei. An vielen Stellen wäre in den Tempelwänden der Name Ptolemäus XII. zu lesen. Vielleicht stützt Pössel sich bei der Annahme der Tempelerbauung vor ca. 2000 Jahren auf das vorgenannte Buch von Johannes Dümichen, der zu der berühmten Tierkreisabbildung des oberen Stockwerks (nunmehr im Louvre befindlich) zunächst der seinerzeitigen Ansicht einiger Kollegen widersprach, die dem Tempel aufgrund der Tierkreisdarstellungen ein Alter „von ungemessenen Jahren“ zurechneten. Visconti und Letronne seien hiergegen vorgegangen und hätten bewiesen, dass dem Tierkreis keine astronomische, sondern eine astrologische Bedeutung beizumessen sei und der Tierkreis nicht früher als in der Zeit um Christi Geburt zu datieren sei.

Es ist zutreffend, dass der Oberbau des Tempels in der Ptolemäerzeit

Der Hathor-Tempel von Dendera

neu errichtet wurde. Dies zeigen auch die für diese Zeit typisch hieroglyphisch überladenen Wandinschriften. Dies heißt jedoch nicht, dass diese Tempelanlage erstmals vor etwa 2000 Jahren erbaut wurde. Die Wurzeln, auf die noch einzugehen sein wird, stecken wie üblich in der Erde. Pössel übersieht in seinen Ausführungen die von Dr. Johannes Dümichen im Jahre 1877 herausgebrachte „Baugeschichte des Denderatempels“. Im Vorwort seines Werkes führt Dümichen an, dass er zum ersten Mal *„von einem ausgedehnten, in seiner ursprünglichen Anlage bis in die fernste historische Zeit zurückreichenden Tempelgebäude die Geschichte der Erbauung“* darlegen kann. Dieser erste Satz des Vorwortes widerspricht damit nicht nur den Ausführungen Pössels, sondern zeigt Wurzeln auf, die in ihrer Konsequenz die offizielle Geschichtsschreibung revolutionieren könnte, würde man mit allen Konsequenzen die leidlich übergangenen Texte und Abbildungen aus der Zeit des ersten Baues richtig oder sogar überhaupt einmal deuten.

Was bestätigt Dümichen in seiner Beweisführung, dass die Geschichte der Tempelanlage in die fernste historische Zeit reicht? Er führt aus, dass *„noch unter Thutmosis III. ein aus der Zeit des Chufu herrührender Bauplan des Denderatempels vorhanden gewesen sei“*. Thutmosis ordnete einen Neubau des in Verfall geratenen Tempels nach einem im dem Tempelarchiv aufbewahrten alten Bauplan an, der aus der Zeit des Chufu herrührte, doch der, wie es Dümichen schien, nicht das Original, sondern nur die unter Chufu gefertigte Kopie eines noch älteren Planes war, dessen ursprüngliche Abfassung in die prähistorische Zeit Ägyptens zu setzen sei. Dümichen verweist ausdrücklich darauf, dass nach den Schriften der Bauplan in einer alten Schrift auf Tierhaut zur Zeit der Horusnachfolger gefunden worden sei. Die ägyptische Beschreibung „Zeit der Horusnachfolger“ verweist damit auf die prähistorische Zeit. Weiterhin führt er aus, dass die Tätigkeit der Ptolemäerzeit nur *„der dritte Neubau eines uralten Heiligtums ist, dessen ursprüngliche Anlage bis in die ersten Dynastien der uns bekannt gewordenen ägyptischen Könige hinauf reicht“*. Außerdem legt er dar, dass *„dieser Platz eine Verehrungsstätte der*

Der Hathor-Tempel in Dendera (Frontalansicht)

Hathor seit Urzeiten sei, daß die Mauern des Tempels sich an derselben Stelle befinden würden wie ehedem, daß alle seine Räume, die dieselben Namen führten und denselben heiligen Zwecken dienten wie vordem, an ihrem alten Platz angelegt worden seien". Dies besagt klar, dass die Mauern der Räume auf den alten Grundrissen neu gebaut wurden. Dabei seien die Bezüge der Räume zu heiligen Handlungen gleich geblieben.

Dass sich der Neubau nur auf die Räume bezieht und nicht auf die unterirdischen Anlagen, ergibt sich aus den weiteren Ausführungen, nach denen *„in den Schreckenszeiten der Invasion fremder Völker* (Aufzählung der Fremdherrscher*) die im Souterrain und in den hohlen Tempelmauern versteckten Krypten niemals von einem Fremden betreten, niemals durch den Fuß eines Unreinen entweiht worden seien"*. Diese Bemerkung macht nur dann einen Sinn, wenn die unterirdische Anlage, die von keinem Unreinen betreten wurde, zum Zeitpunkt dieses Ausspruches tatsächlich noch vorhanden waren. Wenn die Krypten nicht mehr existent gewesen wären, hätte diese Bemerkung keinen Bezug mehr gehabt und wäre praktisch sinnlos gewesen.

Damit ist klar, die unterirdischen Anlagen mussten nicht unbedingt neu gebaut werden; sie waren möglicherweise noch komplett oder in wesentlichen Teilen vorhanden. Sehr wahrscheinlich wurde lediglich die obere Tempelanlage mit altem Grundriss auf diesem altem Fundament neu errichtet. Warum baute man auf diesen alten Fundamenten? Das ergibt nur dann einen Sinn, wenn man an die Urzeiten anschließen und die heilige Bedeutung der Krypten fortführen wollte. Hierbei blieben die Bezüge der Räume zu den Krypten bestehen. Der verfallene Oberbau wurde mit räumlichem Bezug zu den Krypten nach einem aus der Zeit des Chufu herrührenden Grundriss neu erbaut. Dümichen führt ausdrücklich auf, dass *„die Geschichte der Erbauung des Denderatempels von seiner ersten Gründung bis zur Vollendung des letzten Wiederaufbaus sich demnach über einen Zeitraum von mehr als 3.000 Jahren, beginnend im 4. Jahrtausend vor Christus und endend im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, erstreckt.*"

Die Geschichte des Dendera-Tempels beginnt also unterhalb des Wüstenbodens, wo dieser zum einen möglicherweise ganz oder in Teilen unverändert seit der Gründung Bestand hatte, zum anderen mit Schriften und Abbildungen bedeckt war, welche noch aus der Gründungszeit stammten oder aufgrund alter oder überlieferter Texte nachempfunden wurden. Soweit der Hintergrund der ggf. sogar prähistorischen Abbildungen in den Krypten in der Ptolemäerzeit nicht mehr nachvollziehbar war, wurden Abbildungen und Beschreibungen in den oberirdischen Abbildungen der Tempelräume jedoch übernommen. Es handelte sich schließlich um heilige Zeichen, Abbildungen und Überlieferungen aus einer Kultkammer, die noch aus der Gründungszeit stammte und damit über 3.000 Jahre Bestand hatte. Die heutigen orthodoxen Juden hinterfragen auch nicht mehr die Gebräuche der Altväter. Sie werden als heilige Handlungen fortgeführt, auch wenn der ursprüngliche Sinn nach mehreren tausend Jahren nicht mehr nachvollziehbar scheint. Die Zeiten hatten bzw. haben sich sowohl für Ägypter als auch für Juden zwar geändert, aber die Einstellung zu heiligen Handlungen und Schriftzeichen blieb unverändert.

Doch nun zu den Ausführungen von Pössel, der Erich von Däniken und Krassa/Habeck widerlegen will. Die vorstehenden Ausführungen widersprechen bereits den Ausführungen Pössels, nach der die Ägyptologen die Tempelgebäude, und damit auch die Krypten, keineswegs auf „längst vergessene Zeiten", sondern im Gegenteil auf eine späte Phase der ägyptischen Geschichte datieren. Dümichen widersprach damit auch indirekt und quasi vorausschauend bereits vor rund 130 Jahren den jetzigen Ausführungen Pössels, der darauf hinweist, dass an mehreren Stellen der Denderamauern ausdrücklich vom

Stellt dieses Relief im Hathor-Tempel von Dendera eine überdimensionale Glühbirne dar?

Technisch anmutende glühbirnenähnliche Darstellungen im Hathor-Tempel von Dendera.

König Ptolemäus die Rede ist, womit er den Beweis führen will, dass die Tempelanlage aus dieser Zeit stamme. Weiterhin stellt sich die Frage, warum in die Texte sehr oft Kartuschen geschrieben, aber nicht mit Königsnamen ausgefüllt wurden, also leer blieben. Ist es möglich, dass beim Neubau Räume für Namen diverser Könige vorgesehen, aber zum Teil nur von Ptolemäus ausgefüllt wurden? Um ein „Vergessen" kann es sich kaum gehandelt haben, dafür blieben zu viele Kartuschen leer. Bereits im Einstiegsbereich zu den Krypten in der Halle (M) blieb eine Königskartusche leer, obwohl Ptolemäus zwei verschiedene Varianten seines Namens in anderen Kartuschen in diesem Bereich anbringen ließ. Pössel scheint zu verkennen, dass es sich nicht um einen Neubau, sondern um einen Wiederaufbau handelt. Würde er sich die Abschriften der Texte Dümichens ansehen, hätte er die Kartuschen früherer Könige wie Thutmosis, Pepi, Chufu bemerkt, auch wenn diese in einer eher der Ptolemäerzeit entsprechenden Schreibung gefertigt wurden. Auch meine Zitate der Ausführungen Dümichens vor 130 Jahren sind in einer der jetzigen Zeit entsprechenden Schreibweise gefertigt. Die Schreibweise Dümichens sieht nach dem damaligen Stil anders aus. So schreibt er seiner Zeit entsprechend „Thierkreise" statt „Tierkreise", „kopirter" statt „kopierter", „gerathenen" statt „geratenen" etc. Durch meine aktuelle Schreibweise der Zitate kann jedoch nicht gefolgert werden, dass ich Dümichen erfunden habe oder die Zitate erst aus heutiger Zeit stammen. Es ist m.E. auch kein Grund zu sehen, dass Ptolemäus durch die Nennung dieser Namen den Wert des Tempels durch ein sagenhaftes Alter aufwerten wollte. Die Hinweise, die Dümichen zur Gründungsurkunde gibt, lassen diesen Schluss nicht zu.

Ein weiterer Hinweis auf die prädynastische Herkunft des Hathor-Tempels in Dendera kann dem Horus-Tempel in Edfu entnommen werden, der seit Beginn seiner Existenz in enger mystischer und religiöser Verbindung zum Hathortempel in Dendera stand. Obwohl der heutige Horus-Tempel ebenfalls aus der Ptolemäerzeit stammt, soll er nachweislich nur der Neubau eines vom berühmten Baumeister „Imhotep" errichteten Tempels der 3. Dynastie sein. Die eigentlichen Bautexte reichen zusätzlich noch erheblich weiter in die Vergangenheit zurück und führen ebenfalls in die vordynastische Zeit. Wir erfahren aus den Edfu-Texten, dass der allererste Tempel zu Edfu von den Göttern selbst erbaut worden sein soll: *„Er wurde errichtet in Anwesenheit des Thoth, dem Herrn der Weisheit ... !* Unwahrscheinlich kann dies nicht sein. So führt Dr. Bolko Stern bereits im Jahre 1896 in der Einleitung seines Buches „Ägyptische Kulturgeschichte" aus, dass wir das Volk der Ägypter bereits im Besitz einer hohen Kultur finden, wenn das Licht der Geschichte erstmals auf dieses Volk fällt. Auch John Anthony West vermerkt in seinem Buch „Die Schlange am Firmament" positiv, dass heute inzwischen einige Forscher davon ausgehen, dass die späten Inschriften, die sich auf sehr frühe Ereignisse beziehen, nicht notwendigerweise Erfindungen sein müssen. Aufgrund der nicht mehr zu leugnenden Funde und Fakten kann den alten Ägyptern ein technisches Wissen nicht mehr abgesprochen werden. Die Frage ist nur, wie weit ging dieses Wissen und ggf. woher kam es?

Wozu eigentlich dieser vorgebliche Streit im Tempel von Dendera? Es geht in Wirklichkeit um Abbildungen in den Dendera-Krypten, die den Ägyptologen im Magen liegen und insofern gerne in Ausführungen umgangen werden. Sowohl EvD, als auch die Herren Habeck und Krassa nehmen an, dass in den Krypten technische Kenntnisse - so etwas wie Glühbirnen - abgebildet wurden. Ein Unding, wenn man bedenkt, dass die angeblich primitiven Ägypter vor ca. 5.000 Jahren keine Elektrizität gekannt haben können oder dürfen. Es hätte auch Vakuumpumpen bedurft, Glasbehälter zur Glühbirne technisch herzurichten. Weil nicht sein kann, was im Hinblick auf unser heutiges Wissen nicht sein darf, versucht man nun, dies zu widerlegen. Warum räumt man nicht ehrlich ein, dass man diese Abbildungen nicht deuten kann oder will?

Nach Mariette war der Bedeutung der unteren Krypten ein höherer Stellenwert beizumessen, als den oberen Räumen. Mariette schloss daraus, dass die in den Krypten dargestellten Embleme und Statuen auch in den Krypten aufbewahrt wurden. Einfach ausgedrückt: Wenn in einer ägyptischen Abbildung etwas wie ein Rind aussieht, dann ist es ein Rind! Wenn etwas wie ein Schiff aussieht, dann ist es ein Schiff! Wenn etwas wie eine Glühbirne aussieht, dann fängt man an, geistig zu stottern und zu deuteln. Pössel führt aus, dass es sich bei dem „Glühbirnenrelief" um eine Kombination der Vorstellungen vom Sonnenlauf handele. Erstes Element sei die Geburt der Schlage aus der Lotusblüte. Bei der Schlange müsse es sich folglich im einen Sonnengott han-

Im Prinzip sind es nur zwei Darstellungen im Hathortempel, welche blasenförmige Gegenstände zeigen, die als Glühbirnen gedeutet werden könnten.

deln. Also nach Pössel: Wenn etwas wie eine Glühbirne aussieht, dann ist es ein Sonnengott. Er stützt sich dabei vermutlich auf Dr. Wolfgang Waitkus, der unter seinem Doktorvater Prof. Kurth die Texte in den unteren Kammern des Hathortempels in Dendera als Dissertation übersetzte. Die Übersetzung lautet nach Dr. Waitkus: *„Worte zu sprechen von Harsomtus, dem großen Gott, der in Dendera weilt, dem Lebenden-Ba in der Lotusblüte der Tagesbarke, dessen Vollkommenheit die beiden Arme des dd-Pfeilers tragen als sein* ssmw*-Bild, während die Kas auf ihren Knien sind mit gebeugten Armen."*

Im Anhang erläutert Dr. Waitkus nochmals den Statuentyp: *„Barke, in der eine Schlange in einem ovalen Behälter aus einer Blüte herauskommt".* Pössel führt aus: Die Blüte, der Blütenstängel und das Rechteck, in dem er endet, bilden eine sehr stilisierte Sonnenbarke.

Wenn etwas wie eine Sonnenbarke aussehen soll, dann bildeten es die Ägypter m.E. auch unmissverständlich ab. Sonnenbarken sind ein fester Bestandteil mit klar aussagender Abbildung diverser Stelen etc. Daher gab es m.E. auch keinen Grund, die Sonnenbarke sozusagen kryptographisch darzustellen. Bekanntes Wissen brauchte nicht in Geheimwissenschaften umgemünzt zu werden. Umgekehrt ergäbe es jedoch einen Sinn. Die höchsten Wissensträger waren seit ehedem die Priester. Wenn sie Wissen vor dem allgemeinen Volk zu verheimlichen hatten, dann würde es einen Sinn ergeben, mit allgemein bekannten Formulierungen ein tiefergehendes Wissen zu verschleiern. Nur der Eingeweihte wusste dann, was mit den allgemein gehaltenen Formulierungen gemeint war.

Das Relief auf dem Bild oben aus einer anderen Perspektive.

So übersetzt Waitkus zur Krypta Süd 1 A einen Text: *„Ich bin ein trefflicher Web-Priester, mit geheimer Brust, einer der nicht herauskommt mit dem, was er gesehen hat."* Hiermit werden nach Waitkus alle Qualitäten eines Priesters umschrieben, der Stillschweigen bewahren muss. Aber worüber muss er Stillschweigen bewahren? Wohl kaum über das Aussehen einer Sonnenbarke, die im Text auch noch beschrieben wird.

Pössel entnimmt seine Theorie dem Begleittext, der diese Deutung zulasse. Die Blase werde als hn (Hen) gelesen, ein Wort mit der Alltagsbedeutung „Kasten, Truhe, Behälter". Ich habe mir die Vokabel hn (Hen = Truhe, Kasten) im Großen Handwörterbuch Ägyptisch-Deutsch von Rainer Hannig angesehen. Weder eine Hieroglyphe noch ein Determinativ der Vokabel sieht wie eine Glühbirne bzw. ein gleich aussehender Behälter aus. Wenn die Ausführungen Pössels in einer Abbildung stimmen sollten, dann müsste im Begleittext aber nicht diese Zusammenfassung verschiedener Zeichen, die einen Sonnengott darstellen sollen, sondern die üblichen bekannten Hieroglyphen stehen, die dies erläutern. Es dürfte also keine Vokabel geben, die eine Glühbirne darstellt. Doch dies trifft nicht. In den Räumen des Tempels finden sich folgende Textausschnitte, die sogar zwei „Glühbirnen" als Hieroglyphe enthalten:

Sollte Pössel mit seiner Meinung richtig liegen, dass es sich um eine Zusammensetzung diverser Bildelemente (Sonnenlauf, Sonnengott etc.) handele, dürfte diese Darstellung nicht als Hieroglyphe erscheinen.

Hier soll nicht der Text übersetzt, sondern die Darstellung der sogenannten Glühbirne als Hieroglyphe im Text dargelegt werden.

Sollte es sich nach Pössel um einen Sonnengott handeln, würde er durch die Dualität zweimal genannt. Ein doppelter bzw. dualer Sonnengott ist m.E. jedoch nicht bekannt. Weiterhin führt Gardiner diese Hieroglyphe in seiner erweiterten Zeichenliste als Zeichen O 196 unter „Gebäude, Gebäudeteile etc." auf. Sollte es sich um eine Truhe (lt. Pössel) handeln, hätte sie unter der Sortierung Q für „Möbel" aufgeführt werden müssen. Auch in der ausführlichen Liste der Götternamen führt Hannig in seinem großen Handwörterbuch diese Hieroglyphe in keinem Götternamen auf.

In den von Dümichen abgebildeten Tafeln der Tempelräume kommt das Zeichen insgesamt an 16 Textstellen vor, aber immer doppelt. Teilweise wird es als abgebildet und bezeichnet damit einen Platz, einen Ort oder eine wichtige Stelle. Als Sonnengott kann man es m.E. nicht deuten, obwohl mir die Transkription und Übersetzung des Zeichens unbekannt sind. Ich befinde mich da trotz der hervorragenden Arbeit von Dr. Waitkus in bester Gesellschaft. Prof. Erich Winter teilte den Autoren Krassa/Habeck mit, dass die Hieroglyphen aus den Krypten von Dendera bis dato unentschlüsselt seien. Sie würden vermutlich so etwas wie eine Code-Sprache der alten Tempeldiener darstellen. Selbst Dr. Waitkus führt aus, dass zur Funktion und Bedeutung der Krypten seine Arbeitsergebnisse nur als erste Näherung zu verstehen sind. Zusammenhang von Ritualszenen, Götterbeischriften etc. wurden von ihm nicht weiter systematisch untersucht.

Wenn wir diese Hieroglyphe Gardiner O 196 drehen, mit Armen und Djetpfeiler, Lotusblume etc. versehen, passt sie in die Abbildung der Krypten. Es bleibt aber als Schriftzeichen eine Hieroglyphe. Nur einen Sonnengott vermag ich - im Gegensatz zu Pössel - darin nicht zu erkennen.

Die Frage stellt sich, ob Glühbirnen in diesen Größen überhaupt funktionieren würden?

Wie sollte ein Ägyptologe vor noch gut hundert Jahren ein Zeichen klassifizieren, welches aussieht wie eine Glühbirne, aber aufgrund seines damaligen Vorstellungsvermögens nicht entsprechend erkannt wurde. Noch heute haben Ägytologen selbst bei einfachen Zeichen Schwierigkeiten der Deutung. So wird die von mir nicht als Plazenta nachvollziehbar bezeichnete Hieroglyphe (Gardinerliste Aa 1) - welche phonetisch für ḫ steht - von heutigen Ägytologen als Ball aus Tuchstreifen qualifiziert. Ich habe bei der Einordnung und Deutung des oben stehenden Zeichens durchaus Verständnis für die Altägyptologen. Wie sollte damals ein mögliches technisches Verständnis der frühen Ägypter unterstellt werden, wenn man noch immer von einem mehr oder weniger primitiven Volk ausging und die Menschen der eigenen Zeit sozusagen als Krönung aller Wissenden annahm. Inzwischen stellen wir immer wieder mit Erstaunen fest, welch hohen Wissenstand die Eingeweihten der damaligen Zeit technisch und auch medizinisch entgegen unserer bisherigen Annahme hatten. Wir wissen heute noch wenig darüber, wie es ihnen möglich war, technisch manche Leistungen durchzuführen; aber sie wurden durchgeführt. Der Schluss ist zulässig, dass wir diese Techniken noch nicht entdeckt oder aber erst vor wenigen Jahren sozusagen wiederentdeckt haben. Wir selbst erreichen teilweise noch nicht einmal den technischen Stand zur Zeit des Pyramidenbaues, denn wir rätseln mit steigender Begeisterung aber ohne greifbare praktisch durchführbare Ergebnisse über das damalige Wissen.

Pössel führt als Argument gegen das Geheimwissen um eine Glühbirne aus, dass diese angeblichen Birnen nicht nur in den Krypten als vermeintliches Geheimwissen, sondern ganz offen in den oberirdischen Räumen abgebildet worden seien. M.E. wäre es auch mehr als seltsam, wenn dies nicht so wäre. Die oberen Räume der Tempelanlage haben einen festen Bezug zu den Krypten, wie sowohl Dr. Dümichen als auch Dr. Waitkus darlegen konnten, und stehen textlich in direktem Zusammenhang. Lt. Mariette wurden die abgebildeten Götterstatuen und Ritualobjekte auch in den Krypten gelagert. Die Frage ist nicht, warum sie ein angebliches Geheimwissen abbildeten, sondern: kannten sie noch die Bedeutung dieses Kultes und die Zeichen aus der prädynastischen Zeit, oder war bei den Schreibern der Zeichen und den Steinmetzen der Abbildungen dieses Wissen inzwischen in Vergessenheit geraten?

Die Autoren Krassa/Habeck verweisen auf die Dissertation des Herrn Dr. Waitkus, der seinerzeit noch am ägyptologischen Seminar der Uni Hamburg tätig war. Krassa und Habeck wiesen in ihren Büchern offen darauf hin, dass Dr. Waitkus ihre These zur Glühbirne nicht teilt. Vor Jahren wollte ich in einem persönlichen Ge-

spräch mit Dr. Waitkus in Hamburg erfahren, wann mit der Veröffentlichung seiner Dissertation zu rechnen sei. In diesem Gespräch teilte er mir mit, dass er keine Deutung des Textes vornehme, sondern eine nackte Übersetzung liefere. Dr. Waitkus, der nach meiner Kenntnis inzwischen nicht mehr an der Uni Hamburg tätig ist, brachte im Verlag Philipp von Zabern seine Arbeit „Die Texte in den unteren Krypten des Hathortempels von Dendera“ heraus. In seinem Buch sind leider nur Übersetzung und Umschrift enthalten, so dass der direkte Abgleich mit den in den Krypten abgebildeten Hieroglyphen nach dem Buch nicht möglich ist.

Ist es möglich, dass diese Abbildung, die die Ptolemäer später eventuell ohne Kenntnis des ursprünglichen Sinnes in den oberirdischen Tempelkammern nachbildeten, doch technisches Wissen aus der Zeit der Horussöhne darstellt? Zur Zeit wird die Geschichte der Erde u.a. von Dr. Zillmer mit seinen hervorragenden Büchern „Darwins Irrtum“ und „Irrtümer der Erdgeschichte“ nachvollziehbar umgeschrieben. Die Ausführungen konnten bisher von Wissenschaftlern nicht widerlegt werden; also werden sie nach der üblichen Art und Weise ignoriert. Wenn es jedoch eine Zeit gab, die um -10.000 durch einen oder mehreren Impakte endete, warum soll es in dieser vormaligen Zeit kein untergegangenes technisches Wissen gegeben haben? Wer oder was macht uns Menschen so vermessen, uns für die Krone der geistigen Schöpfung zu halten? Vermessenheit führt immer zum Untergang. Werden wir wieder bescheiden! Welcher geistiger Impakt muss die Menschen treffen, die in herkömmlichen Gleisen fahren, wenn sich ihre Annahme als falsch herausstellt! Vernichtender kann ein Meteoriteneinschlag auch nicht sein.

Ob es sich tatsächlich um die Darstellung einer Glühbirne handelt, möchte ich hier dahingestellt sein lassen. Aber es sieht nun einmal so wie diese technische Errungenschaft der Neuzeit aus. Ob in diesen Krypten Geheimwissenschaften gelehrt wurde, wage ich aufgrund der räumlichen Enge der Krypten ebenso zu bezweifeln wie Pössel, letzterer allerdings aus anderen Gründen. Ich frage mich

Noch eine „Glühbirnen“-Darstellung im Hathortempel von Dendera.

nur, wer diese Geheim-Uni **in** den Krypten behauptet hat? Es geht um die Reliefs, in der Dinge abgebildet wurden, die einen Bezug zur den Dingen haben, die offensichtlich in den unterirdischen Räumen gelagert wurden.

Die Lagerung von Götterstatuen in Krypten ist m.E. nur dann möglich, wenn die Statue in den Zeiten der Einlagerung so angesehen wird, dass der sie darstellende Gott seine Statue zu diesem Zeitpunkt nicht bewohnt, diese also für die Lagerungszeit eine Sache und kein Gott ist. Es wäre trotzdem ein Sakrileg, eine Götterstatue, auch wenn sie derzeit von einem Gott sozusagen nicht beseelt ist, durch den engen Einstieg von Kultraum M in einem engen Gang, links abbiegend durch zwei Krypten zu schleifen, die nur enge Verbindungen haben. Gerätschaften könnten diese Behandlungen eher ertragen. Es stellt sich dann jedoch die Frage, waren diese so unbedeutend waren, dass auf ihre Benutzung der größte Teil des Jahres verzichtet werden konnte. Ich halte mehr davon, die Krypten in ihrer Funktion als Räume nur als bloße Lagerstätte anzusehen, während parallel dazu für Eingeweihte kryptographisches Wissen an den Wänden gespeichert wurde. Es bleiben aber so oder so Fragen.

Sicher kann man einwenden, wo eigentlich eine solche Glühbirne gefunden wurde? Die defekte Glühbirne, die ich gestern in den Müll warf, dürfte heute als solche nicht mehr zu erkennen sein. Die Glühbirnen unserer Zeit sind nach den letzten Berichten über Neuerungen technisch auch schon überholt. Demnächst werden nur noch weiße Dioden, die wie Tapeten anzubringen sind, als Lampen leuchten, die mit einer Glühbirne vom Aussehen her überhaupt nichts mehr gemein haben. Wie wird dann ein Archäologe in 2.000 Jahren, der unsere heutigen Glühbirnen nicht mehr kennt, Bilder mit leuchtenden Abbildungen in inzwischen wahrscheinlich auch veralteten Büchern aus Papier deuten? Als Behälter, in denen Primitivlinge 2.000 Jahre vor seiner Zeit über ihre Priester leuchtende Schlangen oder Würmer (Glühwürmchen) gefangengehalten und verehrt haben?

Niemand - so weit ich mich erinnere - hat behauptet, eine Birne mit **einer** sogenannten Partherbatterie zum Leuchten bringen zu können. Sicher wären - wenn überhaupt - mehrere in Kette geschalteten Batterien nötig gewesen. Aber es geht nicht darum, ob eine solche Batterie aus dem Museum in Bagdad ausreichen kann, sondern darum, ob die Technik der Stromerzeugung den Altägyptern grundsätzlich bekannt war. Ich möchte nicht auf alle von offizieller Seite bestrittenen technischen Anwendungen vor tausenden vor Jahren eingehen, auch wenn die Erfolge einer unbekannten Technik wie Pyramiden, Kernbohrungen in härtestem Granit, optische Linsen, etc. faktisch vorhanden sind. Ich möchte nur darauf verweisen, das eigentlich Unmögliche in unsere Betrachtungen mit einzubeziehen.

Pössels Buch entspricht eigentlich dem schlechten Stil eher politischen Wirkens heutiger Zeit. Wenn ich sachlich nicht viel anbringen kann, dann diffamiere ich persönlich. Wir müssen lernen, Fakten zu akzeptieren und nicht zu negieren. Die Fakten wurden nicht von der Person, die Pössel persönlich und unsachlich im Privatbereich angreift, erfunden. Diese Personen legen nur den Finger auf die Wunde der Eitelkeit heutiger angeblicher und tatsächlicher Wissensträger. Querdenker - nicht geistige Stubenhocker - veränderten das Wissen und die Erkenntnis der Menschheit.

■

(Abbildungen: GLG-Archiv)

Gernot L. Geise

Der mysteriöse Mr. Gilruth

Der Drahtzieher hinter der APOLLO-Kulisse?

„Die Geschichte wird zeigen, ob das, was wir getan haben, verrückt oder der Beginn einer neuen Epoche war."

Edgar Mitchell (APOLLO 14), zitiert in: Weltraumfahrt zum Verstehen und Anfassen. Festschrift 1. Garchinger Weltraum-Tage 4.-6. Mai 1990

Robert R. Gilruth (ganz rechts) im Kontrollzentrum Houston nach der erfolgreichen Wasserung der APOLLO 11-Kapsel im Pazifik (NASA-Bild-Nr. i11-11a)

Befasst man sich mit dem APOLLO-Projekt und seiner Durchführung, so stößt man irgendwann auf Dr. Robert R. Gilruth. Dieser Herr wird allerdings nur ganz selten beiläufig am Rande erwähnt, obwohl er einer der wichtigsten Verantwortlichen des APOLLO-Projektes war.

Das ganze Projekt APOLLO setzte sich aus zwei Einzelbereichen zusammen. Der Transport der APOLLO-Einheit in eine erdnahe Umlaufbahn mittels der Trägerrakete SATURN C unterlag der Leitung von Dr. Wernher von Braun. Der Einschuss vom Erdorbit in die Mondbahn, das Projekt „moonwalk" und die Rückkehr der Astronauten unterstanden jedoch der Leitung von Robert Gilruth.

Das heißt mit anderen Worten: Nur die Hauptaufgabe, die auch von tausenden Zuschauern live beobachtet werden konnte - der Start der riesigen Transportrakete vom Startgelände auf Cap Canaveral und der Flug bis in die Erdumlaufbahn - unterstanden von Braun und seinen Mitarbeitern. Mit dem Erreichen der Umlaufbahn übernahm Robert R. Gilruth das Kommando und die Verantwortung. Alles, was an Informationen an die NASA-Mitarbeiter (!) oder an die Öffentlichkeit kam, lief durch Gilruths Hände. Er war also der „Große Unbekannte", der die Fäden zog und bestimmte, was man sehen durfte oder sollte, und was nicht.

Ob die Astronauten auf dem Mond gelandet sind oder ob es sich um gut lancierte Videoaufnahmen handelte, die drehbuchgemäß über Satellit eingespielt wurden, das unterstand allein Dr. Gilruth. Das bestätigte auch Dr. Ernst Stuhlinger, der als „rechte Hand" Wernher von Brauns, des „Vaters der Weltraumfahrt", einer der wichtigsten Verantwortlichen des APOLLO-Projektes war [„Die Akte Apollo"]. Stuhlinger legte auch die Verteilung der Verantwortung dar, woraus sich ergibt, dass alle Informationen unnachprüfbar über Gilruth liefen und von ihm weitergeleitet wurden. Kein NASA-Mitarbeiter war lt. Dr. Stuhlinger in alle Details eingeweiht. Das galt zumindest für die „Hardware"-Leute, die für den erdnahen Transport verantwortlich zeichneten, und die sich - das sollte man nicht vergessen - überwiegend aus deutschen Ingenieuren und Fachleuten zusammensetzten, die schon während des Krieges in Peenemünde an der Entwicklung der V2-Rakete beteiligt waren und nach Kriegsende als „Kriegsbeute" in die USA geschafft wurden.

Die amerikanischen Sieger hatten bei Kriegsende sehr schnell erkannt, welcher unbezahlbare Schatz ihnen mit den Peenemünder Wissenschaftlern in die Hände fiel. Nicht umsonst ist es überliefert, dass amerikanische Wissenschaftler nach dem Krieg äußerten, die deutsche Technik sei der damaligen amerikanischen um „hundert Jahre" voraus gewesen. Das mag zwar eine Übertreibung gewesen sein, tatsächlich war sie der amerikanischen jedoch haushoch überlegen. Nicht auszudenken, was passiert wäre, hätte Hitler mehr Zeit und Geld für den Krieg besessen.

Den gefangen genommenen Peenemünder Wissenschaftlern blieb keine große Auswahl. Wenn sie in die USA übersiedelten, die amerikanische Staatsbürgerschaft annahmen und künftig für die USA arbeiteten, konnten sie ihre Freiheit erhalten. Anderenfalls wären sie wegen Kriegsverbrechen vor Gericht gestellt und verurteilt worden. Hinzu kam, dass sie in den USA in ihrem Beruf weiter arbeiten und mit großzügiger Unterstützung rechnen konnten. Im besiegten Deutschland hätten sie Berufsverbot erhalten.

Dass diesen deutschen NASA-

Es hat alles geklappt! Ein erleichterter Dr. Gilruth (links) gratuliert dem Astronauten Frank Bormann (APOLLO 8) nach der erfolgten Wasserung (NASA-Bild-Nr. i7-11b, „Apollo Expeditions to the Moon")

Mitarbeitern, obwohl sie für die USA die technische Großleistung der bemannten amerikanischen Raumfahrt vollbracht haben, bis heute in Amerika mit Misstrauen begegnet wird, ist kein Geheimnis. Sie waren während des gesamten APOLLO-Programms nur ein geduldetes „Übel". Das erkennt man auch daran, dass Wernher von Braun, obwohl er NASA-Direktor war, nach Beendigung des APOLLO-Projektes „in die Wüste" geschickt wurde, nach dem Motto „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, er kann gehen!". Von Braun ist diese „Abschiebung" auch sehr nahe gegangen, er hat sie nicht überwinden können und ist kurz danach gestorben.

Die „German Krauts" in NASA-Diensten waren für die USA immer nur die „nützlichen Idioten", die nur so lange interessant waren und ausgenutzt wurden, bis das gesteckte Ziel erreicht war.

Es ist also keinesfalls verwunderlich, dass die deutschen NASA-Verantwortlichen und ihre Mitarbeiter des APOLLO-„Hardware"-Teils nicht über den Fälschungsteil, der mit Hollywood-Mitteln gedreht wurde, informiert wurden. Man ließ sie wie die Weltöffentlichkeit die „Mondaktivitäten" als Kinofilm ansehen.

Und der Verantwortliche für das Hollywood-Spektakel war Mr. Gilruth.

In der NASA-Dokumentation „Apollo Expeditions to the Moon" schilderte Gilruth u.a. die damaligen Probleme des zu entwickelnden APOLLO-Projektes:

„Konnte man es wirklich machen? (bemannte Mondflüge, d.A.) *Einen Mann zum Mond zu fliegen bedingte einen enormen Fortschritt in der Flugwissenschaft innerhalb einer sehr kurzen Zeit. Die Konzepte des bemannten Raumfluges waren nur drei Jahre alt, und Reisen ins All über solch große Distanzen waren nur ein Traum. Rendezvous, Koppelmanöver, längerer Aufenthalt in der Schwerelosigkeit, radioaktive Strahlung und die Gefahren eines Meteoriteneinschlags waren alles Probleme von unbekannten Dimensionen. Wir würden gigantische neue Raketen benötigen, die hochenergetischen Wasserstoff verbrannten, ein Durchbruch in der Realisierung. Neue Methoden der Startgerüste und der Bedienung sowie die Möglichkeiten, jederzeit einen Start durchführen zu können, denn um zum Mond zu fliegen musste man ein exakt eingehaltenes Startfenster treffen. Wir waren alle unwissend.*

Bei Kennedys Entscheidung (zum Mond zu fliegen, d.A.) *hatten wir nur die Erfahrung des 15-minütigen Fluges von Alan Shepard als Grundlage. Konnte ein Mensch wirklich einen zwei-Wochen-Flug überleben, mit präzisen Manövern einschließlich des Retro-Feuerstoßes in der Mondumlaufbahn, der Landung auf dem Mond, dem Start von der Mondoberfläche, Kurskorrekturen auf dem Heimweg und letztendlich einem Eintauchmanöver mit hoher Geschwindigkeit in die Erdatmosphäre, und das alles mit einer Präzision, die in der Raumfahrtführung völlig unbekannt war?*

Wir würden intensiv an den Raumanzügen arbeiten müssen, denn ein Flug zum Mond war undenkbar, ohne den Astronauten die Möglichkeit zu geben, den Mond zu Fuß zu erkunden, und später in Fahrzeugen. [...]

Der Mond als solches war so gut wie unbekannt. Seine Oberfläche, seine Massenverteilung, und ob die Mondoberfläche fest genug ist, um ein Landefahrzeug tragen zu können, das war alles unbekannt. Wir mussten einen Masterplan erstellen. [...]

Alle diese Dinge hatten nicht nur in allerkürzester Zeit zu geschehen, es war eine Zeit, die ich ‚das Jahr der Entscheidungen' nannte." [Übersetzung durch den Autor]

Gilruth lehnte das genügend Sicherheitsreserven bietende umfangreichere NOVA-Konzept von Brauns ab und entschied sich für einen Direktflug mit dem billigeren APOLLO-SATURN-System. Er warf den Plan, aus technisch vorgegebenen Gründen eine APOLLO-Mission mit zwei SATURN-Starts durchzuführen, um und entschied, mit nur einer Rakete zu fliegen. Dieses Konzept führte er durch, obwohl er eine Reihe von Gegenern in der NASA hatte, die auf die Undurchführbarkeit hinwiesen.

Das ursprünglich erarbeitete Konzept sah vor, dass der erste SATURN-Start einen Tanksatelliten in die Umlaufbahn bringen sollte, an dem man die APOLLO vor dem Flug zum Mond auftanken wollte, der zweite SATURN-Start sollte dann mit der bemannten Kapsel vor sich gehen.

Dieses Konzept war eigentlich nur als Notlösung vorgesehen, für den Fall, dass die für die bemannten Mondflüge benötigte NOVA-Rakete nicht rechtzeitig fertig gestellt werden konnte. Die SATURN 5 war von Anfang an zu schwach ausgelegt, um mit dem APOLLO-System einen Mondflug in direkter Ansteuerung durchführen zu können. Und dieses sowieso schon zu schwach ausgelegte Konzept halbierte Gilruth kurzerhand noch.

„Können Sie sich eine große, starke Rakete vorstellen, die genügend Kraft besitzt, wieder zurück zur Erde zu fliegen, nachdem sie auf dem Mond landete? Wir konnten es nicht!" sagte Gilruth

in einem Interview [Diskette B of Dr. R. Gilruth; Übersetzung durch den Autor].

„Von Braun hatte die Kapazitäten seiner Raketen immer heimlich größer ausgelegt, als sie angegeben wurden, weil er wusste, dass immer zu wenig Nutzlast zur Verfügung stand. So konnte man im Laufe des APOLLO-Projektes immer mehr zum Mond transportieren, u.a. den Rover, ohne dass es zu Transportproblemen kam“, erklärte Gilruth auf die Frage, wieso es möglich war, mit der unterdimensionierten SATURN 5 trotzdem immer schwerere Systeme zum Mond zu schaffen [Diskette B of Dr. R. Gilruth; Übersetzung durch den Autor].

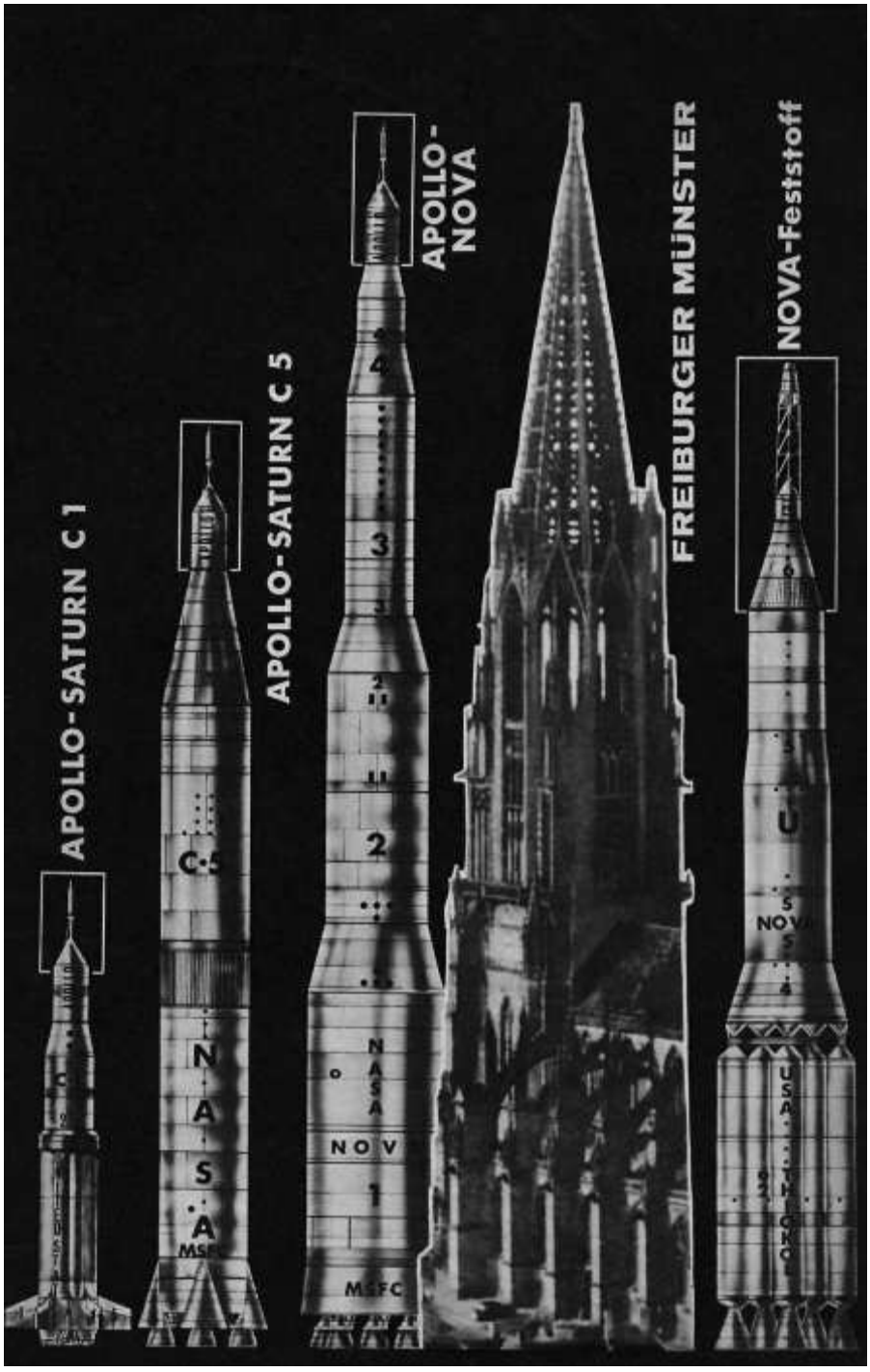
Diese Erklärung ist für mich die fadenscheinigste des ganzen APOLLO-Konzeptes, denn Ungenauigkeiten in solchen Größenordnungen hätten bei einem so hochkomplizierten System wie APOLLO gewaltig ins Auge gehen müssen.

Was war mit der NOVA?

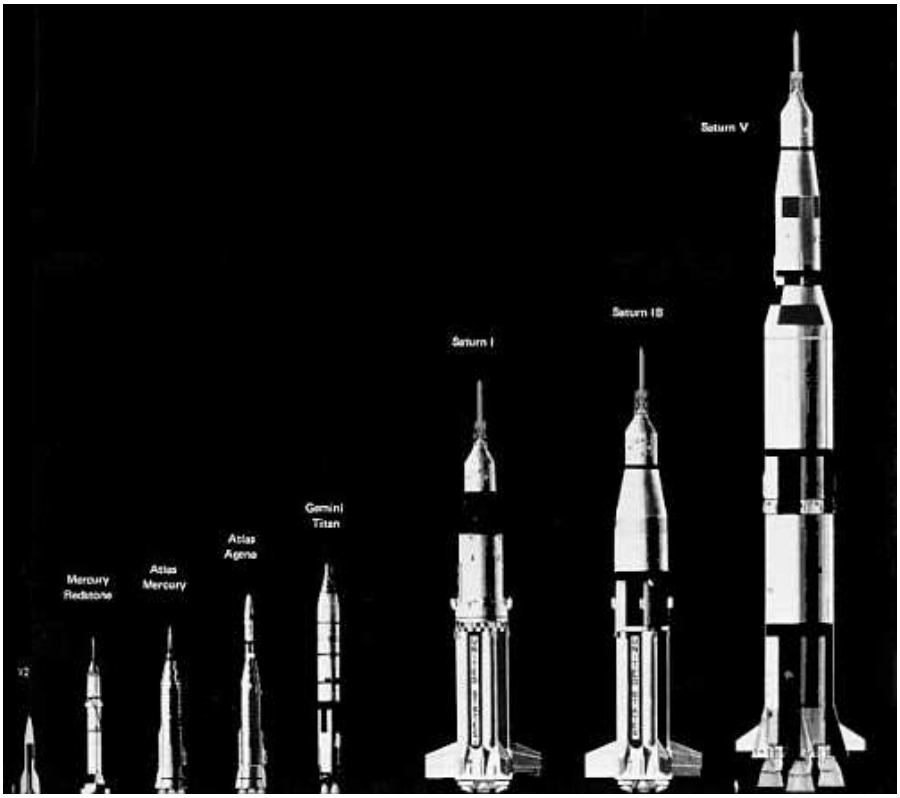
Die ursprünglich für die Mondflüge geplante Super-Rakete NOVA ist niemals gebaut worden, ihre Entwicklung wäre zu teuer gekommen. Deshalb musste für das APOLLO-Programm die wesentlich schwächere SATURN C5 herhalten, die zwar hervorragend für den Transport von Raumkapseln in eine erdnahe Umlaufbahn geeignet war, für einen bemannten Mondflug jedoch zu unterdimensioniert war.

Die SATURN-Reihe war so ausgelegt, dass mit der C1 eine „nackte“ APOLLO-Kapsel (ohne Service- und Kommandomodul) in eine erdnahe Umlaufbahn gebracht werden konnte. Um eine komplette APOLLO-Einheit mit Service- und Kommandomodul sowie der Mondlandefähre in die Erdumlaufbahn zu heben, wurde die stärkere C5 eingesetzt. Ein Flug zum Mond wäre mit diesem Transportmittel jedoch nur möglich gewesen, wenn die NASA vor einem Mondflug einen Tanksatelliten für eine Treibstoffübernahme in die Erdumlaufbahn gebracht hätte (wie es geplant war, wenn die NOVA nicht rechtzeitig fertiggestellt werden konnte).

Ein Auftankmanöver ist jedoch niemals geschehen. Die APOLLO-Kapseln mit dem angeflanschten Kommando- und Servicemodul sowie der Landefähre flogen ohne Aufzutanken los. Und nicht nur das: Ab APOLLO 15 wurde sogar noch der Rover mit transportiert. Mit jedem Flug wurde die ins All geschossene Nutzlast größer. Bis in die Erdumlaufbahn hat die Leistung der C5 zwar ausgereicht. Doch unmöglich für einen Flug zum Mond und zurück. Das wusste auch Wernher von Braun, weshalb er schon frühzeitig das NOVA-Konzept entwarf. Doch er schwieg zu den Kürzungen und nahm es hin, dass mit der vergleichsweise antriebsschwachen SATURN gearbeitet wurde. Es stellt sich die Frage, ob hier bereits Gilruth das Kommando übernommen hatte und von Braun zurück pfiff, als sich herausstellte, dass der vorgegebene Zeitplan für bemannte Mondflüge nicht einzuhalten war und auf Studioproduktionen umgeschwenkt werden musste? Denn wenn das APOLLO-Spektakel in irdischen Hallen abgedreht werden konnte, ersparte man sich die teure Entwicklung von Superraketen, die möglicherweise nach APOLLO nie mehr gebraucht werden würden.



Die für das Mondprojekt von der NASA geplanten Raketen im Vergleich zum Kirchturm des Freiburger Münster. Die Trägerrakete NOVA wurde niemals gebaut (GLG-Archiv)



Die Raketen der NASA im Größenverhältnis zueinander: ganz links die V2, ganz rechts die SATURN 5. Die einstmals für den bemannten Mondflug vorgesehene NOVA wird heute nicht mehr erwähnt („Apollo Expeditions to the Moon")

Warum merkt eigentlich niemand, wie die Weltöffentlichkeit hier „verschaukelt" wurde?

Das amerikanische Forschungszentrum *RAND Corporation* hatte im Herbst 1964 - wohl im Hinblick auf die Mondflug-Aufforderung Präsident Kennedys - eine Zukunftsprognose für die amerikanische Raumfahrt veröffentlicht, die damals um die ganze Welt ging. Dieser Prognose lagen mehrfach präzisierte Einschätzungen von 82 Experten der verschiedensten wissenschaftlichen und technischen Berufe zugrunde, die jedoch aus heutiger Sicht recht weltfremd und wohl mehr ein Wunschdenken waren. Man sollte jedoch nicht vergessen, dass diese Prognose auf der Machbarkeit der APOLLO-Mondflüge basierte. Danach sollte die Entwicklung wie folgt vor sich gehen:

- 1970: Landung einer bemannten Rakete auf dem Mond und Rückkehr zur Erde.
- 1970: Verwendung von Laserstrahlen für die kosmische Nachrichtenverbindung.
- 1970: Bemannte Raumstation mit mindestens zehn Mann Besatzung.
- 1975: Raumtransporter.
- 1975: Raketen mit Kernenergie- oder Ionentriebwerk.
- 1975: Zeitweiliger Stützpunkt auf dem Mond mit mindestens zwei Mann für mindestens einen Monat.
- 1978: Bemannter Flug um die Planeten Mars und Venus.
- 1981: Forschungen im entfernteren Weltraum.
- 1982: Ständiger Stützpunkt auf dem Mond mit mindestens zehn Mann Besatzung.
- 1985: Landung einer bemannten Rakete auf dem Mars und Rückkehr zur Erde.
- 1990: Beginn einer industriellen Produktion auf dem Mond.
- 1990: Ständige wissenschaftliche Stützpunkte auf den erdnächsten Planeten.
- 2021: Landung einer bemannten Rakete auf den Jupitermonden.
- 2023: Flug zu anderen Sternsystemen mit einer Dauer von mehreren Generationen.
- 2027: Antigravitationstriebwerke.

Was ist von all dem geblieben? Die bemannten Mondflüge - nur ein Hollywood-Spektakel. Eine bemannte Raumstation - erst seit Mitte der Neunzigerjahre. Raketen mit Kernenergie- oder Ionentriebwerken - ist bis heute nicht über Pläne und Versuchsanordnungen hinaus gekommen. Stützpunkte auf dem Mond - ein Traum. Bemannte Flüge zu anderen Himmelskörpern - nicht machbar. Immerhin plant die NASA bis etwa in zehn Jahren einen bemannten Flug zum Mars. Aber erzählen kann man ja viel. Ist es Wunschdenken, so wie damals?

Warum ist der Mond tabu?

Wir sollten uns gerade im Vergleich zu APOLLO einmal Gedanken machen, warum heute, nach rund 35 Jahren kontinuierlicher technischer Weiterentwicklung, keine regelmäßigen Mondflüge stattfinden. Wie man schon in den Sechzigerjahren aufgrund von Mondgesteins-Untersuchungen festgestellt hat, bietet der Mond einen schier unerschöpflichen Vorrat an Rohstoffen, der nur abgebaut und zur Erde transportiert werden müsste. Das heißt, selbst wenn die Entwicklung von großräumigen Mondraumschiffen (und bemannten Mondstationen) noch so teuer wäre, würde sich diese Investition innerhalb kürzester Zeit bezahlt machen. Hätte man - wie damals prognostiziert - bis 1982 einen ständig bemannten Stützpunkt auf dem Mond errichtet und dort bis 1990 mit der industriellen Produktion begonnen, so hätten sich die Ausgaben dafür schon längst gewinnbringend amortisiert.

Mit unserer heutigen Technik - nicht nur der Computertechnik - müsste ein bemannter Mondflug im Vergleich zu damals eigentlich relativ einfach zu bewerkstelligen sein. Doch was sage ich - betrachtet man sich die Spaceshuttle-Flotte der NASA mit ihrer Technik der frühen Achtzigerjahre, die heute noch eingesetzt werden, obwohl sie technisch völlig veraltet sind, so müssen Zweifel aufkommen, ob wirklich alles machbar ist. Die Spaceshuttles fliegen heute noch mit alten Bordcomputern ausgerüstet, die den alten 80386er Rechnern entsprechen, die sich heute kein Mensch mehr in die Wohnung stellen würde, weil sie viel zu langsam sind und zu wenig Kapazitäten haben. Für die Spaceshuttles reichen sie jedoch anscheinend aus. Genauso wie die Bordmonitore, die bis heute monochrome Schwarzweiß-Bildschirme sind. Aus

heutiger Sicht handelt es sich bei den Spaceshuttles um Steinzeit-Technik, und trotzdem fliegen sie noch und werden wohl auch auf weitere Zeit weder technisch aufgerüstet noch durch modernere Systeme ersetzt werden.

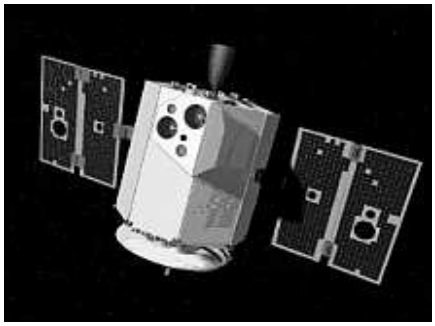
Verfolgt man das Theater um die internationale Raumstation ISS, so kann man sich höchstens wundern, dass heute schon einige zusammen gekoppelte Module auf einer erdnahen Umlaufbahn, in etwa 350 km Höhe, unseren Planeten umkreisen. Bis es hier zu einer ständigen Besatzung kommt, die wirkliche Forschung betreiben kann, wird es wohl noch einige Jahre dauern.

Natürlich argumentiert die NASA bei jeder Gelegenheit mit Geldknappheit. Deshalb ist es ein Unterschied, ob etwas technisch machbar ist oder ob es zwar machbar wäre, aber nicht finanzierbar ist.

So etwa bei der ISS, die im Prinzip aussieht wie ein schlecht zusammen gewürfelter Haufen Bausteinchen. Wo ist die Eleganz der radförmigen Raumstationen geblieben, wie sie Wernher von Braun vorschwebten und wie sie Stanley Kubrick in seinem Spielfilm „2001 - Odyssee im Weltraum“ zeigte? Dabei hätte eine radförmige Konstruktion durchaus ihre Vorteile gegenüber der Modulversion der ISS gehabt. Denn durch eine Rotation des „Rades“ hätte in dieser Station problemlos eine künstliche annähernde Schwerkraft aufgebaut werden können. Die bekannten Probleme unserer Astronauten bei einem längeren Aufenthalt in der Schwerelosigkeit würden entfallen, und damit auch das zeitaufwändige tägliche Körpertraining der Astronauten, die in dieser Zeit wichtigere Forschungsaufgaben erledigen könnten, zumal sich auch heute noch jede Astronautenminute im All mit zigtausend Dollars zu Buche schlägt.

Wir sehen, wie schon gesagt, dass auch heute nicht alles machbar ist, was machbar ist. Doch vor rund 35 Jahren war wohl die Situation eine andere. Damals war ganz offensichtlich auch machbar, was eben nicht machbar war (glaubt man dem, was uns als Geschichte erzählt wird).

Bezüglich der Kosten, die entstanden wären, um eine Station auf dem Mond zu errichten, möchte ich das (nicht nur damalige) Gejammere der



Die NASA-Mondsonde CLEMENTINE 1

NASA wegen Geldknappheit gar nicht wiederholen. Und ich möchte auch nicht versuchen, eine Gegenzurechnung aufzumachen, was wohl technisch alles machbar gewesen wäre, wenn die USA die Abermilliarden Dollars, die für den Kalten Krieg mit seinem Rüstungswettlauf sowie die unzähligen militärischen Einsätze in fremden Ländern aufgewendet wurden (und werden), sinnvoller eingesetzt hätte. Kommen wir zur Eingangsfrage zurück: „Warum ist der Mond tabu?“, so kann die Antwort nur lauten: Der Mond ist nicht tabu, aber es fehlt auch heute noch die entsprechende Technik, um bemannt dorthin fahren zu können, und es fehlt das Geld für die Entwicklung der benötigten Technologie. Die NASA-Technik reicht gerade dazu aus, unbemannte Sonden mit nur wenigen Kilogramm Gewicht aus der Erdanziehung zu bringen. Alles andere sind Wunschträume.

Und unsere fortschrittlichen Methoden der Steuerung von interplanetaren Sonden sind auch eher ernüchternd. Natürlich gibt es Ausnahmen von Sonden, die erfolgreich schwierigste Manöver vollbringen oder vollbrachten. Man denke beispielsweise an die wirklich geniale Meisterleistung der in den Siebzigerjahren gestarteten SURVEYOR-Planetensonden, die noch während ihres Fluges umprogrammiert werden konnten, um mit Ausnahme von Pluto alle äußeren Planeten fotografieren zu können. Nach Beendigung ihrer Mission flogen diese Sonden in den interstellaren Raum hinaus. Bis heute besteht zu ihnen ein Funkkontakt.

Der vorletzte Besuch einer 227 kg leichten Mondsonde (CLEMENTINE 1) im Jahre 1994 endete damit, dass die Sonde eine Rechner-Fehlfunktion hatte und im All verschwunden ist, nachdem sie den Mond (wieder einmal) kartografiert hatte. Der letzte Besucher des Mondes war 1998 der 296 kg leichte LUNAR PROSPECTOR, der ein Jahr lang Messungen und Fotos vom Mond gesendet hat und dann „gezielt“ abgestürzt wurde, allerdings ohne dass es auf der Erde jemand bemerkte. Zwischen diesen beiden Sonden verirrte sich 1997 ein 2534 kg schwerer kommerzieller Kommunikationssatellit aus Hongkong zum Mond, der ursprünglich für eine stabile Erdumlaufbahn vorgesehen war. Nach zwei Mond-Vorbeiflügen pendelte sich sein Flug in eine geosynchrone Mondumlaufbahn ein. Da fragt man sich unwillkürlich, wie schwierig es eigentlich sein muss, den Mond zu treffen, wenn man an die (fast) unzähligen sowjetischen und amerikanischen Mondschüsse denkt, die daneben gingen - und dann „verirrt“ sich ein Satellit, der gar nicht für den Mond vorgesehen war, auf eine perfekte Mondumlaufbahn...

Die Mondsonde LUNAR PROSPECTOR

Quellen

„Die Akte APOLLO“, WDR, 13.10.02

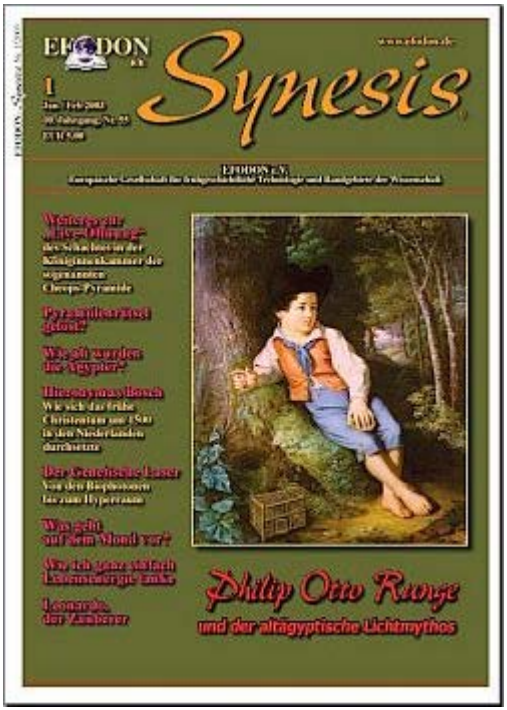
„Apollo Expeditions to the Moon“, NASA SP-350, 1975

Diskette B of Dr. R. Gilruth, continuing the 6th interview, 3/2/87, by Drs. DeVorkin and Mauer, starting with Tape 3 side l, NASA

Literatur

Gernot L. Geise: „Die dunkle Seite von APOLLO“, 2. Aufl., Peiting 2002

sy55.jpg %d×%d pixels



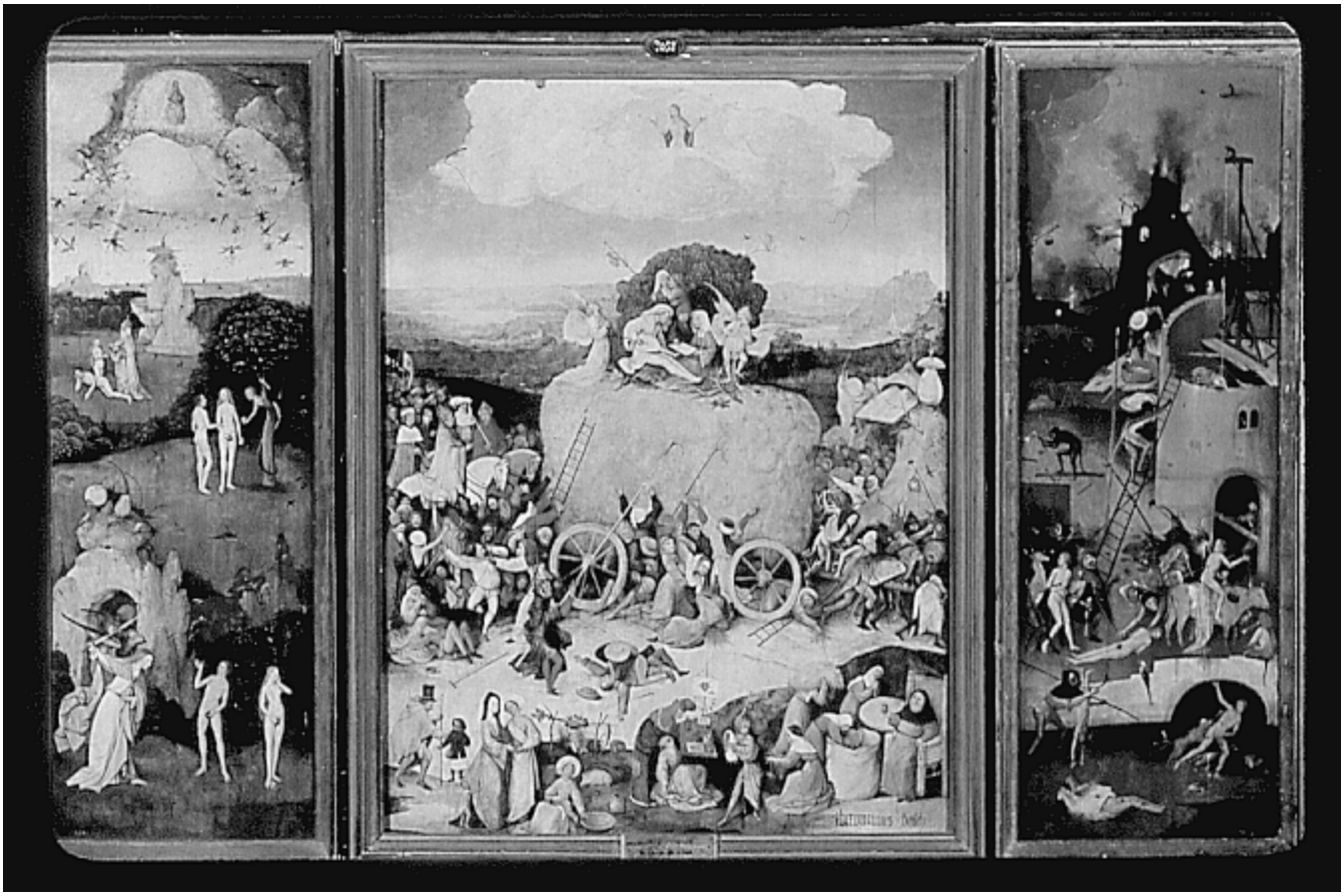
Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/pyramiden/weitere/SY5511 Prahl - Wie alt wurden die aegypter.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Uwe Topper

Hieronymus Bosch

Wie das frühe Christentum um 1500 in den Niederlanden sich durchsetzte



„Der Heuwagen" von Hieronymus Bosch, eines der besten Bilder des großen Meisters aus Holland.

Einleitung

Der sehr eigenwillige und wegen seiner verrückten Bilder weltbekannte holländische Maler Hieronymus Bosch hieß eigentlich Jieron Anthoniszoon oder auch Jan van Aken. Über sein Leben weiß man fast nichts, als Geburtsjahr werden verschiedene Daten zwischen 1450 und 1465 angegeben. Das reiche Städtchen s'Hertogenbosch in Brabant war seine Heimat, die er möglicherweise nie verließ. Nach diesem Ort hat sich sein Zuname geformt. Den Zunamen van Aken trug er nach seinem Vater und Großvater, der vermutlich aus Aachen stammte.

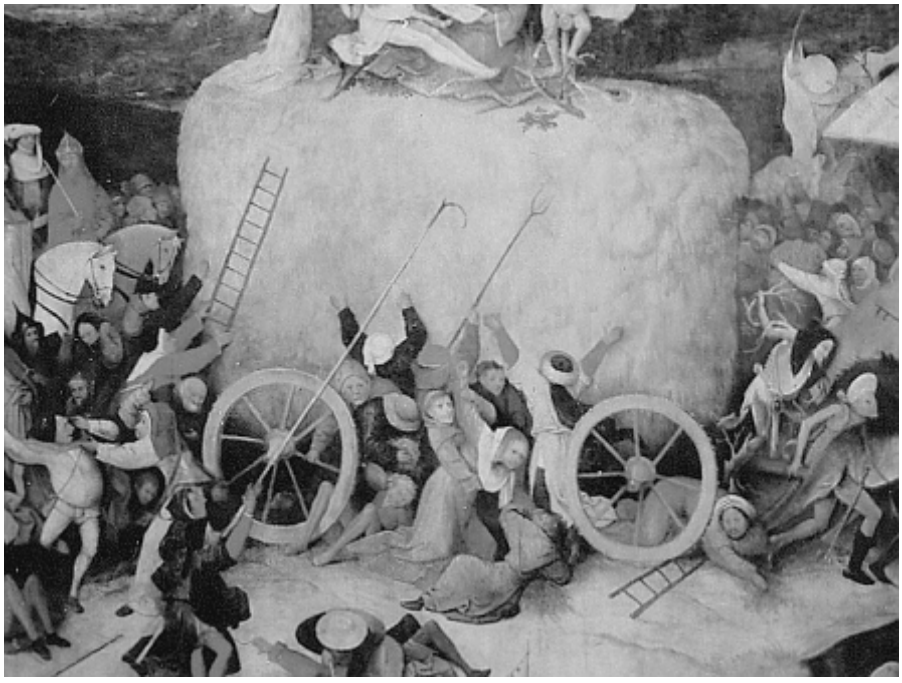
Hieronymus Bosch wurde später vielfach angefeindet, weil er dem Orden der Brüder vom gemeinsamen Leben angehörte, der in Herzogenbusch seit 1424 ansässig war. Dies war eine Vereinigung von Mystikern, die sich sozial betätigten, aber als unchristlich galten. Sie pflegten die Bildung der Jugend und sammelten Bücher. Bosch wird als Zunftmitglied der Malergilde etwa ab 1480 schriftlich erwähnt, er starb in seiner Stadt etwa 1516, im Jahr, als Karl V. sich in Brüssel zum König erklären ließ. Seine Bilder waren von hohen Personen in Auftrag gegeben und wurden wie Schätze von Fürsten und Königen aufbewahrt. (Zur Identifizierung der etwa dreißig bekannten Boschbilder nennt man immer den heutigen Aufbewahrungsort).

Boschs Tiergestalten, oft ganz seltsam verwachsen, hatten gewiss einen mystischen Hintergrund, leider entzieht sich vieles davon unserem Durchblick. Der Zusammenhang mit den hybriden Gestalten der Lichtreligion, dem Tierstil der romanischen Kirchen, ist offenkundig.

Von Ketzerei und Heidentum ist im Zusammenhang mit Boschs Malerei häufig die Rede. Gauffreteau-Sévy (1967) beschreibt sie wie eine Nahtstelle: noch dem Symbolismus der romanischen Kunst verpflichtet und schon die gotische Neudeutung im Blick (Kap. 4; man achte auf die chronologische Implikation, die der Kunstkenner hier unkommentiert vornimmt: die Romanik, Ende in Boschs Zeit, Gotik beginne gerade erst dann, also so, wie es die neue Chronologiekritik fordert). Das betrifft vor allem Boschs Zeitgenossen, für die er malte, denn als unverstandenes Genie, wie wir das aus der Neuzeit kennen, ist Bosch nicht abzuschieben; er arbeitete im Auftrag von Bürgern, Fürsten und sogar für Kirchenbauten. Darum ist die Einschätzung der modernen Interpreten beachtenswert. Kein dogmatischer

Christ hätte die phantastische Bilderwelt Boschs schaffen können. Die skurrilen Gestalten sind auch nicht seiner persönlichen Psyche entsprungen, sondern erhalten ihre Bedeutung vor dem Hintergrund einer fremden Glaubenswelt, die seinerzeit sehr lebendig war. Darin ist die Natur als Ganzes die Bühne, auf der sich das Schauspiel der Schöpfung abspielt. Tiere, Pflanzen und der Mensch, sogar dessen Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände, sind ineinander umwandelbar, miteinander verwandt und verknüpft, denn sie leben in einer Natur, die mit ihnen das große Spiel in Szene setzt, einer Welt der steten Verwandlungen, sinnlos aber bedeutsam, unerklärlich aber erkennbar.

Ich will die einzelnen Bosch-Gestalten hier nicht ausdeuten, wir kennen sie alle: das Ei und die Distel, den Finken und die Teufel, die Ungeheuer und Zwitter, Missgeburten und Schreckensviecher, das höllische Heer und die irdisch-schönen jungen Frauen, die Soldateska und die gierigen alten Weiber … sie sind erst verständlich in einem mystischen Weltbild, in das man eingeweiht werden muss. Gewiss haben sie auch allgemein Menschliches (möchte man sagen) an sich, und doch sind sie herausgehoben aus der wirklichen Welt, unwirklich im reinsten Sinne. Am Beispiel des Lebensborns im Paradies sagt Gauffreteau-Sévy (S. 74), dass die Sinnbilder Boschs eher heidnisch als christlich sind, ob aus der Alchemie oder der gotischen Mystik genommen, das bleibt sich gleich, da sie auf universeller Mystik beruhen. Viele Maler, besonders die großen Meister jener Zeit, vervollkommneten ständig ihre Kenntnisse der Farbmaterialien und deren Reaktionen mit Licht, Feuchtigkeit und Malgrund. Sie waren Chemiker und teilweise Alchemisten. Der Sprung zur Gnosis ist nicht weit. Ihre Vorbilder waren die Scholastiker wie Albertus Magnus, Beauvais, Thomas von Aquin u.a., angeblich Dominikaner (ein Sammelbegriff), vermutlich Sufis, wie ihre Schriften bezeugen, die oft arabische Vorlagen erkennen lassen. Als Zeitgenossen oder direkte Vorläufer von Bosch geben sie das geistige Umfeld dieser Bilderwelt an. Auch die Gnosis war keineswegs ausgestorben, sondern weit verbreitet, ihre Verketzerung und Verlegung in eine erdachte Frühzeit beruht auf späterer Übertünchung, wie so oft.



„Der Heuwagen" von Hieronymus Bosch (Mittelteil, Ausschnitt): Der Christus kommt unter die Räder

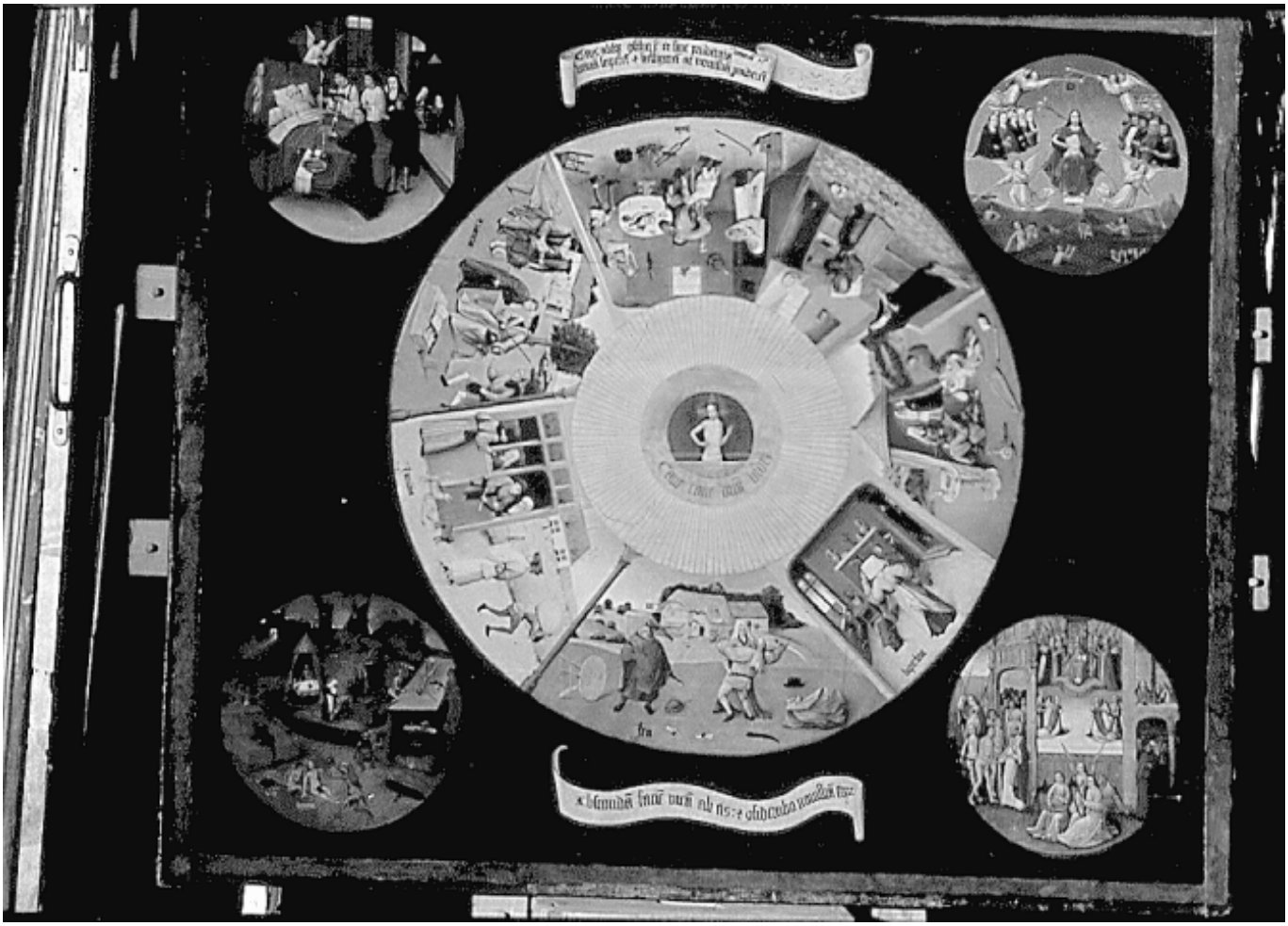
Die Menschen, für die Bosch malte, müssen jedenfalls seine „Anspielungen" verstanden haben, sonst wären die Bilder freischwebend in den Raum gestellt, undenkbar für seine Zeit. An Kleinigkeiten sieht man, dass sie wirklichkeitsnahe Zustände wiedergeben: der gelbe Fleck auf dem Gewand so mancher Männer zeigt „geheime" Zeichen, ein A oder ein T, vergleichbar dem Judenfleck; Fahnen und Opfertiere tragen häufig den Halbmond (des Islam); der Seeigel soll ein katharisches Zeichen sein usw. Es gibt aber auch schon christliche Motive, so die Anbetung der Heiligen Drei Könige, mehrere Passionsszenen, vor allem auch mehrere Bilder mit dem Thema der Versuchung des Heiligen Antonius, und Darstellungen von Adam und Eva im Paradies, wenngleich letztere wohl eher den Adamiten, also einer unchristlichen Bewegung, zuzuschreiben sind. Jedenfalls stehen wir durch diese Bilder mitten im damaligen Zeitgeschehen: Umbruch, Übergang zu einer anderen Religion, wie eine Momentaufnahme festgehalten für die Nachwelt – das Eindringen einer frühchristlichen Bilderwelt in den heidnischen Alltag holländischer Bürger.

Kritischer Zugang

Nicht alle Bilder, die dem Maler Hieronymus Bosch zugeschrieben werden, stammen von diesem Jieron Anthoniszoon van Aaken, einige Tafeln sind anerkanntermaßen spätere „Kopien", manche ein ganzes Jahrhundert oder mehr später geschaffen, vermutlich nachempfunden. Andere Bilder sind zwar echt, aber dermaßen oft übermalt („restauriert") worden, dass der Sinn, den Bosch hineingelegt haben mag, uns heute verborgen bleiben muss. Die Übermalungen betreffen nicht nur Köpfe und Architektur oder Mobiliar, sondern es wurden auch ganze Figuren hinzugefügt oder weggemalt, Bildteile abgeschnitten oder sogar bis zu zwei Drittel eines Bildes neu übergemalt, besonders die Grisaillen auf der Rückseite der altarähnlichen Tafeln. Nicht immer handelt es sich bei diesen Übermalungen um Restaurierung von abblätternder oder verblichener Farbe, sondern oft - wie könnte es anders sein - um Veränderung des Bildinhalts aus weltanschaulichen Gründen. Aus dem heidnischen Maler von s'Hertogenbusch mit seiner ursprünglichen Religiosität wurde ein linientreuer Christ mit absonderlicher Traumwelt gemacht.

Die meisten Übermalungen in diesem Sinne wurden schon im 16. Jahrhundert vollzogen, also zu einer Zeit, als noch wenige Personen die Bilder mit eigenen Augen gesehen hatten, vor allem spanische Hofleute und Geistliche. An einigen Beispielen will ich zeigen, was an vielen Bildern noch sichtbar ist.

Der „Heuwagen" im Prado von Madrid, eines der berühmtesten und



„Der Tisch der sieben Todsünden", der in Philipps II. Privatgemach stand.

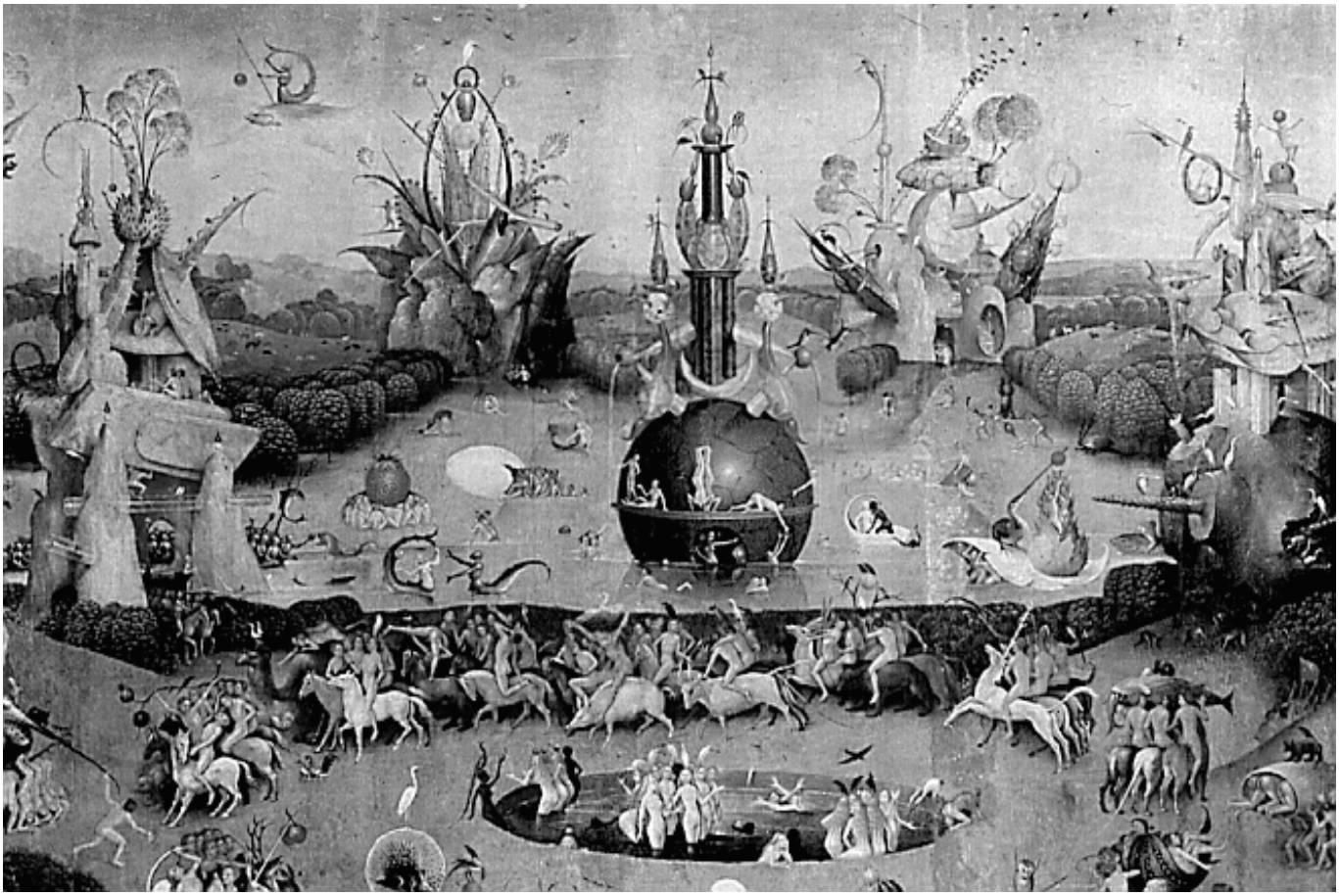
typischsten Bilder von Bosch, ist sogar in großen gotischen Lettern im Mittelteil des dreiteiligen Altarbildes signiert. Ob die Signatur vom Maler selbst stammt oder später angebracht wurde, besagt nichts. Die von den Pigmenten her sehr schlechte, aber sonst äußerst genaue Kopie des Bildes, die im Escorial hängt, hat eine entsprechende Unterschrift auf dem linken Flügel, weshalb man annehmen muss, dass beide Bilder zunächst keine Signatur trugen, sonst hätte der Kopist die Signatur gewiss an der richtigen Stelle mitkopiert. Mit den Unterschriften und Datierungen der berühmten Gemälde großer Meister in den öffentlichen Museen ist ohnehin nicht viel anzufangen. Nicht weit von Boschs Bildern im Prado hängen einige von Marinus van Reymerswaele, darunter ein Alterswerk von etwa 1560 von ihm, eine sehr schöne stillende Maria, datiert und signiert A(lbrecht) D(ürer) 1511, was offensichtlich unsinnig ist.

Gar manche Bilder mussten inzwischen spätere Daten bekommen, als man ihnen bisher zugeteilt hatte, weil sonst der Malstil wie auch die religiöse Anschauung aus dem Zeitrahmen fallen würden. Deswegen hat man im Prado offiziell einige Gemälde, die bisher der berühmte Roger van der Weyden (gestorben 1464) gemalt haben sollte, nun seinem kaum bekannten Schüler van der Stockst (gestorben 1495) zuerkannt, also um glatt eine Generation verjüngt. Das reicht zwar bald wieder nicht mehr aus, wenn neuere Erkenntnisse gewonnen werden, aber es zeigt dem unbedarften Betrachter, wie hier gemogelt wird: statt Roger van der Weyden um ein Jahrhundert heranzuholen, was das Problem ein für alle Mal lösen würde, überträgt man diese Meisterwerke einem anderen Maler, um die geheiligte Chronologie nicht zu verwirren.

Bosch soll sogar von einem Werk van der Weydens inspiriert worden sein. Vermutlich war es umgekehrt.

Zurück zu Bosch und seinem „Heuwagen".

Wenn auf diesem Bild auch längst alle Farben restauriert sind und viele Konturen nachgezogen, so fällt doch sofort auf, dass das Gelb inmitten der großen Wolke über dem Heuwagen einfach nicht hinein passt, es ist im Ton „falsch". Bei der schrägen Beleuchtung im Saal des Prado sind sogar die Malränder erkennbar, die dieses fremde Gelb umgeben (Boschs Maltechnik ist ‚geleckt', da gibt es keine Ränder). Und der Christus, der mit schüchtern ausgebreiteten Armen halb aus dem Gelb herausschaut, passt noch weniger zum Bild, er wurde offensichtlich von einem Stümper hinzu gemalt. Der süße Engel auf dem Heuwagen hinter den Musikanten, der als einziges Wesen im gesamten Bild den Christus wahrnimmt und zu ihm aufschaut, ist an Flügeln und Faltenwurf, natürlich auch am Gesicht, als Fremdgut erkennbar. Und das war es dann schon an katholischen Hinweisen - zwei Figuren sind hinein gemogelt. Hat man sie aussortiert, dann bleibt in diesem Bild nur niederländisches Heidentum von der Art der Brüder und Schwes-



„Der Garten der Lüste", ein farbiger Hymnos auf die Macht der Erotik, Zeugnis für Tierstil und Wiedergeburt in einem.

tern vom gemeinsamen Leben oder freien Geiste: ein herrliches Fest von urwüchsiger Art, das die ganze Welt als Bühne hat, mit fantastischen Einzelszenen, die ganze Geschichten erzählen, Sinnbilder mystischer Art, eine Gnosis in höchster Vollkommenheit. Da braucht auch das Passionsspiel nicht völlig zu fehlen, im Gegenteil; wenn man schon den Nazarener in diesem Bild sucht: er ist offensichtlich „unter die Räder gekommen", nämlich die Gestalt, die vor dem Vorderrad des riesigen Wagens gestürzt ist, typisch in der Stellung des gestürzten Jesus auf dem Bild „Die Kreuztragung" (in Wien). Sogar ein symbolisches Ersatzkreuz liegt neben dem Gestrauchelten am Heuwagen: eine Leiter, genau wie die neben dem mitverurteilten Schächer auf dem anderen Bild. Das Gesicht des gestürzten Erlösers ähnelt schon der genormten Ikone, etwa wie auf dem „Ecce Homo" (von Frankfurt am Main).

Die Moralisierung, die von Interpreten hier gerne herausgelesen wird („Seht die Schlechtigkeit der Menschheit, sie strebt dem eitlen Heu nach!"), ist aber nicht Boschs Beweggrund. Er hat ein Weltbild gemalt, eine Vision von ewiger Gültigkeit, wo Liebende, Sänger und Narren, Kaiser, Mönch und Papst, Betrüger, Gauner und Mörder gleichwert nebeneinander stehen. Bosch fällt kein Urteil, sondern zeigt die Welt in allen ihren Spielarten. Er malt sein Weltbild.

Boschs Weltanschauung

Betrachten wir den „Tisch der sieben Todsünden" (im Prado), der einst im Zimmer des mächtigsten aller gekrönten Kunstliebhaber, Philipp II., stand. Die sieben Todsünden sind wie ein tibetisches Mandala angeordnet, aus sieben ungleich großen Teilen im Kreis harmonisch ineinander verkeilt. Offensichtlich sind die Oberteile der Einzelbilder später abgeschnitten durch die darüber gemalten Sonnenstrahlen, in deren Mitte ein sehr neuer Christus in falschem Blau steht. Der innere Kreis wird den selben Radius gehabt haben wie die vier äußeren Medaillons. Schade um das gute Bild! möchte ich ausrufen, aber zugleich wird mir klar, dass durch diese Collagentechnik, das Hineinmalen eines Christus in das ansonsten einer völlig anderen Religion zugehörende Bild, uns wenigstens ein Teil des Meisterwerkes von Bosch erhalten blieb. Zwar kann das jeder sehen, denn die Aureole des Christus ist reinstes Barock, das Lendentuch viel zu groß, eine Keuschheit vermittelnd, die erst später so empfunden wurde, und der Altar (oder Marmorsarg) völlig unpassend; aber gerade diese Stilfremdheit erleichtert uns das Aussortieren und den Einblick in das Wesen der Brabanter Malerei vor fünfhundert Jahren. Gewiss, Frau Stolz (superbia) steht zu weit vor dem Spiegeltisch, man sieht noch an der darunter liegenden Farbschicht, wo hier verändert wurde, und hinzugefügt sind die beiden knallroten Rosenkränze in der Hand und in der Kiste, Hinweise auf eine spätere Frömmigkeit. Bedauerlicherweise sind drei der vier Medaillons, die das Mittelteil umgeben, völlig übermalt; aber das eine, das Höllengericht, zeigt doch den echten Bosch, und das ist unser Glücksfall. Niemand außer ihm konnte eine solche Hölle erfinden. Ob einst ein Drachen im innersten Kreis des Mandalas thronte?

Philipp II. war ganz vernarrt in dieses Gemälde; erst nach seinem Tode konnte man es schrittweise übermalen. Wenn die Biographen von Philipps düsterer Religiosität schreiben – unverständlich für Christen, die die vorherige Religion nicht mehr anerkannten – dann meinen sie eigentlich diese Vorliebe für die frühere Religion, in der die irdische Katastrophe („Das Jüngste Gericht") noch eine gnadenlose Vernichtung des Lebens auf der Erde bedeutete. Um nun die Nachwelt nicht merken zu lassen, dass dieser mächtigste aller Kaiser im Grunde heidnisch dachte, wie auch seine Urgroßmutter Isabella von Kastilien noch heidnisch geboren war, fügte man in die Bilder, die Philipp verehrt hatte, einige christliche Attribute ein. Es war allerdings völlig überflüssig, die lateinischen Bezeichnungen der sieben Sünden unter die jeweiligen Bilder zu malen (so auch Bosing S. 25), und die beiden Spruchbänder sind ebenfalls viel später hinzugefügt worden. Bei der „Trägheit" (oder Faulheit) ist eine ganze Figur hinzugekommen: die weder inhaltlich noch raummäßig passende fromme Frau mit Bibel und Rosenkranz, fast eine Mariengestalt.

Im Gegensatz zu manchen Kritikern, die diesen Tisch nur als „Werkstattarbeit" einstufen, weil sie die boschfremden Elemente verwirren, möchte ich nach den eben vorgebrachten Korrekturen doch Boschs eigene Hand darin erkennen.

Wilhelm Fraenger, „Das Tausendjährige Reich"

Einige Jahre nach dem 2. Weltkrieg erschienen einige Bücher von dem Kunsthistoriker Wilhelm Fraenger, die endlich klarstellten, dass Boschs fantastische Gestalten unchristlich sind und eine andere Religion als Hintergrund haben müssen oder zumindest eine ketzerische Richtung verraten. Fraengers durchaus neue und seinerzeit als Skandal empfundene Ansicht über Boschs Weltbild krankt an mehreren Leiden zugleich. Erstens hat er trotz aller Vorsicht und Kennerschaft nicht gemerkt, was an einem Boschbild echt, was übermalt und was gefälscht ist. Zweitens hat er das chronologische Problem, die späte Entstehung des Christentums, nicht erkannt. Und drittens ist ihm die so völlig anders geartete - die unchristliche - Umwelt Boschs in den Niederlanden schleierhaft geblieben, trotz aller Versuche, in die „sektiererischen" Geheimkulte der Vereinigungen in Brabant zu Boschs Zeit hinein zu leuchten. Das dennoch nicht geringe Verdienst einer neuen Sicht auf Boschs Glauben soll nicht übergangen werden, es muss nur heute, nach einem halben Jahrhundert und den neuen Erkenntnissen der Geschichtskritiker, zurecht gerückt werden.

Fraenger hat also - um ein Beispiel zu nennen - trotz aller Scharfsicht nicht gemerkt (1950, S. 11), dass die vier Medaillons „Sicut erat in diebus Noe" (Rotterdam) postum sind, etwa ein halbes Jahrhundert nach Boschs Tod gemalt. Und das, obgleich er ganz klar sieht, dass *„die empusa- oder satyrartigen Gestalten ... kein zweites Mal in seinem Katalog der Teufel figurieren."* (S. 13) Bosch hat gewiss keine stereotypen Teufel gemalt, sondern reichlich Phantasie walten lassen bei der Abbildung dieser Engel der Dunkelheit. Aber wenn in einem Bild ganz andere Teufelsgestalten auftreten, dann stammt dieses Bild eben nicht von ihm.

An vielen Symbolen und Gestalten erkennt Fraenger das Fortleben des ägyptischen Isiskultes im Holland des beginnenden 16. Jahrhunderts - erstaunlich auch für ihn: Sollten diese Kulte nicht spätestens mit den Verfolgungen durch die christlichen Mächte ein Jahrtausend früher völlig ausgerottet worden sein? Wo ist der unterirdische Gang, auf dem sie bis nach Holland gelangten und dreißig Generationen lang heimlich weitergegeben wurden?

Das Bild „Die Hochzeit zu Kana" (Rotterdam) bringt im zentralen Hintergrund einen heidnischen Altar mit Kultgerät, das diese gnostischen und ägyptischen Religionen zum Inhalt hat (Fraenger 1950, S. 58). Offensichtlich begeht Bosch hier „Mysterienverrat", meint Fraenger, denn Bosch stellt

> *„die Weihehandlung in so voller Offenheit zur Schau, als ob es sich um einen regulären und erlaubten Kult, statt um verbotene Abgöttereien handeln würde. Was sich den Spüraugen der Inquisition entzog, und was selbst ihre Folter schwerlich einem Angeklagten abgerungen hätte, wird hier von einem Eingeweihten freiwillig und freimütig an das Tageslicht gestellt. Eine geheime und so schwer verpönte Sache, dass Galgen, Schwert und Scheiterhaufen darauf stand, in aller Unbedenklichkeit entschleiert: diese Paradoxie gibt dem Gemälde seine singuläre Spannung ..."*

Allerdings besteht diese Spannung und Paradoxie nur für die heutige Kunstbetrachtung, weil sie von falschen Voraussetzungen ausgeht. Und dieser kleine Schritt ist Fraenger nicht gelungen. Er konnte nicht erkennen, dass es sich nicht um Geheimnisverrat unter Todesdrohung gehandelt haben kann - geradezu absurd für einen Maler, der auf öffentlichen Beifall angewiesen ist - sondern um das freimütige Bekenntnis einer anderen Religionszugehörigkeit, die noch voll geachtet war.

Fraenger versucht, diesen unlösbaren Kontrast durch einen – erfundenen – Lebensweg Boschs zu begründen, der eine innere Wandlung vom Ketzer zum gläubigen Christen durchgemacht haben soll. Das liest er aus den vier Medaillons heraus, die angeblich diesen seelischen Wandel wiedergeben. Dabei erkennt er jedoch auch, dass dieses Thema der sich läuternden Seele echt barock ist (S. 19), keineswegs zur Zeit um 1500 gehörig, sondern *„pietistisch, 17. Jh."*. Nun denn – alle Stilmerkmale und Geschichtskenntnisse weisen Fraenger darauf hin, dass diese vier Medaillons postum sein müssen, aber die Erkenntnis bleibt aus. Die „Große Aktion" hat dermaßen hart gearbeitet, dass auch die besten Köpfe (Fraenger gehörte zum Georgekreis) nicht durchblickten.

Was von Fraengers tiefschürfender Interpretation der Boschwerke übrig bleibt, ist sein Einblick in die so völlig andersgeartete Religion dieses Mannes (und der seiner Vereinsbrüder und seiner Auftraggeber). Da wird der Frosch als zentrales Sinnbild der Fruchtbarkeit und damit verbundenen Auferstehung gefeiert. Fraenger bildet eine Öllampe ab, die einen Frosch in der seltsamen, aber immer gleichen Haltung wie auf den Felsbildern Andalusiens oder den Granitreliefs von Urfa in Anatolien zeigt, dazu die griechischen Worte: Ich bin die Unsterblichkeit (ego eimi anastasis). So konnte später im Kirchenchristentum nur noch der Gottessohn selbst sprechen, kein Frosch und keine Schlange, kein Engel oder Teufel durfte das wagen. Wer hier von Ketzertum oder Synkretismus redet, ver-

harmlost die Tatsachen. Hier liegt eine andere Religion vor, ein anderes Weltbild. Nicht die Menschlichkeit der Christen, sondern die Tierheit der Heiden ist hier abgebildet. Abgötterei im besten Sinne des Wortes.

Oder die erotischen Orgien im „Garten der Lüste“ (der im Prado in Madrid hängt): Die altjüdischen Propheten wetterten gegen „Hurerei und Unzucht“, wenn sie den Götzendienst verurteilen wollten; auch bei Paulus wird die sexuelle Freiheit noch als Deckbegriff der Abgötterei und des Abfalls vom einzigen Gott gebraucht, behaupten die Theologen. Der Hintergrund war jedoch ganz wirklich: In den heidnischen Tempeln des Orients lebten die Hierodulen, hochgeachtete Huren, die sich den Anbetern der Gottheit hingaben. Und bei Orgien („Nacht der Wiedergeburt“) wurden alle Teilnehmer zu möglichen Sexpartnern, denn niemand sollte später sagen können, wessen Kinder es sind. Sie gehörten allen gemeinsam, denn der in jener Nacht herabgestiegene Gott hatte sie gezeugt. Das war mit „Hurerei und Unzucht“ gemeint, ein ganz wirklicher Dienst an heidnischen Göttern in ihren Tempeln.

Das galt den Monotheisten als verwerflich, ohne dass ein Grund genannt würde. Man hat verschiedentlich eine Geschlechtskrankheit angenommen, Syphilis, die die „alten Griechen“ ausgerottet habe, und das könnte die Ursache zur Verurteilung freier Sexpraktiken gewesen sein. Andererseits ist man sich heute sicher, dass die Syphilis erst durch die Spanier aus Amerika eingeschleppt worden ist, was nun bestens zu den neuen Erkenntnissen der Chronologiekritiker passt, die das Ende der griechischen Antike erst um 1500 sehen. Das ist jedoch nur ein Entwurf, der weiterer Erforschung durch Geschichtsmediziner bedarf.

Bosch jedenfalls stellt sexuelle Freiheit noch in bejahender, lebensfroher Weise dar, er ist noch Heide im antiken Sinn. Im „Garten der Lüste“ reiten nackte Männer auf vielen verschiedenen Tieren um den Teich, in dem nackte Frauen baden. Wiedergeburt und Tierstil reichen sich die Hände.

Alle Kunstkenner geben zu, dass Bilder wie dieses in jener Zeit und geographischen Region durchaus normal waren, und dass nur die Meisterschaft Boschs und eventuell der Reichtum seiner Auftraggeber das Außergewöhnliche dieser Werke ergab.

„Der Weg des Lebens“, oder „Der Landstreicher“, jedenfalls nicht „Der verlorene Sohn“.

So sieht auch Wilhelm Fraenger (1947) den „Garten der Lüste“ als Kultbild dieser Logen der religiösen Freiheit, die damals in den Niederlanden den Ton angaben. Eros war die oberste Gottheit, Wiedergeburt das Weltgesetz. Wer diese herrlichen Reigen und höchst erotischen Szenen als Verteufelung der Liebe und Verurteilung der Sexualität bezeichnet, muss total verdreht sein, denn schönere, glühendere Verehrung wurde Eros gewiss nirgends zuteil als in Boschs Bildern.

Dieser „Lustgarten“ ist eines der besterhaltenen Bilder von Bosch, fast gar nicht übermalt. Wo hätte der Zensor auch ansetzen sollen? Er konnte das Bild nur als Ganzes wegschaffen, und das wird wohl längere Zeit hindurch der Fall gewesen sein, wovon die gute Erhaltung der Farben herrühren mag. Doch auch dieses Bild hat seine beiden Flügel – Schöpfung und Endgericht – die ja die kirchliche Lehre enthalten. Wirklich die katholische Lehre? Oder hat nicht vielmehr die Kirche diese Vorstellungen aus fremdem Glaubensgut übernommen? Das sogenannte „Letzte Gericht“ (rechter Flügel) jedenfalls, das Bosch darstellt, hat weder mit der kirchlichen Auffassung noch mit der Offenbarung des Johannes zu tun, es zeigt kein Fegefeuer und kein himmlisches Jerusalem. Die von Bosch herauf be-

schworene Katastrophe ist Wahnsinn und Vernichtung, Durchbruch durch den Zeitablauf und Leid in seinen vielfältigsten Gestalten, aber kein Gericht Gottes und keine Christusherrschaft, sondern die Hölle des Hier und Jetzt. Christlich wäre gewesen, das „neue Jerusalem" anzukündigen, den „neuen Himmel und die neue Erde", auch die Rettung der Gläubigen. Nichts davon finden wir in diesem Bild.

Und sein „Garten Eden", das Paradies, die Schöpfung (linker Flügel)? Der kritische Blick enthüllt die Übermalung: Gottvater zwischen dem nackten Urmenschenpaar ist nicht vom Meister gemalt, Faltenwurf und Kopf stammen von fremder Hand. Das Rot des Mantels Gottes stimmt nicht und die Hautfarbe ist bräunlich, während sonst Boschs Figuren weiße (oder schwarze) Haut haben. Als Maler sieht man das sogleich. Und wenn man einmal den Blick dafür geschärft hat, wird einem auch allmählich klar, dass ein so menschlicher Gott inmitten dieser Natur nicht in Boschs Konzept passen kann. Sogar die Füße Gottes sind falsch gesetzt, der rechte Fuß verliert sich unter Adams Zehenspitzen.

Wie diese Szene ursprünglich aussah, muss leider offen bleiben, so wie man auch beim Heuwagenbild nicht mehr rückerschließen kann, was anstelle des Christus in der Wolke thronte. Kompositorisch könnte die Gottesfigur ganz entfallen, ohne dass etwas fehlen würde.

Bosch als Christ?

Auf den beiden Außenseiten der Flügel des „Heuwagens" ist ein Landstreicher dargestellt, erbarmungswürdig arm und furchtsam, dessen Gesicht als Selbstportrait Boschs gilt. Das Bild, von dem es eine zweite Version in Rotterdam gibt, heißt heute „Der Weg des Lebens", und das ist wohl passend. Bisher wurde es meist als „Der verlorene Sohn" bezeichnet, nach einem Gleichnis, das Jesus in den Evangelien erzählt. Diese Beziehung ist an den Haaren herbeigezogen und zeigt uns nur, dass man mit aller Gewalt versuchte, aus Boschs Bildern Illustrationen zu christlichen Texten zu machen.

Natürlich wird Bosch den damals aufkommenden christlichen Glauben gekannt haben und auch für die Kirche Aufträge ausgeführt haben. Aber Boschs Auffassung vom Christentum, so weit wir die Bilder mit entsprechenden Szenen als seine eigenen Spätwerke anerkennen wollen und aus den vielen Übermalungen das Original herauslösen können, ist doch noch ganz undogmatisch. Der Nazarener ist bei ihm immer bartlos, also keineswegs nach dem „nicht von Menschenhand geschaffenen Bildnis Christi", der ewigen Ikone, gestaltet, sondern ein Jüngling von zwanzig Jahren höchstens, im Gegensatz zur kirchlichen Auffassung, die ihn in der Passion als über dreißig, meist um die vierzig Jahre alt beschreibt (geboren 7 v. Ztr., hingerichtet 29 oder 33 n. Ztr., „noch keine fünfzig" im Joh. Evgl.), und wir wollen ja nicht annehmen, dass Bosch einen Christus propagierte, der sich rasierte. Boschs bartloser Heiland ist typisch für die frühe Ikonographie der Christen, wie auf den (chronologisch gefälschten) Mosaiken in Ravenna usw., also zu den Anfängen christlicher Darstellung gehörend. Auffällig dasselbe auch beim Lieblingsjünger Johannes, den Bosch bartlos mit wallendem rotblondem Haar und mädchenhafter Gebärde darstellt (Beispiel: die „Kreuzigung" im Museum Brüssel, die einige für sein Jugendwerk, andere für ein Alterswerk halten, die meisten aber für einen echten Bosch).

Die beiden Grisaillen auf den Außenflügeln des „Jüngsten Gerichts" (in Wien) zeigen St. Jakob von Compostela und St. Bavon von Gent. Letzterer ist (obwohl heute ins 7. Jh. datiert) als ritterlicher Jüngling mit Sporen an den Stiefeln und Jagdfalken auf dem linken Handschuh dargestellt, also eher zeitgenössisch; Jakob aber wirkt antik, und das Erstaunliche: sein Gesicht ist wie das genormte Christusgesicht dargestellt, denn zu jenem Zeitpunkt hielten viele den Jakob noch für den (Zwillings-) Bruder des Erlösers.

Das Kreuz, an dem Christus hängt oder das er schleppt, ist stets ein T-Kreuz, nie gekreuzt! Das gehört einer frühen Stufe der Christenmission an.

Es gibt bei Bosch sogar einen weiblichen Christus am T-Kreuz: die sogenannte Heilige Julia in Venedig (nach Julius Cäsar so benannt?). Das Altarbild hat Rundbögen, ungewöhnlich für Bosch, und ist auch stark überarbeitet. Vor dem Barock gibt es keinen weiblichen Heiland außer diesem. Zeugt das für Boschs Freiheit oder für Fälschung?

Wir tappen im Dunkel, aber nicht, weil wir so unfähig sind, uns die kaum 500 Jahre vergangene Zeit zurück zu rufen, sondern weil wir bewusst irregeführt wurden.

Angeblich gab es eine *„spätmittelalterliche Tendenz, die biblische Geschichte im zeitgenössischen Milieu vorzustellen"* (Bosing, S. 69). Aber das ist nicht der Fall, bei keinem dieser Maler, schon gar nicht bei Bosch, denn Christus, seine Mutter und die Jünger werden in stilfremde, archaische Gewänder gehüllt, nur die Randpersonen und die Landschaft sind zeitgenössisch, orientalisch oder heimatlich. Der Stilbruch ist dermaßen auffällig, dass der Charakter einer Theateraufführung nicht übersehen werden kann und allen Interpreten bewusst ist: Auf einer Bühne heute und hier spielt sich das religiöse Drama ab, das „irgendwann" früher, zeitlos und ortlos, gedacht wird.

Mit anderen Worten: wir haben es hier nicht mit Historienmalerei, sondern mit der Wiedergabe von Passions- und Krippenspielen zu tun.

Es gibt eine ganze Reihe von Gemälden zum Thema „Versuchung des Heiligen Antonius", das über die ägyptische Zwischenstufe direkt aus dem buddhistischen Indien stammen dürfte (Baltrushaitis 1960). Die mit Abstand beste Bearbeitung des Themas durch Bosch hängt in Lissabon. Die Schönheit dieses Werkes ist unvergleichlich, ich habe viele Stunden davor verbracht. Dieses großartige Bild mit zwei Flügeln enthält nur einen einzigen, noch dazu winzigen Hinweis auf die christliche Religion: im Mittelteil in einem dunklen Turm sieht man ein Kruzifix mit einem segnenden Christus davor. Diese beiden Figuren wirken inhaltlich dermaßen fremdartig, dass ich sie als späterer Zufügung einstufen muss. Eine maltechnische Untersuchung bestätigt das.

Das Gemälde „Der hl. Christophorus" (in Rotterdam) hat viele Eigenarten, die auf Bosch hinweisen, aber die beiden Gewänder der Hauptpersonen sind stark übermalt und übertrieben vergrößert. Sie verdecken offensichtlich andere Figuren. Das Rot des Umhangs des Riesen ist schlechter im Pigment als das ursprüngliche Rot, von dem am linken Arm und Bein noch Reste erhalten sind. Hier kann man auch die unter-

schiedliche Bearbeitung des Faltenwurfs studieren. Bosch malte nie stereotyp, er beobachtete und übertrug. Das niedliche Köpfchen des Christusknaben ist sehr spät im Stil; wie das Kind früher aussah, ist nicht mehr zu ahnen.

Durchaus passend zu Bosch ist jedoch der Drachen, der aus der Burgruine herauslugt und die Szene beobachtet, die sich am Flussufer abspielt: Ein Vogel wie ein Schwan versucht, ein junges nacktes Mädchen zu erreichen, das schreiend vor ihm davonrennt. Leda auf holländisch.

Technische und stilistische Kriterien

Man hat versucht, mit Hilfe von Baumringdatierung festzustellen, ob ein Bosch echt sein kann oder ganz sicher später sein muss. So wurde die „Dornenkrönung“ (im Escorial) als postum aussortiert, weil das Holz nach den Baumringen zu urteilen nach 1530, also lange nach Boschs Tod, erst gefällt worden sei. Aber da liegen so viele Kurzschlüsse vor, dass derartige Aussagen keinen Wert haben. Man kann nicht einmal bei einem einzigen Baum sicher sein, wann er wuchs, da sich die Nordseite von der Südseite des selben Stammes schon zu stark unterscheidet. Und die Außenringe (Splint) des Holzes, die ja erst das endgültige Alter erkennen lassen, wurden ganz sicher nicht für Holztafeln benützt, sondern nur das Kernholz. Es ist wie mit den Pergamenten: Wer geschickt fälschte, stellte vermeintliche Originale her. Aber die Echtheit ist nur am Text selbst erkennbar, am Inhalt und Gehalt. Das selbe gilt für Bilder: Technik und Stil und Thematik entscheiden über die Echtheit eines Bosch-Werkes.

Die Übermalungen sind nämlich oft ganz unsinnig, so etwa die barocken Hunde, die auch auf Bildern von Boschs Zeitgenossen auftauchen. Natürlich sieht man es sofort, und nicht nur, weil der Fußboden noch durch die Hundeleiber hindurch schaut (wie auf der „Hochzeit von Kana“), sondern weil diese Tiere in anderem Malstil und unpassend eingefügt sind. Die Absicht ist ebenfalls für jene Arbeiten überdeutlich: Wer Hunde in einer Synagoge einfügt, der will verunglimpfen.

Als Faustregeln, wie man einen echten Bosch von einem unechten

„Zurschaustellung Christi“, die Wiedergabe eines Passionsspiels, kein Historienbild.

unterscheiden könnte, seien folgende vier Punkte angeführt:

1) Boschs Kenntnis der Farbe, ihrer Haltbarkeit und Wirkung, ist ungewöhnlich meisterhaft, vor allem im Vergleich mit späteren Werkstätten. Bosch war Alchemist im reinsten Sinne. Seine Farben verblichen nicht, und sie stimmen immer im „Ton“: Feuer, Himmel, Gewänder - nie stereotyp, aber immer naturnah. Diese Nächte sind nicht dunkel und die Fernen nicht diesig. Die Bilder aber, die starke Renovierungen über sich ergehen lassen mussten, sind meist nicht von ihm.
2) Alle Gegenstände im Bild stehen in Beziehung zueinander, sie sind nicht lose in den Bildraum hineingesetzt, so dekorativ das auch wirken mag. Sie haben immer einen geistigen Zusammenhang untereinander, der in der Bildaufteilung zum Ausdruck kommt. Das gilt nicht für die Zeichnungen, wo skizzenhaft auf einem Blatt Figuren zusammengestellt sind, wie sie gerade Platz fanden. Ein solches Skizzenblatt zum Bild ausgearbeitet ist das Fragment eines „Jüngsten Gerichts“ (in München), das nicht von Bosch selbst stammen kann, aus dem eben genannten Grund.
3) Bosch beobachtete die Natur wie

ein Naiver, er kopierte nicht bekannte Muster. Wolken fasern zwar aus, aber sie haben immer scharf geschnittene Ränder vor dem Himmelhintergrund, sind nicht diffus, gehen nicht im Himmel auf. Dasselbe gilt für Bäume, Berge, Städte. Statt sich der typisch „gotischen" Manier des Faltenwurfs zu bedienen, malt Bosch jedesmal die Gewänder neu, schaut genau hin, malt vom Gegenstand ab. Das ist gewiss nicht einfach, unterscheidet ihn aber grundsätzlich von seinen Nachahmern.

4) Für Bosch war Christus keine historische Gestalt, sondern die Hauptperson in einem Drama, das auf offener Bühne gespielt wurde. Seine Darstellungen biblischer Ereignisse beziehen sich auf Mysterienspielszenen, keine vermeintlichen geschichtlichen Geschehnisse. Daher die oft fantastisch wirkenden Gewänder der umstehenden Personen, die erdachten Turbane und Hüte, die Theaterrequisiten statt echter Waffen, die karnevalsartigen Kostüme, die fratzenhaften Gesichter. Selbstverständlich tragen die heiligen Personen in den echten Bildern Boschs nie einen Heiligenschein, ebenso wenig wie auf den Bildern seiner gleichgesinnten Kollegen; die Aureole wird erst nach 1530 obligat.

Glaubensinhalte

Das „Jüngste Gericht" (in Wien) hat wiederum diesen völlig unpassenden süßlichen Zusatz im mittleren Oberteil, einen blauen Himmel mit Christus im barocken Ornat, über (!) ihm links die Gottesmutter, bis zum Schoß in den Wolken versunken, und rechts Petrus bäuchlings auf eine Wolke gestützt, dazu zwei Gruppen von Erlösten (Heilige und Märtyrer) und die vier Erzengelchen mit fadendünnen langen Trompeten. Einfach lächerlich und nicht einmal organisch eingefügt. Aber der Rest des Bildes ist zweifelsfrei ein echter Bosch! Da erklärt sich manches Bild von selbst: so trägt der Drachen, der eine Jungfrau begehrt, eine lange brennende Kerze; er ist ja Luzifer, der Lichtträger. Ein Weibmann wird von einem gepanzerten Frosch geritten, ein Mann schuftet in der Tretmühle, ein anderer wird gerade durchgemahlen ... usw. - das ist keine Darstellung des zukünftigen Endgerichts, sondern der jetzigen, der augenblicklichen Welt Boschs.

Auch der rechte Flügel dieses „Altars" stellt die gegenwärtige Hölle dar, vermutlich im Augenblick der Vernichtung. Ein Katastrophenbild - aber kein jenseitiges, sondern eine ganz realistisch auf das Jetzt und Hier bezogene Vision.

Nur der linke Flügel fällt etwas aus dem Rahmen: das Paradies am Anfang der Zeit. Es ist wiederum im obersten Teil übermalt mit einem thronenden Gottvater, könnte aber sonst echt sein, und das ist nun wirklich verwunderlich. Warum bringt der Künstler hier eine orientalische Schöpfungssage in drei Phasen, 1. Erschaffung der Eva durch Gott persönlich in Gestalt des Erlösers, 2. Verführung des ersten Menschenpaares durch eine menschengestaltige Schlange, und 3. Vertreibung des Paares durch einen wütenden Engel mit Schwert? Die drei Szenen sind ganz realistisch und humorvoll dargestellt, sogar mit der bei Bosch üblichen aufdringlichen Erotik, besonders in der Art, wie der Schöpfergott die erregend schöne Eva anpreist, während Adam offensichtlich einen schwülen Traum hat. Auch wenn die Malweise des Gartens Eden nicht ganz zu Bosch passen will, ist doch offensichtlich ein wichtiger Teil des Bildes von seiner Hand, nämlich der Engelsturz im Himmel über dem Garten. Hier haben wir die ganze Weltanschauung des genialen Mannes, der den Titanensturz in seiner Weise sah, unbestechlich persönlich und keineswegs christlich.

Im selben Zusammenhang werden meist die vier Tafeln von Venedig besprochen, weil sie ebenfalls den Paradiesgarten (boschartig, jedenfalls ohne einen Gott) und drei Nachtod-Visionen bringen. Die zweite Tafel ist eine besondere Erwähnung wert: Man sieht die Seelen der Gestorbenen von Engeln geleitet auf dem Weg zum wahren Licht, und dieses Licht erreicht den Betrachter durch einen kreisrunden Tunnel, wie er in manchen „Fasttoderlebnissen" beschrieben wird. Dieses Bild ist so typisch für die Einweihungslehren, dass man hieran ersehen kann, zu welcher religiösen Form sich Bosch bekannte: zur östlichen Mystik, die sich in Tibet am reinsten manifestiert hatte.

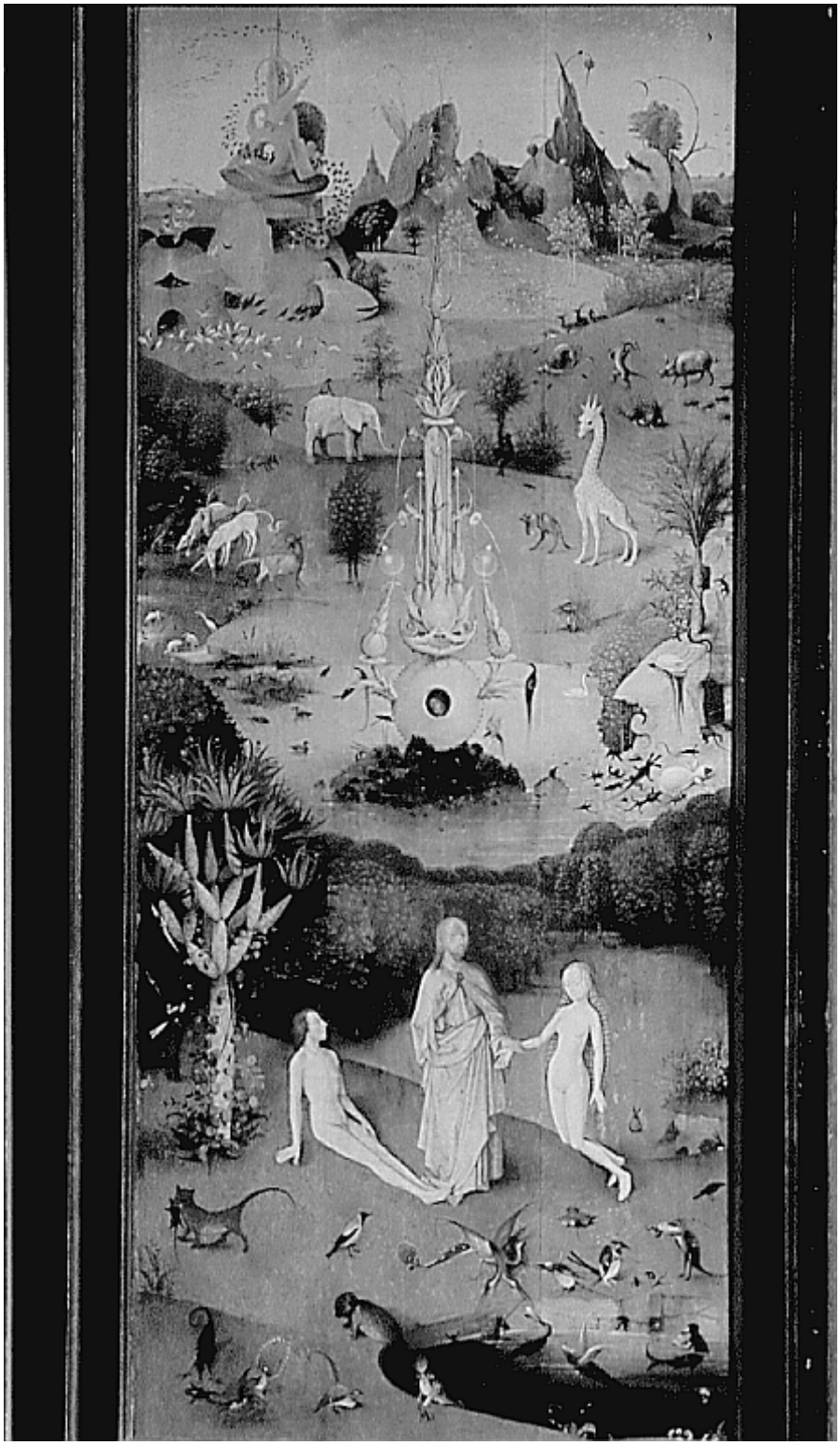
Zeitströmungen

Will man Boschs Zeit noch genauer bestimmen, dann ist wiederum eine weltanschauliche Betrachtung hilfreich. Der Meister hatte nämlich Nachfolger, und diese sind nicht bei ihrem Vorbild stehen geblieben, sondern haben selbstverständlich ihre eigene Zeit dargestellt. Am bekanntesten ist der Bauernbreugel, Pieter Brueghel d. Ä., geboren 1525 bei Breda und gestorben 1569 in Brüssel. Er hat viele Elemente von seinem großen Vorbild übernommen, vor allem die Gestalten und ihre bildhafte Beziehung zueinander. Aber was nun - zwei Generationen nach Bosch - in den Niederlanden geglaubt und gefürchtet wird, ist eine ganz neue Welt. Die weisen Frauen sind vernichtet, ihre Ausübung der Geburtenregelung durch Empfängnisverhütung, Abtreibung und Kindstötung ist grausamst durch die mächtig gewordene Kirche unterbunden worden. Die Bevölkerungszahl nimmt rasant zu, wie die Kirche geplant hat. „Die Weiber werfen wie die Karnickel". Denn der mächtige Eros, den Bosch noch feierte, ist nicht zu unterdrücken. Da greift eine neue Mode um sich: die Männer lassen sich kastrieren, besonders die einfachen Bauern, die ja ihr kleines Eigentum nicht unbegrenzt oft aufteilen können. Breugel nimmt diese Mode in einem Kupferstich aufs Korn, in seiner derben Art, wie er auch andere ländliche Szenen anriss: „Die Hexe von Malleghem". Fraenger (1950, S. 84-89) hat das in scharfer Weise formuliert. Allerdings bezieht er das Breugelsche Bild immer wieder auf Boschs „Kurpfuscher" (auch „Der Steinschneider" genannt, im Prado), dessen Operation ebenfalls als Kastration aufzufassen sei. Sehr zu unrecht, denn bei Bosch hat die Darstellung des chirurgischen Eingriffs nur einen hintergründigen Sinn: Wer sich dem Arzt anvertraut, der lässt sich geistig kastrieren. Mit einer Sterilisation hat das noch nichts zu tun. Das ist aus dem Bild selbst so offensichtlich, dass man eben daran erkennen kann, wie groß der zeitliche Abstand ist, der zwischen den beiden Malern liegt. Und das wollte ich hier herausstellen: Wir können recht gut ausmachen, wann Boschs Maltätigkeit endet: vor der endgültigen Machtübernahme der Kirche.

Nachtrag

Nachdem ich diesen Artikel verfasste, reiste ich noch einmal nach Madrid und Rotterdam, um die wichtigsten Bilder Boschs unter diesen neuen Gesichtspunkten kritisch zu prüfen. Könnte meine von der üblichen Interpretation so stark abweichende Meinung bestehen? Da fand ich im Museumsladen das gerade erschienene Buch von Carmen Garrido und Roger Van Schoute, in dem die Boschbilder des Prado in naturwissenschaftlicher Weise untersucht werden: dendrochronologisch und per Röntgenanalyse. Die Arbeitsergebnisse geben mir weitgehend Recht, soweit es meine Aussagen hinsichtlich der Übermalungen betrifft. Besonders gefreut hat mich, dass die Röntgenuntersuchung zweifelsfrei ergab, dass der Gottvater im Paradies, den ich für spätere Zutat hielt, farblich nicht unterlegt ist, sondern im Gegensatz zur Malweise von Bosch direkt auf die Oberfläche aufgetragen ist (S. 26). Der St. Antonius des Prado ist das *„einzige Bild ohne Vorzeichnung, aus unbekanntem Grund“* (S. 27). Der Grund ist ganz einfach: Wenn man eine Kopie malt, braucht man nicht vorzuzeichnen. In einer Kopie kann man aber – und man tat es gern, wie zahlreiche Boschkopien zeigen – gewisse Dinge ändern, wenn sie aus weltanschaulichen Gründen verlangt werden und das Original verschwindet.

Die vier Medaillons auf dem Tisch der Todsünden – zumindest drei, wie ich oben sagte – sind völlig übermalt; man hat sogar die alte Farbschicht bis auf den Holzgrund abgetragen und neu grundiert in orangefarbenem Ton, während das zentrale Bild grau unterlegt ist (S. 34). Man ahnte ja damals noch nicht, dass der Betrug durch Röntgenfotos herauskommen würde.



„Das Paradies“, mit Adam und Eva und einem übermalten Gottvater dazwischen.

Literatur

Baltrushaitis, Jurgis (1960): Le Moyen Age fantastique (Paris)

Bosing, Walter (1973): Hieronymus Bosch (London; dtsch. Köln 1987)

Bussagli, Mario (1967): Bosch (London; reprint 1977)

Fraenger, Wilhelm (1947): Das tausendjährige Reich, Triptychon von Hieronymus Bosch (Coburg) (1950): Die Hochzeit zu Kana. Ein Dokument semitischer Gnosis bei Hieronymus Bosch (Berlin) (1951): Der Tisch der Weisheit, bisher Die sieben Todsünden genannt (Stuttgart)

Gauffreteau-Sévy, M. (1967): Jérôme Bosch (Paris; span. Version Barcelona 1973)

Garrido, Carmen und Van Schoute, Roger (2001): El Bosco en el Museo del Prado (Madrid)

Mertens, Ernst (1989): span. Übers. El Bosco (1992 Barcelona)

Tolnay, Ch. de (1937): Hieronymus Bosch (Basel)

■

Volker Ritters

Philipp Otto Runges

Beziehung zum altägyptischen Lichtmythos

und sein neu entdeckter „Knabe mit dem Vogelkäfig“

In Runges Bildern *„mag... Herders Einfluß wirken, der 1776 auf den ägyptischen Lichtmythos und seine Verwandtschaft mit dem christlichen Mythos hingewiesen hatte.“* [Paas 48]

Hier wird eine Spur zum alten Ägypten gewiesen, der wir gerne nachfolgen werden, um mehr über unsere kulturelle Herkunft zu erfahren, die anscheinend näher mit dem alten Ägypten verbunden ist, als wir anzunehmen gewohnt sind. Auch werden wir bei der Suche nach Runges Aussagen in einem von Kunsthistorikern dem Runge abgesprochenen Bild die dem Runge typischen Formen und Aussagen wiederfinden, die dieses Bild dem Runge eindeutig (neben anderen Indizien) zusprechen. Auch ein Absprechen ohne ausreichende Gründe wäre eine Art von Verfälschung der Vergangenheit, da damit das Werk und die Aussagen eines Künstlers beschnitten und eingeschränkt werden.

In ablehnenden Beurteilungen ist zu lesen:

„Auch wenn diverse Einzelbeobachtungen zunächst möglicherweise an Philipp Otto Runge denken lassen, bleibt der Gesamteindruck des Gemäldes in keiner Weise mit dem bisher bekannten Œuvre Philipp Otto Runges in Einklang zu bringen.“ Eigentümlicherweise sagt die Autorin an anderer Stelle: *„Zum Verständnis dieser unterschiedlichen stilistischen Ausformungen innerhalb seines* [Runges] *Œuvres sollte man sich an die bereits zitierten Worte Runges erinnern, daß erst der ´innere Zusammenhang unseres Gefühls´ zur Wahl des dazu passenden Sujets führt. [HS I, 12]“* [Vagt 109].

Wenn aufgrund eines Gefühls unterschiedliche stilistische Ausprägungen möglich sind, kann also dieser Punkt unterschiedlicher stilistischer Elemente in einem Bild kein Ablehnungsgrund sein.

Eine andere Ablehnung sagt:

„Ihre [des Besitzers] *Vermutung, daß es sich um ein Gemälde von Philipp Otto Runge handeln könnte, kann ich trotzdem einige Anhaltspunkte darauf hindeuten, leider nicht teilen. Motivlich, da haben Sie recht, spricht einiges dafür. Doch die plastische Gesamterscheinung - der Farbauftrag auf Figur und in der Landschaft, die plastische Durcharbeitung des Körpers, seine Haltung und der Gesichtsausdruck - scheinen mir, beispielsweise im Vergleich mit den ´Hülsenbeckschen Kindern´ - gegen Runge zu sprechen.“*

Abb. 1: nach: „Die Eltern des Künstlers“ von Runge, 1806 (T 355), Hamburger Kunsthalle, mit: die Höhenlagen der „7 Prinzipien des Menschen“.

Auch hier wird vom Künstler verlangt, dass eine stilistische Gleichförmigkeit vorliegen müsse, dass Abweichungen vom bekannten Werk nicht stattfinden dürfen. Was wäre gewesen, wenn die „Hülsenbeckschen Kinder“ verschollen wären und der „Knabe“ durch alle Zeiten als Runge-Bild gegolten hätte? Dann wären beim Auftreten der „Hülsenbeckschen Kinder“ diese neben dem „Knaben“ folglich

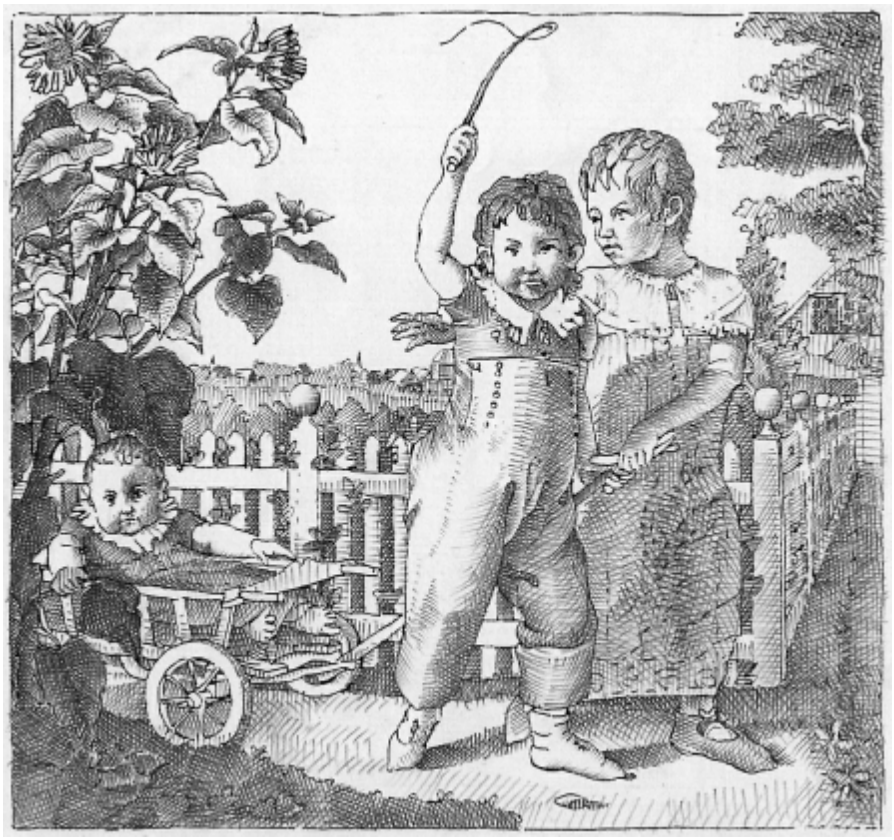


Abb. 2: nach: „Die Hülsenbeckschen Kinder" von Runge, 1805-06 (T 312), Hamburger Kunsthalle.

unecht (trotz literarischer Hinweise, es müsse ein Bild dieses Inhaltes geben, und bei fehlender Signatur). Es kann also die Gleichförmigkeit eines Werkes bzw. eine Gleichförmigkeit des bekannten Teiles des Werkes kein Maßstab sein. Warum darf ein Maler und Künstler sich nicht entwickeln, und warum soll die Zufälligkeit des Bewahrten die Grundlage des Urteils sein? Ist die herkömmliche Zuschreibungspraxis eine Art von Lotterie?

Dank der ans Licht gehobenen „Verborgenen Geometrie" (die Aussagen über die rituellen Wege der Königlichen Kunst in Bildern niederlegt [s. Ritters]) tritt nun neben die Motive und Stile im gegenständlichen Bildsinn das neu Erkannte der Motive und Stile im symbolischen Bildsinn (in der Verborgenen Geometrie). Es kann ja sein, dass bei Stilwechseln oder -brüchen im gegenständlichen Sinne (der Oberflächenwerte der Malfarbe und im Erscheinungsbild der Bildgegenstände) dennoch eine geistige Handschrift (mit typischen Figuren) in der Verborgenen Geometrie einen Zusammenhang zu gesicherten Werken herstellt, so dass wichtige Aussagen (in den geometrischen Figuren) nicht wegen stilistischer Experimente (etwa im Farbauftrag) dem Künstler abgesprochen werden und seine geistigen Aussagen somit verloren gehen: Ein Bild kann als Gegenstand verloren gehen, und es kann auch, wenn der Gegenstand wieder auftaucht, ein zweitesmal geistig, bei der Interpretation, verloren gehen (dem Künstler abgesprochen werden).

Wie sieht also die geistige Aussage in Runges Kunst-Bildern aus, speziell: macht er Aussagen zum altägyptischen Lichtmythos ? (Die Hamburger Kunsthalle hält sich ja in diesem Punkt sichtlich zurück). Und ist davon etwas im „Knaben mit dem Vogelkäfig" wiederzufinden? (Die Ausführungen folgen in einer Auswahl [s. Ritters]).

„Die Eltern des Künstlers" (Öl auf Leinwand, 1806, Traeger Nr. 355, Hamburger Kunsthalle) [Abb. 1] zeigt den Tempel (aus Weisheit, Stärke, Schönheit) vom linken Fuß des kleinen Runge-Sohnes Otto Sigismund bis zur Bildhöhe mit seinen sieben Stufen entsprechend zu den *sieben Prinzipien des Menschen*: Zuunterst (1. Prinzip) ist das Mineralreich der Erde (die unlebendige Materie). Dann folgt (2. Prinzip) die Welt der Pflanzen (das Empfinden), dann (3. Prinzip) die Welt des Tieres (das Begehren) mit den zugreifenden Händen der Kinder: Friedrich will anscheinend Otto Sigismund daran hindern, nach einer Lilie zu greifen, was er aber selber tut. Dann (4. Prinzip) folgt das ichbezogene Denken in der Welt der Arbeit mit der Vierzahl der Welt in den vier Zaunlatten und mit der Werft des Vaters Daniel Nicolaus Runge. Darüber folgt ein „Querriegel" aus den Horizontalen von Unter-

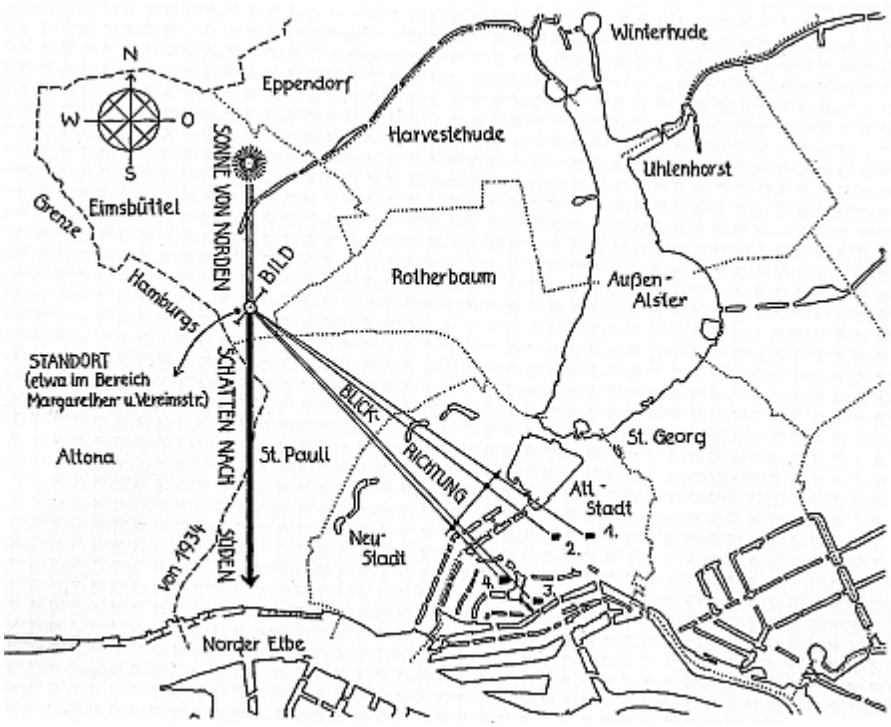


Abb. 3: Stadtplan von Hamburg (Ausschnitt) mit dem Standort des Malers beim Bild der „Hülsenbeckschen Kinder".

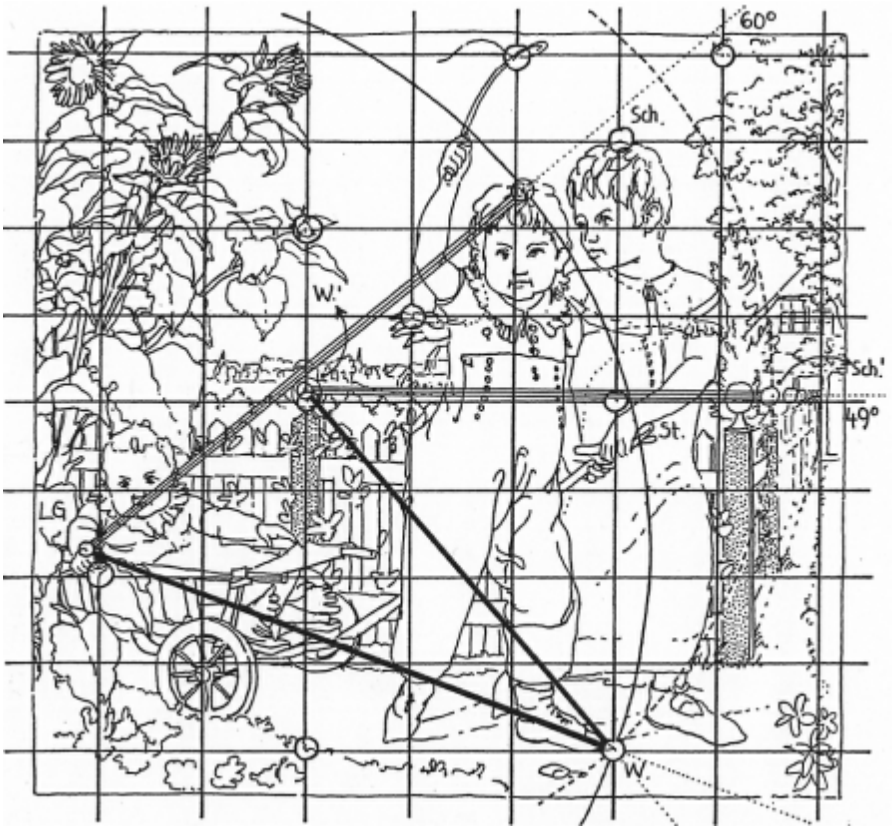


Abb. 4: nach: „Die Hülsenbeckschen Kinder" von Runge, mit: die Lehrlingsgriffe von LG und von W.' aus.

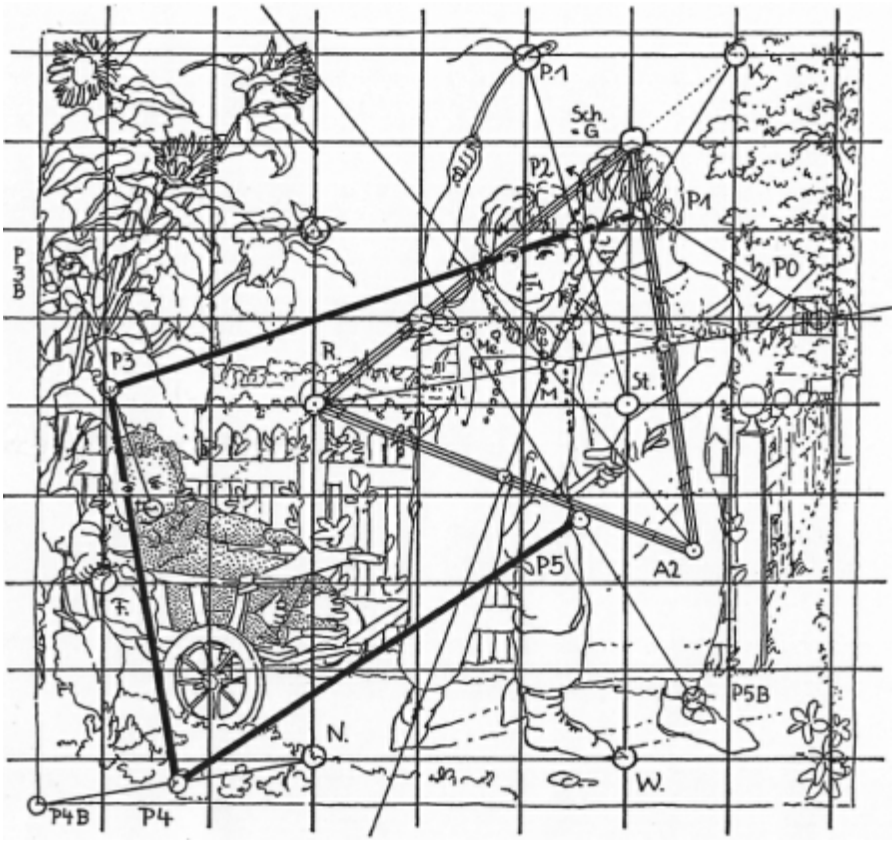


Abb. 5: nach: „Die Hülsenbeckschen Kinder" von Runge, mit: die „Reise der Entwicklung" (P0 bis P5).

arm und Mantelkragen auf der Höhe des Wertes der „Stärke" und darüber liegt der Bereich des 5. Prinzips, des Kausaldenkens (der Ergründung der Ursachen der Dinge, der Ergründung des Schöpfers), was mit dem Geist im Zylinder ausgedrückt wird. In der Höhe der Augen der Mutter liegt das 6. Prinzip (Christus-Bewusstsein, Nächstenliebe) und in der Höhe der Augen des Vaters das 7. Prinzip (universaler Geist). Damit ist eine Entwicklung durch die Lebensalter hindurch im Sinne einer aufsteigenden Linie (hier im Tempel Weisheit-Stärke-Schönheit) ausgesagt.

„Die Hülsenbeckschen Kinder" (Öl auf Leinwand, 1805-06, Traeger Nr. 312, Hamburger Kunsthalle) [Abb. 2] zeigen im Hintergrund Hamburg mit den Kirchtürmen von St. Jakobi, St. Petri, St. Katharinen und St. Nikolai, von links nach rechts gesehen. Vom Standort des Malers in Eimsbüttel aus gesehen werden normalerweise in Beschreibungen dieses Bildes die Kirchtürme von St. Katharinen und von St. Nikolai verwechselt, wohl weil heute die St. Nikolai-Kirche neugotisch ist (die aber vor dem großen Brand von Hamburg 1842 noch barock war). Die Abstände dieser Kirchtürme stehen im Bild im Verhältnis von 3 zu 9 zu 1 [Abb. 3]. Diese Verhältnisse erreicht man im Südzipfel von Hamburg-Eimsbüttel, von wo aus Runge auf Hamburg geschaut haben muss.

Wenn dann noch bedacht wird, dass im Bild der Schatten des Sonnenlichtes nach schräg rechts hinten fällt, so kommt (laut geographischer Skizze) in Hamburg Eimsbüttel das grelle Mittagslicht von Norden. Das ist wohl eine seltsame Erscheinung, die allerdings nur rituell zu deuten ist: Rituell scheint das „besondere Licht" (der Seele aus dem toten Körper) aus dem Norden. Danach hat der im Bollerwagen sitzende Friedrich Hülsenbeck, der sich gerade von den umgebenden dunklen Sonnenblumenblättern freimacht (der gerade aus der rituellen Dunkelheit der verbundenen Augen befreit wird) - welches Erlebnis der Lehrling haben darf - zugleich die Ankündigung, dass seine Seele einen starken Gottesfunken (das Licht aus dem Norden) habe, - was erst später dem Meister bewusst wird. Es geht also um das *spirituelle Licht* bei der „zweiten Geburt" zum geistigen Licht (dunkle Sonnenblumenblätter)

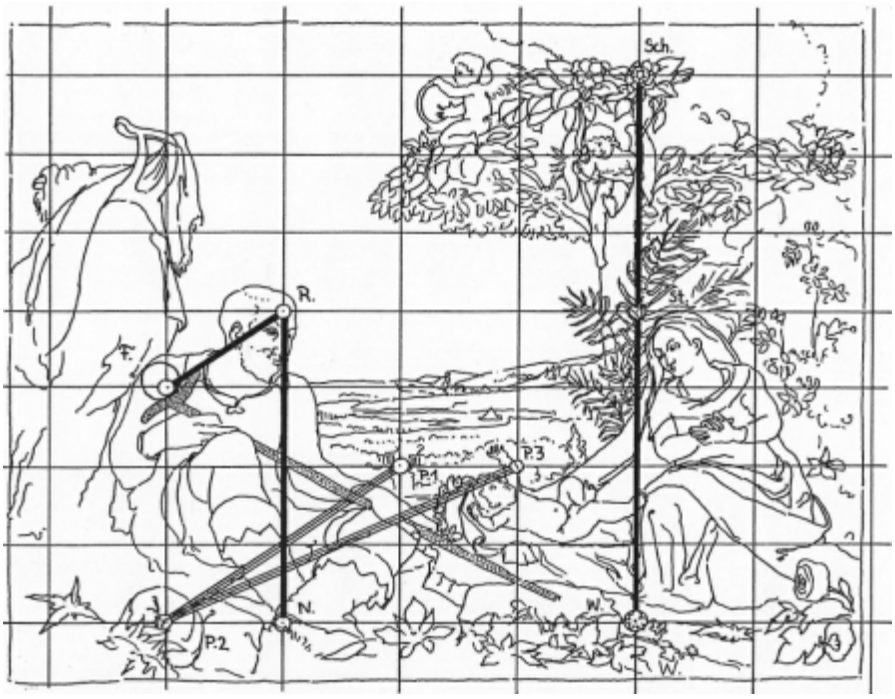


Abb. 6: nach: „Die Ruhe auf der Flucht" von Runge, 1805-06 (T 322), Hamburger Kunsthalle, mit: die „dreimal drei Werte".

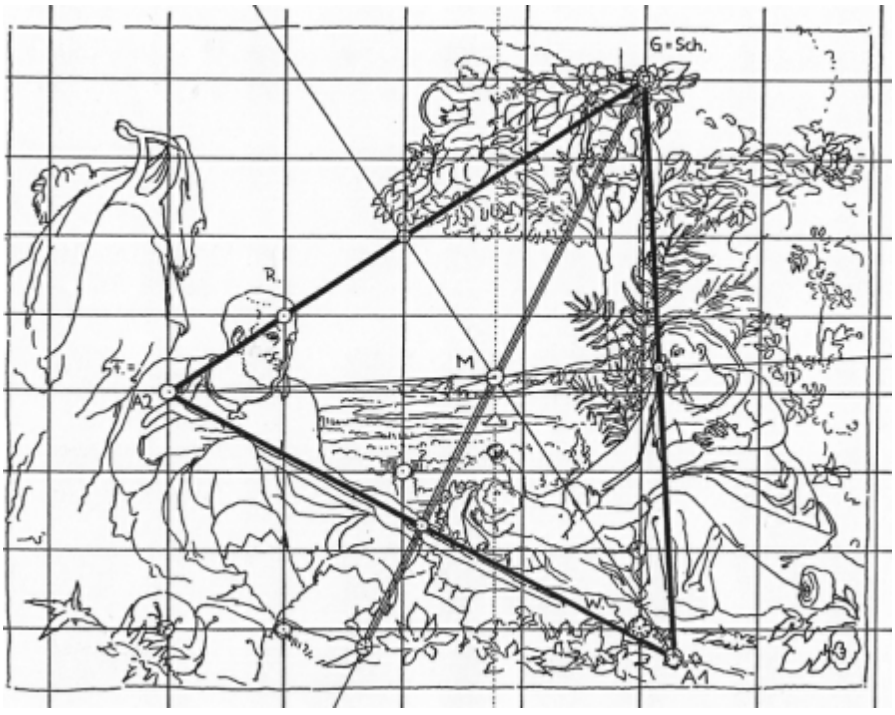


Abb. 7: nach: „Die Ruhe auf der Flucht" von Runge, mit: das magische Dreieck.

und um das spirituelle Licht des „göttlichen Funkens" der Seele (Licht aus dem Norden).

[Abb. 4] Dann ist der Lehrlingsgriff des Friedrich im Bollerwagen derart angelegt (der Kreis um seinen rechten Zeigefinger-Knöchel, der über den Wert „Weisheit" läuft), dass er zum Scheitel (7. Chakra) des August Hülsenbeck bezogen ist, also an einen siebenstufigen Aufstieg erinnert wird (siebenstufiger Tempel, 7 Prinzipien des Menschen). Eine Besonderheit Runges ist nun der Umstand, dass der selbe Lehrlings-Griff auch von der linken Zaunpfosten-Kugel (Wert „Weisheit", W.´) ausgehend, ebenfalls bezogen auf den Wert „Weisheit", W., auf die dritte freistehende Zaunpfosten-Kugel (Wert „Schönheit", Tempelspitze, höchster, siebenter Wert) bezogen ist, - so dass hier eine gleiche Aussage vorliegt. Damit hat Runge einen Lehrlingsgriff ohne Lehrling, ohne Menschen, erfunden, der ihn befähigt, eine *„reine Landschaft"* ohne Menschendarstellung und doch mit Verborgener Geometrie zu schaffen.

[Abb. 5] Der Weg der Einweihung führt im Anfang (Punkt Null bis Punkt 5; P0-P5) über die rechten Augen der drei Kinder. Das rechte Auge bedeutet die „Abendbarke" [Lurker 49] der untergehenden Sonne und deutet so auf die Gestalt dieses Wegabschnittes, die die *„Grube"* des Unbewussten darstellt, durch die hindurch (um die fleischlich-tierischen Verhaftungen des Menschen zu erkennen) der Weg zur Höhe führt: Über den Abend, die „sinkende Abendsonne" [Lurker 14], über Dunkelheit und Auflösung in der Tiefe, führt der Weg zu einem neuen Leben in der zweiten Geburt in der „aufgehenden Morgensonne".

„Die Ruhe auf der Flucht" (Öl auf Leinwand, 1805-06, Traeger Nr. 322, Hamburger Kunsthalle) [Abb. 6]. Hier sind weitere altägyptische Symbole zu finden. Der Wanderstock Josephs, mit dem er im schwachen Feuer herumstöckert, ist eine T-Figur, über der der Wert und Punkt „Fortitudo" (F.) liegt (Die Kraft, Fortitudo, resultiert aus der Betrachtung der Natura, N., und der Religo, R.). Damit gewinnt dieser Stock die Qualität des **Ankh-Kreuzes,** nämlich des phallischen Leibes (der Stock), über dessen Schultern (Querstock, Griff) die Monade (Buddhi, Atma; 6. und 7. Prinzip), die überstrahlende Kraft, herangezogen wird.

[Abb. 7] Weiter ist bemerkenswert, dass die Mitte des magischen Dreiecks (M), wo sich das „Wort" Gottes, das „bei Ihm war", aufhielt, direkt auf dem Horizont liegt, womit auf den **Horzont Achet**, der Heimat des Sonnengottes, verwiesen wird.

[Abb. 8] Dann zeigt der Einweihungsweg (mit dem Abschnitt Punkt 3 bis Punkt 5, P3-P5) auch den Sturz in die Tiefe, in die **Grube Patala**, sodann den Aufstieg zum neuen Leben (zur Fünf), wobei der Schritt von Punkt 4 nach Punkt 5 über die im fernen Niltal dargestellte Pyramide (von der Basis, Zahl 4, zur Spitze, Zahl 5) läuft. Der Einweihungsweg von 4 nach 5 führt also ebenso auf der *Pyramide von 4 nach 5.* Die Pyramide wird so über diesen Weg als Ort der Einweihung bezeichnet, wo die materielle Welt (Zahl 4) im Aufstieg zum

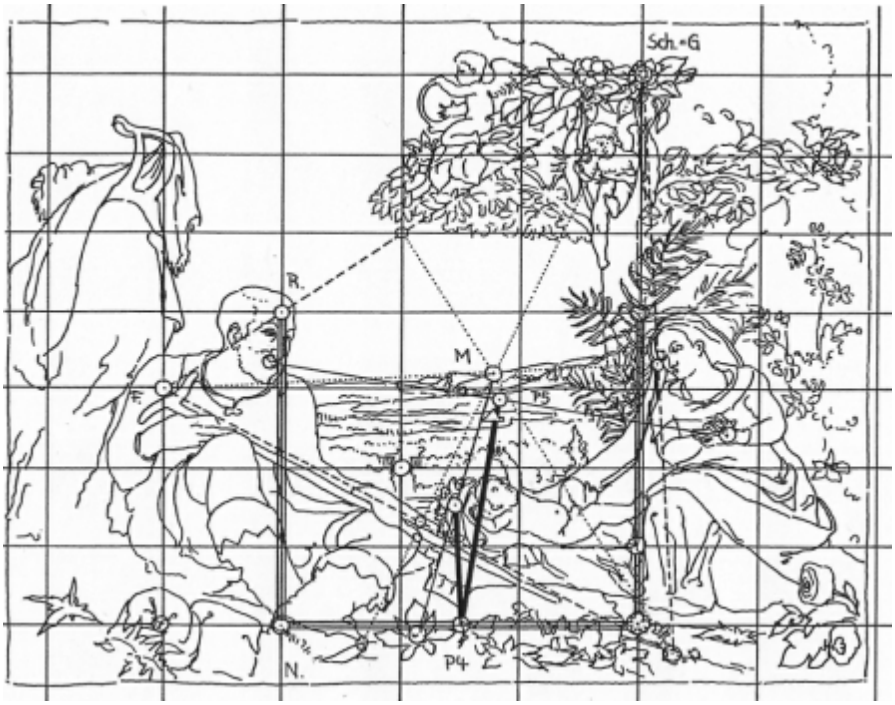


Abb. 8: nach: „Die Ruhe auf der Flucht" von Runge, mit: die „Reise der Entwicklung" (P3 bis P5).

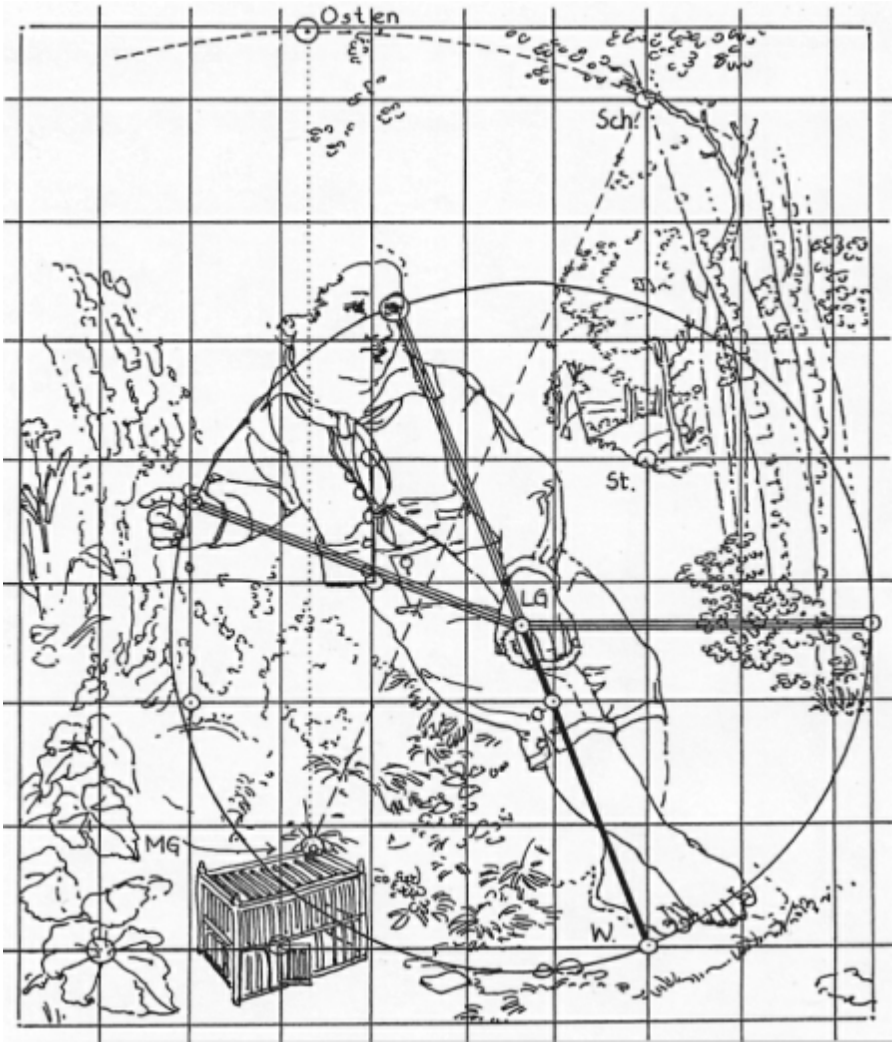


Abb. 9: nach: „Der Knabe mit dem Vogelkäfig" nach Ansicht des Autors von Runge, ca. 1804, mit: der Lehrlingsgriff (LG) und der Meistergriff (MG) von Sch.´aus.

Geistigen, zum Kausalkörper (Zahl 5) überwunden wird.

Vorläufige Summe: Soweit wurde deutlich, dass Runge altägyptische Inhalte kannte: die Grube Patala, die zweite Geburt zum Geiste, die Pyramide mit dem Übergang von der irdischen Vier zur geistigen Fünf mit der Bedeutung des spirituellen Lichtes, die sieben Prinzipien des Menschen, das Ankh-Kreuz und den Horizont Achet als Heimat des Sonnengottes. Hiervon wird etwas im Bild des „Knaben mit dem Vogelkäfig" wiederkehren.

„Der Knabe mit dem Vogelkäfig" (Öl auf Leinwand, ca. 1804) [Titelbild] hat anscheinend den Vogel frei gelassen. Der Vogel ist das Bild der Seele, und der Käfig steht mit seiner Gestalt für das unbrennbare Salz: Materie und Leben wurden hier getrennt, nach Runge im Sinne des „Abends":

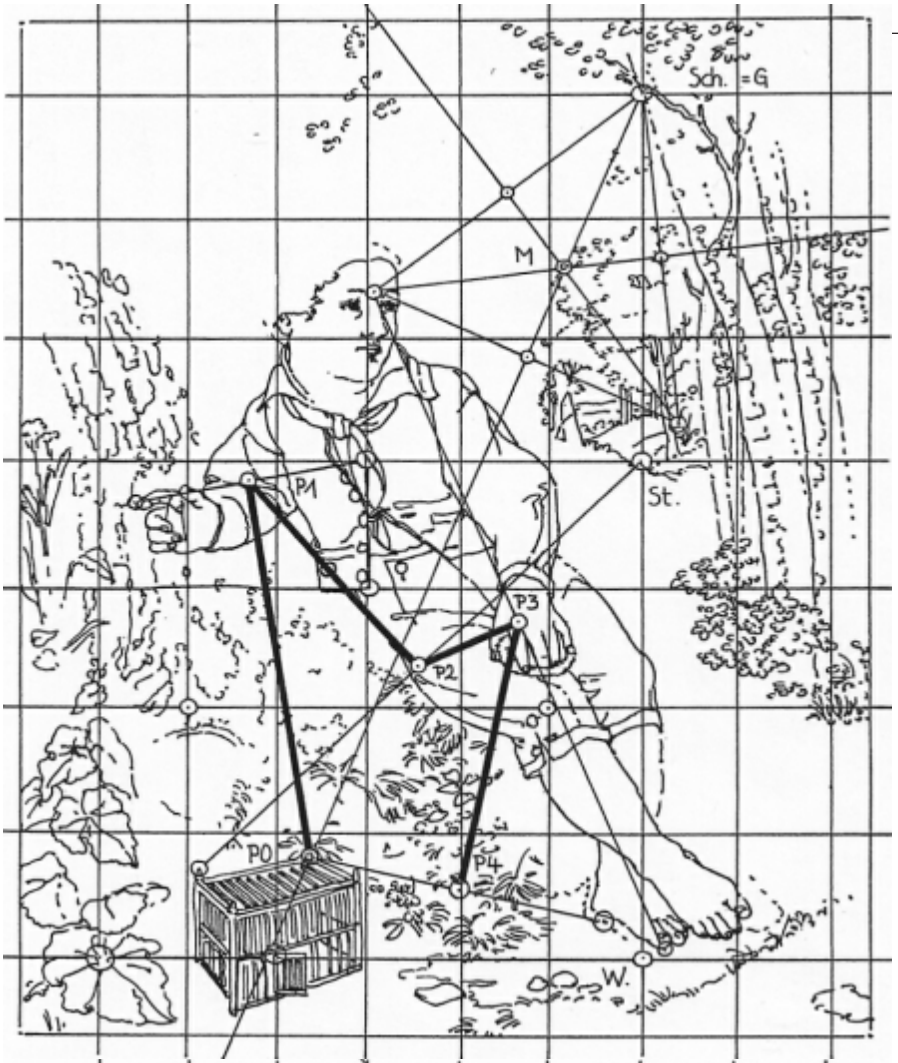
„Der Abend ist die grenzenlose Vernichtung der Existenz in den Ursprung des Universums." [HS I, 82]

Nach dem Abend folgt die Nacht. Runge sagt:

„Die Nacht ist die grenzenlose Tiefe der Erkenntnis von der unvertilgten Existenz in Gott." [HS I, 82]

Während das Bild den davon geflogenen Vogel thematisiert (offener Käfig und vorgestreckter Zeigefinger), mag gefragt werden, wie das Wissen von der „unvertilgten Existenz in Gott" dargestellt werden kann. Die hinter allem Vergehen bestehen bleibende Existenz in Gott sollte bildnerisch das Abwesende in einem anderen anwesend zeigen. Damit wäre es ja bildnerisch wieder da (und nicht abwesend). Aber mit der Verborgenen Geometrie kann dieses Abwesende gegenständlich abwesend sein und dennoch geometrisch in Gottes Ordnung bestehen.

[Abb. 9] Die Aufgabe des Einzuweihenden, seiner Seele, wird durch die Handgriffe mitgeteilt. Der Lehrlingsgriff des Knaben (der Kreis um seinen rechten Zeigefingerknöchel mit Radius Knöchel-Punkt Weisheit) überquert u.a. das linke Auge des Knaben, was bedeutet, dass er bzw. seine Seele, die Qualität des linken Auges, nämlich die *Morgenröte* [Lurker 49], zu verwirklichen suchen soll. Sie soll sich in einer zweiten Geburt dem **spirituellen Licht** nähern, welche Arbeit im Süden (rechts) zu leisten sei, indem sie sich um die „Hand", um die Allmacht Gottes (nach Jakob Böhme), um seine Schöpferwundertaten



Links: Abb. 10: nach: „Der Knabe mit dem Vogelkäfig", mit: die „Reise der Entwicklung" (P0 bis P4).

kümmere. Dieser „Lehrlingsgriff" (LG) mit seinen drei Bezügen (Lichtsuche nach dem Schöpfer im Süden) läuft durch die Hand des „Knaben".

Die *„unvertilgte Existenz in Gott"* besteht demnach im Fortbestand der Seele (hier ihrer Aufgabe) hinter allem gegenständlich Existierenden. Und da der Knabe diesen Zusammenhang in Händen/Schöpferhänden hält, liegt die Vermutung nahe, dass er Gott/Gottes Sohn sei (was unten noch deutlicher wird).

Wie bei den „Hülsenbeckschen Kindern" sind auch von den „Pfosten-Kugeln" weitere Handgriffe ausführbar, so z.B. von der Kugel „Schönheit´" (Sch.´) ausgehend zum Wert „Osten/Himmel" (oberer Bildrand) hin.

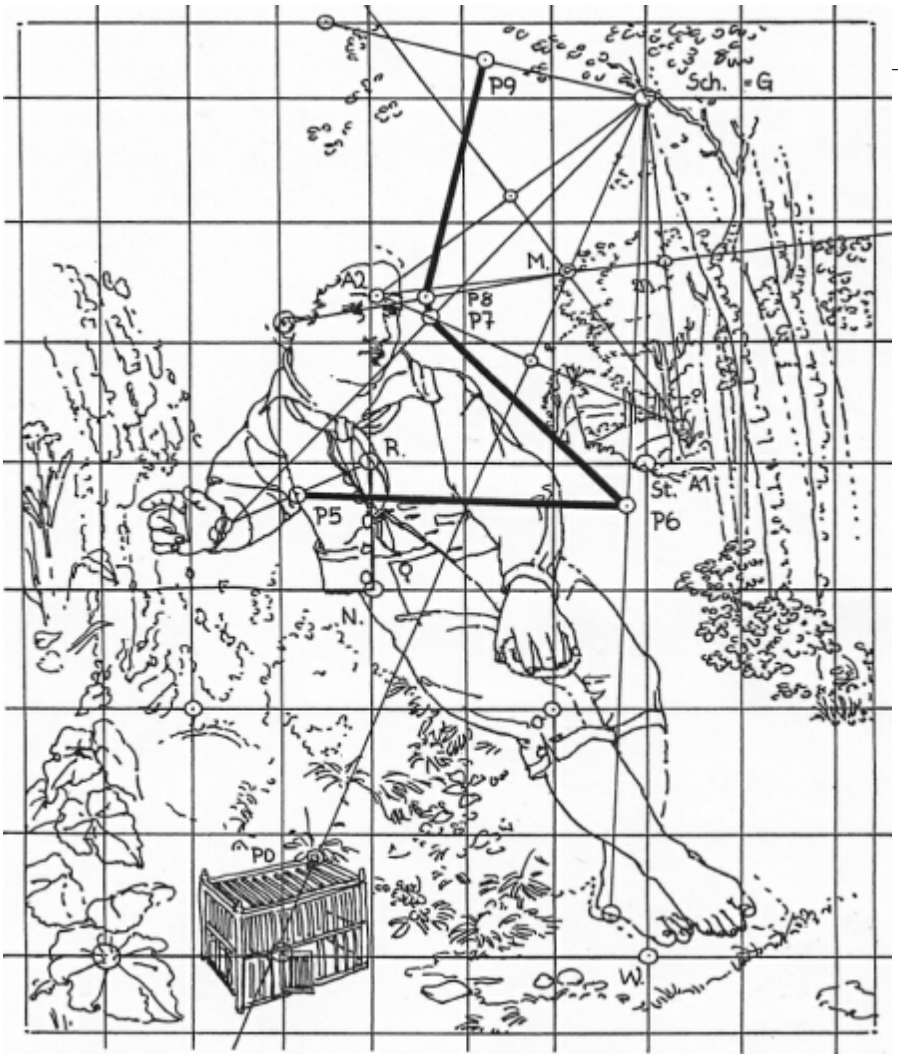
[Abb. 10] Der Einweihungsweg führt am Anfang (P0 bis P4) eine große M-Figur aus und bezeugt somit, dass der Knabe die Sonne am Horizont (M, achet) sei. Nach Jakob Böhme, dessen Schrift „Die Morgensonne im Aufgang" oder „Aurora" Runge kannte, ist die Sonne Christus.

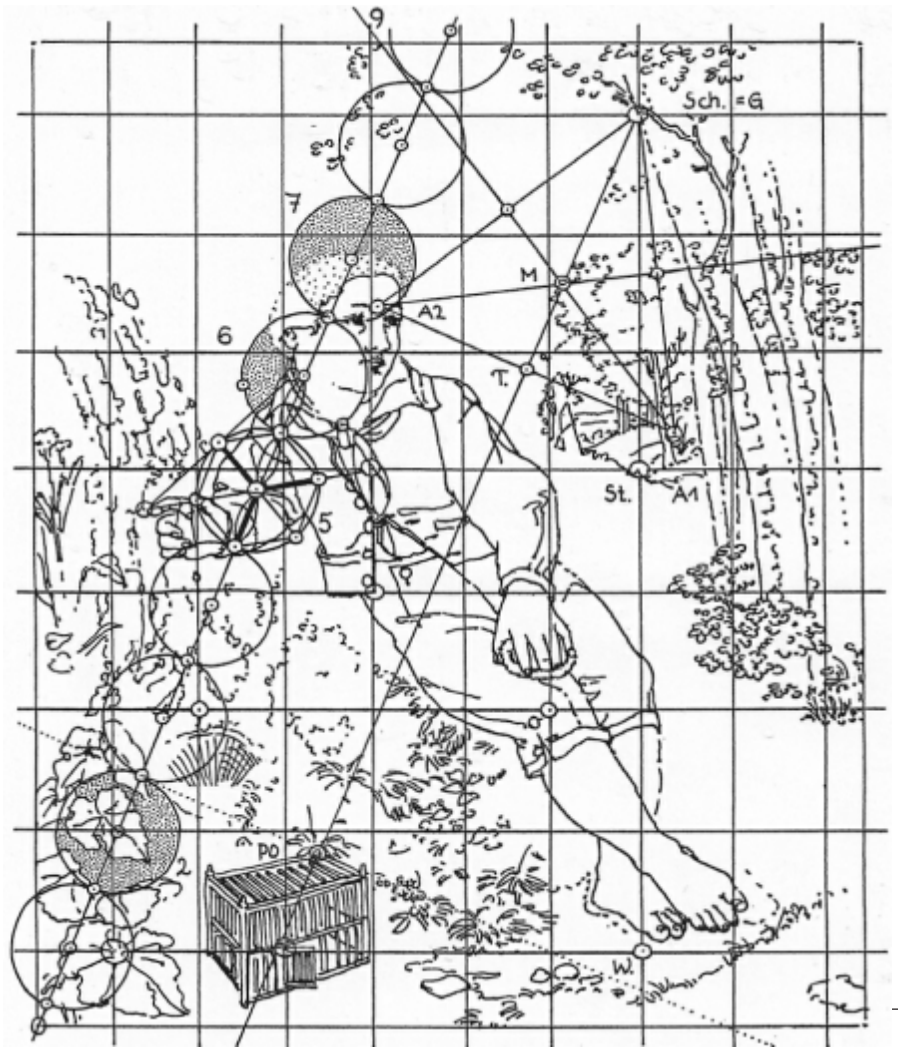
[Abb. 11] Weiter führt der Einweihungsweg (P3 bis P5) den Sturz in die tiefe Grube aus, um sich dann [Abb. 12] im „Weg vorwärts und aufwärts" (P5 bis P9) die Werte Sieben (die 7 Prinzipien) und Acht (die Gnade der Erlösung) buchstäblich vor Augen (P7, P8) zu halten. Christus ist der vollkommene Kubus (Zahl 7) und brachte die Gnade der Erlösung durch seinen Opfertod (Zahl 8).

„Der Morgen ist die grenzenlose Erleuchtung des Universums" [HS I, 82]

Durch den Durchgang durch den Einweihungsweg, durch die Tiefe und aufsteigend über 7 (Vollkommenheit) und 8 (Gnade) zum vollkommenen Kubus (der auch durch die Hand des Knaben läuft) [Abb. 13] entsteht ein neues spirituelles Leben nach der Vernichtung der Existenz (der fleischlichen Anhaftungen), so dass ein neuer Morgen entsteht, bildhaft im fernen Fenster zur sich öffnenden Hügellandschaft angedeutet, - und wohl auch im Nest in der Hand des Knaben.

Links: Abb. 11: nach „Der Knabe mit dem Vogelkäfig", mit: die „Reise der Entwicklung" (P3 bis P5).





Links: Abb. 12: nach: „Der Knabe mit dem Vogelkäfig", mit: die „Reise der Entwicklung" (P5 bis P9).

„Der Tag ist die grenzenlose Gestaltung der Kreatur, die das Universum erfüllt." [HS I, 82]

Der Tag zeigt im hellen Licht alle Kreatur: Bäume, Gräser, Moose, Steine, ja sogar eine Baldrian-Pflanze am linken Bildrand, mit deren Nardenöl Jesus-Christus in Bethanien gesalbt wurde (ein Hinweis auf Christus).

So erkennen wir (in dieser verkürzten Darstellung) den Abend im leeren Käfig, die Nacht in der immateriellen Bewahrung des Seelischen (der Aufgabe, der zu machenden Erfahrung) in der Verborgenen Geometrie in Jesu Christi Hand, den Morgen in der Wendung zum Spirituellen als einem Weg zum Licht in der Ferne und den Tag im hellen Licht, das alle Kreatur vor unseren Augen enstehen lässt (erkennbar macht).

Summe: Der „Knabe mit dem Vogelkäfig" zeigt (in dieser Auswahl) einige altägyptische Symbole: Die Pyramide im Punkt „Stärke", wo genau der Übertritt von der Zahl 4 zur Zahl 5 vollzogen wird, dann die zweite Geburt zum spirituellen Licht (linkes Auge, Aufstieg P4-P5 nach dem Fall in die Tiefe der Grube P3-P4-P5) und am auffälligsten die M-Figur (achet) als Horizont für die „Heimat des Sonnengottes" [Lurker 100] (der nach Böhme für Christus steht).

Zur Echtheit des Bildes sei angedeutet: Die Übereinstimmung der geometrisch-symbolischen Motive mit den zuvor gezeigten Bildern Runges ist deutlich, ebenso die besondere stilistische Ausprägung der Verborgenen Geometrie durch Runge hinsichtlich der von Pfosten-Kugeln aus vollzogenen Griffe (im Sinne einer reinen Landschaft ohne Menschen).

Im herkömmlichen Sinne ist Runges Experimentierlust im Farbauftrag („Stilbruch") durch seinen Lehrer Eich angeregt und somit ganz normal, wozu auch der Einsatz des Goldgrundes gehört (bei den Hosen-Knöpfen des Knaben). Auch ist im herkömmlichen Sinne Runges Farbentheorie vollständig wiederzufinden im Bemühen um reine Farbtöne (Weste: rot, Hose: blau, Erde: gelb), um die Symbolfarben deutlich aufleuchten zu lassen (blau: Vater, rot: Sohn, gelb: Hl. Geist). Beeinflussungen benachbarter

Links: Abb. 13: nach: „Der Knabe mit dem Vogelkäfig", mit: Kubus/ Grail/ solare Robe im Lichtschacht.

Beziehung zum altägyptischen Lichtmythos

Farbtöne kannte Runge im Sinne der Darstellung von Polarisierung und Intensivierung nicht, dafür wählte er den „Zwischensatz von Grau“ zwischen zwei nicht konträren (unharmonischen) Farbtönen, wodurch deren unveränderliche Reinheit (und Brauchbarkeit als Symbolfarben) gewährleistet wurde. Runges besondere Erwähnung der von Nachbartönen herüber leuchtenden farbigen Reflexlichter ist auch im „Knaben mit dem Vogelkäfig“ mustergültig zu sehen: Auf die blaue Hose fällt (am Rand zur Weste) ein aufhellender, hellroter Schein. Hierfür wurde Runge die Ehre zuteil, als Vorläufer der Impressionisten angesehen zu werden, was aber von anderen gar nicht gerne gesehen wurde: Es ist erkennbar, dass dieses Urteil nur für das farbige Lichtspiel gilt, das eine Überlagerung eines Farbtones durch einen anderen, und damit eine gewisse Transparenz verursacht, aber nicht die Auflösung der verreibend gemalten, geschlossenen Oberflächen bringt und nicht Intensivierung und Polarisierung benachbarter Töne leistet.

Für die Suche nach altägyptischen Inhalten in der Kultur des Abendlandes ist die Beobachtung festzuhalten, dass der Freimaurer Runge von ihnen wesentliche kannte und in seinen Bildern zum Ausdruck brachte. Danach mag gesagt werden, dass „die Kultur der Renaissance der Antike“ (dargestellt in der Verborgenen Geometrie) in Norddeutschland/Hamburg bis 1810 dauerte.

Dieses mag dem Leser dieser Zeilen, der zum ersten Mal etwas über die Verborgene Geometrie erfährt, wahrscheinlich so unverständlich erscheinen, wie es mir unverständlich ist, dass auf dem Bild der „Hülsenbeckschen Kinder“ angeblich die volle Mittagssonne scheine, die aber, wie gezeigt, dann in Eimsbüttel im Norden am Himmel steht.

Bildnachweis

Foto (auf der Titelseite): © Wolfgang Weber, Balingen. Alle Zeichnungen von © Volker Ritters.

Literatur

HS: Philipp Otto Runge: „Hinterlassene Schriften.“ Teil I und II, Hamburg 1840-41 (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1965).

Lurker, Manfred: „Lexikon der Götter und Symbole der alten Ägypter.“ Scherz Verlag, Bern - München - Wien, 1998.

Paas, Sigrun: „Die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten.“ In: Hamburger Kunsthalle, Hrsg. Werner Hofmann. Prestel-Verlag, München 1985.

Ritters, Volker: „Philipp Otto Runge - Einweihungsbilder.“ Kaufbeuren 2002 (ISBN 3-8311-4278-5)

Vagt, Cornelia: „´Pauline im weißen Kleid vor sommerlicher Baumlandschaft´. Ein wiederentdecktes Bildnis Philipp Otto Runges.“ In: Bruckmanns Phantheon. Internationale Jahreszeitschrift für Kunst. Sonderdruck aus Jahrgang XLVI 1988.

■

Das neue Buch von Volker Ritters:

Volker Ritters:
Philipp Otto Runge - Einweihungsbilder
ISBN 3-8311-4278-5
388 Seiten

Gernot L. Geise

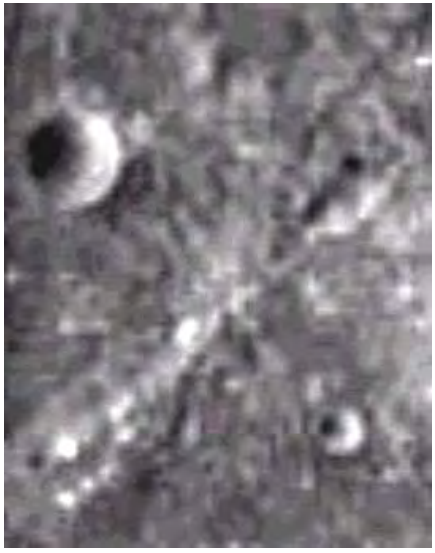
Was geht auf dem Mond vor?

Es ist still geworden um unseren Mond. Das liegt wohl auch an den Medien, die keine Sensationsberichte mehr bringen können, wie es noch zu Zeiten der angeblichen Mondlandungen der Fall war. Es mag auch daran liegen, dass das Interesse der Weltöffentlichkeit bezüglich Weltraum seit dem MARS GLOBAL SURVEYOR auf den Mars gelenkt wird, oder auf die internationale Raumstation ISS, bei der es ja viel aufregender ist, wenn sie ein Weltraum-Tourist besucht...

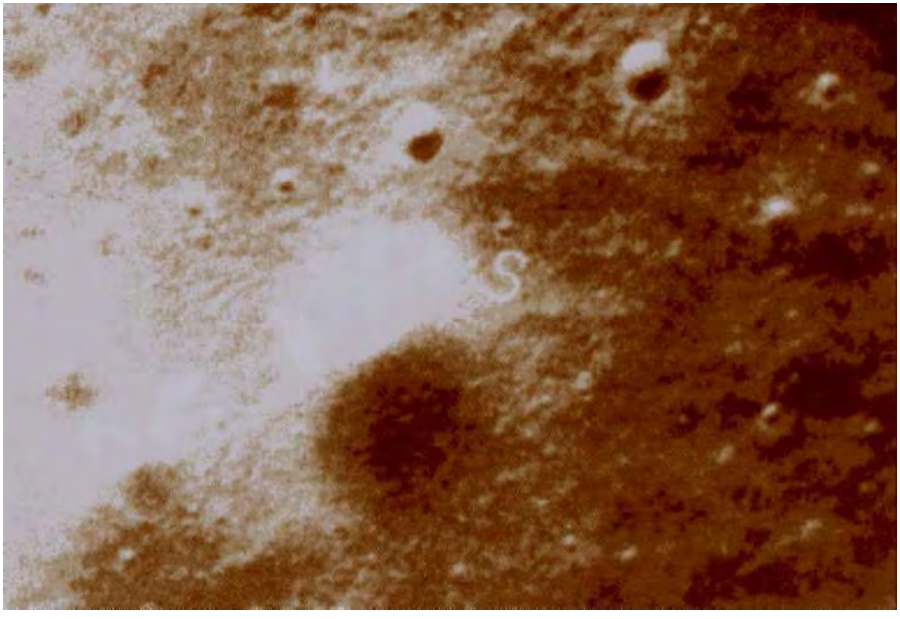
Der Mond wird merkwürdigerweise mehr oder weniger ignoriert. Daran ändern auch die gerade in letzter Zeit sich häufenden kritischen Berichte über das damalige APOLLO-Mondlandeprogramm der NASA nichts, wie beispielsweise mein Buch „Die dunkle Seite von Apollo".

Von der Öffentlichkeit unbemerkt wird der Mond jedoch ständig von Astronomen in aller Welt beobachtet. Und diese Forscher haben im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Ungereimtheiten und sich bewegenden Objekten festgestellt, die nicht unbedingt natürlich erklärbar sind. Selbstverständlich vermeiden Astronomen, hier von außerirdischer Präsenz oder von UFOs im Sinne von außerirdischen Raumschiffen zu reden. Doch woher sollen die beobachteten Objekte wohl stammen, wenn es auf dem Mond keine derzeitige irdische Präsenz gibt und natürliche Erklärungen ausscheiden? Ich möchte hier nicht in die spektakuläre Kiste „reichsdeutsche Aktivitäten auf dem Mond" greifen, denn diese immer wieder auftauchenden Behauptungen entbehren jeder Grundlage.

Trotzdem wurden und werden von Astronomen sich bewegende Objekte auf oder über der Mondoberfläche beobachtet, die sich nicht hinweg diskutieren lassen. Dazu treten diese unerklärlichen Erscheinungen auch zu häufig auf. Die Astronomen haben



Eine kreuzförmige Markierung auf der Mondoberfläche.



Der mysteriöse Buchstabe S (Bildmitte): eine bloße Laune der Natur?

für solche Objekte den Begriff „ULO" geprägt (Uncorrelated Lunar Object = nicht in Wechselbeziehung stehendes Mond-Objekt), in Anlehnung an „UFO" für „unidentifiziertes Flug-Objekt". Parallel dazu wird auch der Begriff „UMO" (Unidentified Moving Object = unidentifiziertes sich bewegendes Objekt) verwendet. Untergruppen werden „FMO" (Fast moving Object = schnell bewegendes Objekt) bzw. „Fastwalkers", oder „IMTs" (Illuminated Moving Targets = beleuchtete bewegte Scheiben) genannt.

Leuchterscheinungen auf der Mondoberfläche werden meist mit „LTP" (Lunar Transient Phenomena) bzw. „TLP" (Transient Lunar Phenomena) bezeichnet, während es für bauwerkähnliche Objekte keine einheitliche Bezeichnung gibt. TLPs sind kurzlebige Veränderungen der Mondoberfläche. Ihre wahre Natur ist bisher ungeklärt, man nimmt aber

an, dass sie durch Gezeiten-Wechselwirkungen zwischen Erde und Mond, durch das Durchqueren des Mondes durch das Erdmagnetfeld, durch Meteoriteneinschläge oder Gasausbrüche auf dem Mond hervorgerufen werden können.

Ob man auf diese Weise sich bewegende Scheinwerfer-ähnliche Lichtkegel mit zum Teil farbigem Licht erklären kann, wage ich zu bezweifeln.

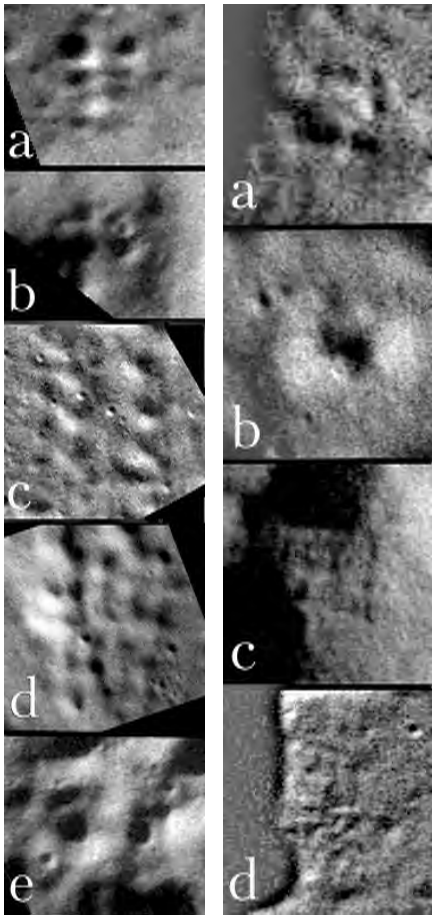
Die Zahl der den Mond beobachtenden Astronomen nimmt weltweit zu, darunter befinden sich nicht nur hochkarätige Spezialisten an Riesenteleskopen, sondern eine große Menge von Hobby-Astronomen. Je genauer der Mond beobachtet wird, um so mehr Anomalien und Beobachtungen von irgendwelchen Flugkörpern werden bekannt und dokumentiert. Meist beschränken sich die Beobachter jedoch auf die reine Dokumentation, ohne Fragen dazu zu stellen, die derzeit (leider) sowieso niemand beantworten kann.

Untersuchungsmethoden

Nach Durchsicht von über achtzigtausend HIRES-Fotos (HIRES = high Resolution, hochaufgelöst, 9 – 30 m/Pixel) der amerikanischen Mondsonde CLEMENTINE 1 fand man eine Reihe ruinenähnlicher Formationen auf der Mondoberfläche. Aufgrund von ausführlichen Analysen stellte sich heraus, dass sich mehrere in ihrem Material signifikant von der umgebenden Mondoberfläche unterscheiden. Sie erinnern verschiedentlich an irdische archäologische Objekte. Selbst wenn sie natürlichen Ursprungs sein sollten, stellen sie auf jeden Fall interessante geologische Anomalien dar.

Aktivitäten von extraterrestrischen Intelligenzen (ETI) auf unserem Mond werden heute von der Wissenschaft verblüffenderweise nicht mehr ausgeschlossen, wenn auch bisher der definitive Nachweis fehlt. Leider beschäftigen sich die hauptamtlichen Astronomen und Geologen nicht mit diesem Thema, ihr Bereich liegt in der Beobachtung natürlicher Prozesse und Objekte. Deshalb ist auch das erste Projekt, das sich mit außerirdischen Artefakten auf dem Mond beschäftigt, ein privates Projekt. Es nennt sich SAAM (Search for Alien Artefacts on the Moon = Suche nach außerirdischen Artefakten auf dem Mond).

Das SAAM–Projekt wurde 1992 ins Leben gerufen und stellt eine auf



Linke Bildreihe: Beispiele von „regdeps", quasirechteckigen Mustern von Einsenkungen auf der Mondoberfläche.
Rechte Bildreihe: Beispiele von „reclats", quasirechteckigen Liniengittern auf der Mondoberfläche.

den Mond bezogene Variante des SETI–Projekts dar (SETI: Search for extraterrestrial Intelligences = Suche nach außerirdischen Intelligenzen). Die Untersuchung von Mondbildern ist eine SETI-Strategie für eine zukünftige Mondkolonisation. Die Suche geht von sehr alten Basen aus, verglichen mit modernen projektierten Mondbasen. Obwohl sie – falls vorhanden – zum größten Teil als Schutz

„Hollow hill": Dieses Objekt erinnert an die VIKING-Fotos des „Fort" in der Cydonia-Region auf dem Mars. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelt es sich jedoch um einen natürlichen Krater.

vor Strahlung und Meteoriten unter der Mondoberfläche angelegt worden sein müssen, könnten genügend oberirdische Objekte vorhanden sein, die allerdings stark erodiert und teilweise durch Meteoritenkrater zerstört sein dürften. Es erscheint mir unlogisch, nach alten erodierten Anlagen zu suchen, wenn doch bis zum heutigen Tag Leuchterscheinungen und sich bewegende Objekte beobachtet werden. Sollen das etwa automatisch arbeitende Vorrichtungen verlassener Stationen sein, bei denen man vergessen hat, sie abzuschalten? Dann stellt sich auch die Frage, wohin die angenommenen ehemaligen Betreiber dieser Stationen verschwunden sind. Haben sie etwa einst die Erde kolonisiert?

Am unvorbelastetsten und unvoreingenommensten gehen die Russen dieses Thema an, während das Thema „Außerirdische" in der westlichen Forschung mehr oder weniger tabu ist. Der russische Archäologe *Dr. B. V. Andrianov* bemerkt, dass ein Hauptanzeichen für eine intelligente Oberflächen-Umgestaltung geometrische regelmäßige Strukturen sein müssen. Beispielsweise haben irdische Bauwerke immer rechteckige Kanten. Deshalb muss bei der Suche auf dem Mond nach solchen Strukturen Ausschau gehalten werden.

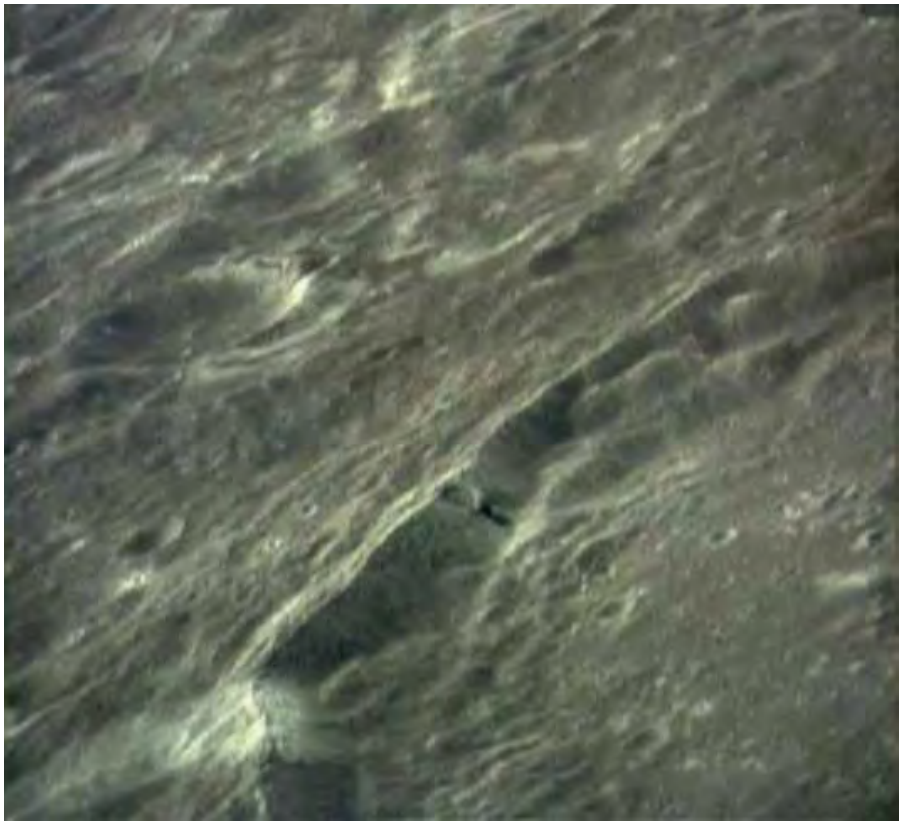
Letztendlich sind auf Bildern gefundene Objekte jedoch keine Beweise für eine außerirdische Präsenz. Sie können aber Grundlagen für zukünftige bemannte Mondexpeditionen bilden.

Es gibt inzwischen eine ganze Reihe von Untersuchungsmethoden, mit denen die vorhandenen Mondfotos regelrecht „zerlegt" werden. Die Fraktal-Methode für die Suche nach künstlichen Objekten wurde von Dr. *M. J. Carlotto* und *M. C. Stein* entwickelt. Sie besagt, dass natürliche Landschaften gesetzmäßig immer aus den selben Details in unterschiedlichen Größen bestehen. Beispielsweise sehen Mondkrater immer relativ gleich aus, besitzen jedoch Durchmesser zwischen zehn Zentimetern und hundertvier Metern. Künstliche Strukturen haben ebenfalls einige typische Größen, die mit der Größe ihrer Konstrukteure zusammenhängt. Allerdings hat die Fraktal-Methode den Nachteil, dass eine Analyse sehr rechenaufwändig ist.

Doch auch mit dem „Rechteck-Test" lässt sich einiges anfangen. Solche Tests werden heute nicht mehr visuell gemacht. Die zu untersuchen-

den Fotos werden durch Computerprogramme abgetastet und auf Anomalien hin untersucht. Dabei ist es manchmal hilfreich, von einem vorliegenden Foto eine Falschfarben-Aufnahme anzufertigen. Dabei können Details erkannt werden, die auf einem normalen Schwarzweiß-Foto im Graubereich verschwinden. Mit einer Falschfarben-Aufnahme aus den VIKING-Fotos des sogenannten Marsgesichts konnten seinerzeit Details wie „Augäpfel“ mit „Pupillen“ sowie „Zahnreihen“ im „Mund“ des „Gesichts“ sichtbar gemacht werden, die selbst auf neueren Fotos der Marssonde GLOBAL SURVEYOR kaum erkennbar sind.

Zur Untersuchung von Mond-Anomalien werden heute überwiegend CLEMENTINE-Fotos heran gezogen. Diese Mondsonde hatte eine Kamera an Bord, die auch im ultravioletten Bereich fotografierte. Von über zwanzigtausend Fotos der Polarregion (+/– 75° bis +/– 90° Länge) kamen nach Durchlauf der Testprogramme 128 Bilder in die engere Auswahl. Darunter fanden sich 47, die interessante archäologische Details zeigen, wobei nur die besten Fotos zur Auswertung kamen. Solche mit schlechter Auflösung oder schlechten Lichtbedingungen wurden bei der Auswertung ignoriert. Schwerpunkte sind bei den Auswertungen quasi-rechteckige Strukturen, quasi-symmetrische Muster sowie enge und flache Senken mit glatten Böden und quasi-symmetrischen sowie quasi-rechteckigen Außenkanten.



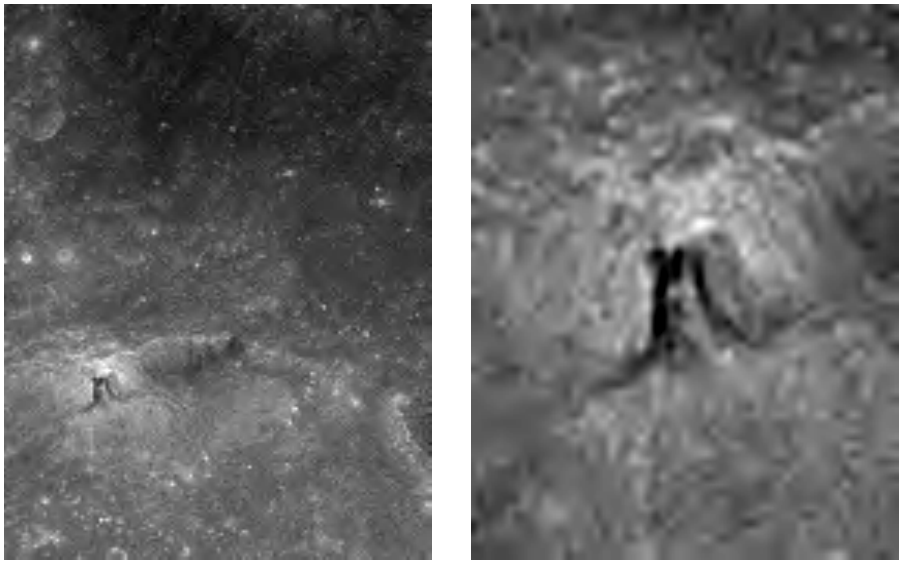
Ein unbekanntes Objekt bewegt sich den Kraterrand am Krater Lobachevsky auf der Mondrückseite hinunter. Um was es sich hierbei handelt, ist bisher ungeklärt (NASA-Foto AS16-121-19407)

Ruinen auf dem Mond?

Ein Beispiel von ruinenähnlichen Formationen auf einem Hügel zeigt die Bildserie auf der vorigen Seite. Die traditionelle Erklärung dafür lautet, dass es sich hierbei um sich kreuzende Einschlagsysteme handelt. Nach den auf das Bild angewendeten Techniken handelt es sich hier um nichtnatürliche Strukturen. Selbstverständlich kann es sich dabei trotz allem um natürliche Objekte handeln. Für Geologen ist jeder Hügel natürlichen Ursprungs. Ein Archäologe jedoch kann darunter einen Tumulus oder einen vorzeitlichen Grabhügel sehen. Ebenso verhält es sich mit den Mond-Objekten. Was sie wirklich darstellen, kann nur vor Ort untersucht werden.

Es gibt zwei Haupttypen ruinenähnlicher Objekte auf dem Mond:

1) Quasi-rechteckige Muster von Einsenkungen („recdeps“). Rund 69 % aller ruinenähnlicher Objekte bestehen aus diesem Typus. Die typische Größe liegt zwischen einem und drei Kilometern. Quasi-rechteckige Senkungen stehen meist in Wechselbeziehung zu flachen Terrains.
2) Quasi-rechteckige Liniengitter („reclats“) bestehen aus einem Komplex von verflochtenen, gebrochenen Gebirgskämmen oder Furchen, die dieses Muster bilden. Etwa dreißig Prozent der ruinenähnlichen Strukturen zeigen dieses Muster.



Links: Der Kraterrand von Lobachevsky auf einem CLEMENTINE-Foto. Der Unterschied ist augenfällig: Das runde Objekt fehlt. Die Stelle des Kraterrandes wirkt, als ob hier ein Teil herausgeschnitten wäre, oder wie der Zugang zu einer unterirdischen Anlage. Rechts: Ausschnittsvergrößerung der „Anomalie“

Neben diesen beiden Hauptmustern bestehen quadratische Hügel, die bei beiden Haupttypen vorkommen.

„Anomalie“ im Krater Lobachevsky

Am Kraterrand des Kraters Lobachevsky auf der Mondrückseite wur-

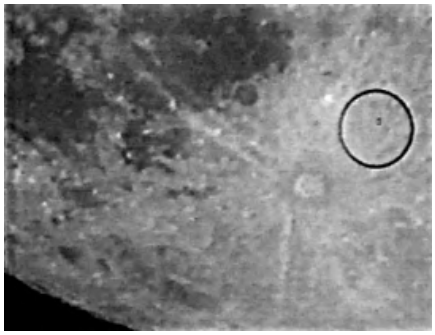
de ein Objekt fotografiert, das so aussieht, als ob es sich vom oberen Wallrand zum Kraterboden bewegt (s. erste Abb.). Das Bild stammt aus dem NASA-Archiv von APOLLO 16. Ein Meteoriteneinschlag scheidet als Erklärung aus, da eine Spur zum oberen Kraterrand zu führen scheint.

Der amerikanische Forscher *Steven Wingate* entdeckte dieses Objekt 1997. Zunächst wurde als Fundort von der NASA der Krater Guyot angegeben, später korrigiert als Krater Lobachevsky auf der Mond-Rückseite. Guyot liegt nahebei nördlich von Lobachevsky. Der Bildausschnitt zeigt ein unbekanntes Objekt in einer kleinen Vertiefung, die sich im Wall von Lobachevsky befindet. *T. K. Mattingly,* der Pilot der Kommandokapsel von APOLLO 16, beschrieb dieses Objekt als möglichen dunkleren Lavafluss. Es ist allerdings fraglich, wie in diesen Wall flüssige Lava hinein kommen soll. Für dieses Objekt gibt es bisher keine Erklärung. Mehrere Forscher durchsuchten daraufhin das reichhaltige Fotoarchiv der Mondsonde CLEMENTINE, die bisher die besten Bilder vom Mond geliefert hat. Tatsächlich fand sich ein Bild dieser Region mit dem Kraterrand von Lobachevsky. Auf dem CLEMENTINE-Foto sind mehr Einzelheiten erkennbar als auf dem APOLLO-Bild. Allerdings scheint es, dass die Objektstelle nun leer ist, während auf dem APOLLO-Bild noch ein Objekt zu sehen ist. Man darf nicht vergessen, dass CLEMENTINE rund zwanzig Jahre nach APOLLO den Mond fotografierte. Wenn es sich also bei ersterem Foto um ein bewegliches Objekt handelte, kann man kaum erwarten, dass dieses dort zwanzig Jahre abwartet, bis es erneut fotografiert wird.

Dunkle sich bewegende Objekte über der Mondoberfläche

Ein japanisches Video zeigt ein sich langsam bewegendes Objekt („Fastwalker") über der Mondoberfläche (s. nächste Seite). Das Video wurde durch ein Teleskop aufgenommen, welches auf die südlichen Hochländer nahe dem Krater Tycho ausgerichtet war.

Das gefilmte Objekt bewegte sich bei fast Vollmond auf einer geosynchronen Umlaufbahn um den Mond von Norden nach Süden, in einer Entfernung zur Oberfläche von 21.700 Meilen. Zeitweise erschienen die Konturen des Objektes rechteckig,

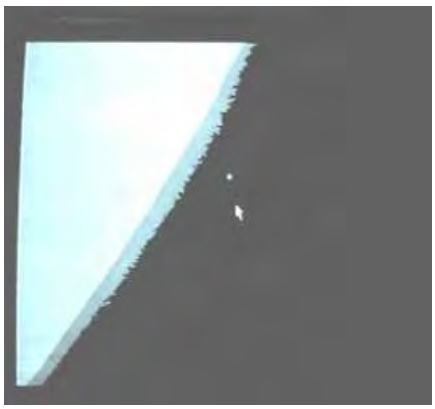


Ein japanisches Video zeigt ein sich langsam bewegendes Objekt („Fastwalker") über der Mondoberfläche.

das Objekt bewegte sich mit seiner Längsachse in Flugrichtung, was den Anschein erzeugt, dass es ein künstliches Objekt sein könnte. Verglichen mit der Entfernung zum Mond und der Bewegungsgeschwindigkeit muss dieses Objekt eine Größe von rund einer halben Meile besessen haben.

Im Sommer 1956 machte ein Astronom des Hauptobservatoriums in den mittelwestlichen USA eine Serie von Mondfotos durch das 18-inch-Refraktorteleskop. Die damals angewendete Methode ließ es nicht zu, dass man gleichzeitig beobachten und fotografieren konnte. Während er durch das Teleskop schaute, sah der diensthabende Astronom (der es vorzog, anonym zu bleiben) plötzlich ein helles Licht den Mond überqueren,

Ein „Moonblink" am Rande des Terminators (unten eine Ausschnittsvergrößerung) (Paolo C. Fienga, Legnano, Italien [dogstar@betanet.it])



Unbekannte Flugobjekte am Rande des Mondes. Für mich ist es allerdings viel wichtiger, dass hiermit ein Bild gezeigt wird, auf dem einwandfrei die offiziell immer wieder geleugnete Mondatmosphäre deutlich erkennbar ist. Das mittlere Bild zeigt eine Ausschnittsvergrößerung des oberen Fotos.

genau in Höhe des Terminators (der Übergangslinie zwischen Tag und Nacht). Er schaltete schnell auf die Fotografierfunktion um und schoss eine Serie Bilder. Als er zurück schaltete, um das mysteriöse Objekt weiter zu beobachten, war dieses verschwunden. Weil er Angst um seinen guten Ruf und seine Karriere hatte, wagte er nicht, über den Vorfall zu berichten. Die verräterischen Fotos wollte er vernichten. Zum Glück machte er Kopien davon, die er später seinem Freund gab.

Die größte Überraschung nach der Untersuchung der Bilder war, dass es sich bei dem beobachteten Objekt anscheinend um eine Art UFO han-

delte. Vergleichsmessungen mit Mondkratern ergaben, dass das Objekt etwa dreißig Meilen im Durchmesser maß! Möglicherweise befand sich dieses leuchtende Objekt jedoch nicht so dicht über der Mondoberfläche wie angegeben, sondern näher bei der Erdatmosphäre, so dass es wesentlich kleiner war. Eine Verwechslung mit einem irdischen Satelliten scheidet jedoch aus, weil der russische Satellit SPUTNIK 1 als erstes von Menschenhand gefertigte Objekt erst später als ein Jahr in die Erdumlaufbahn geschossen wurde.

„Moonblinks“

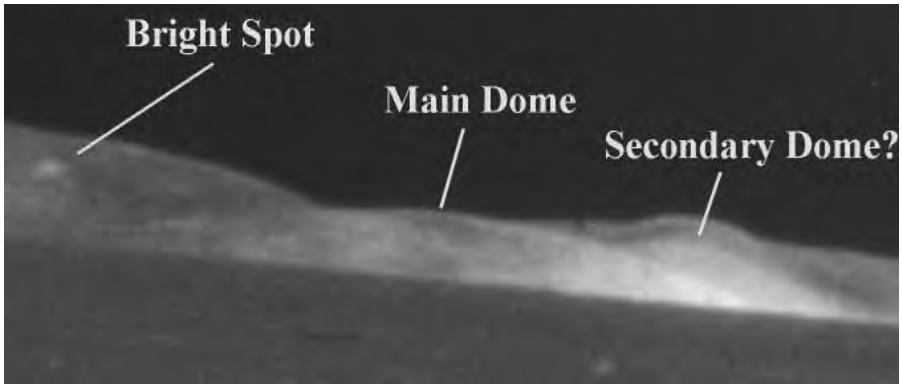
Nach wie vor werden seit den ersten systematischen Beobachtungen des Mondes mit Teleskopen regelmäßig von den Astronomen sogenannte „Moonblinks“ oder „Flares“ beobachtet. Inzwischen sind weit über tausend dieser merkwürdigen Phänomene festgehalten und registriert worden. Bei den „Moonblinks“ handelt es sich um blinkende, eng begrenzte lunare Leuchterscheinungen. Sie treten in verschiedenen Größen und Farben auf und werden meist in größeren Kratern beobachtet. Man kennt leuchtende Verfärbungen ganzer Gebiete, farbige Lichtblitze oder Scheinwerferkegel sowie farbigen Dunst mit meist pulsierendem Charakter. Meist sind die „Blinks“ nach spätestens dreißig Minuten wieder verschwunden.

Herausragend sind hierbei der Krater Aristarchus und seine Umgebung, sowie die Krater Plato, Alphonsus, Gassendi und Tycho.

Eine Erklärung für die „Moonblinks“ gibt es bis heute nicht. Man nimmt recht hilflos an, dass es sich hierbei um vulkanische Aktivitäten oder atmosphärische (!) Effekte handele.

„Dome“ und pyramidenähnliche Objekte

Ein weiteres Phänomen der Mondoberfläche sind die kuppelartigen, runden Objekte, genannt „Domes“. Von diesen in verschiedenen Größen vorhandenen Objekten sind inzwischen hunderte bekannt. Sie befinden sich überall auf dem Mond, oftmals in Kratern. Meist kann man in der näheren Umgebung dieser kuppelartigen Objekte gradlinige oder rechteckige Strukturen erkennen. Häufig befinden sich auch in der Umgebung der „Dome“ die Gegenstücke, kreisrunde Vertiefungen mit unbestimmter Tiefe, die ebenfalls in verschiedenen Größen vorkommen und



Leuchtende Flächen und „Dome“ im Mare Crisium

deren besonderes Kennzeichen darin besteht, dass sie keinen Kraterwall besitzen. Hier sind beispielsweise die Krater Doppler oder Keppler im Oceanus Procellarum, Kopernikus sowie das Mare Fecunditatis mit dem Goclenius-Krater zu nennen.

Auch für die „Dome“ und ihre Gegenstücke gibt es bisher keine Erklärung.

Zu den „Domen“ und ihren Gegenstücken gesellen sich Objekte, die große Ähnlichkeiten mit Pyramidengruppen aufweisen. Sie sind an den exakten dreieckigen Schattenwürfen recht gut erkennbar.

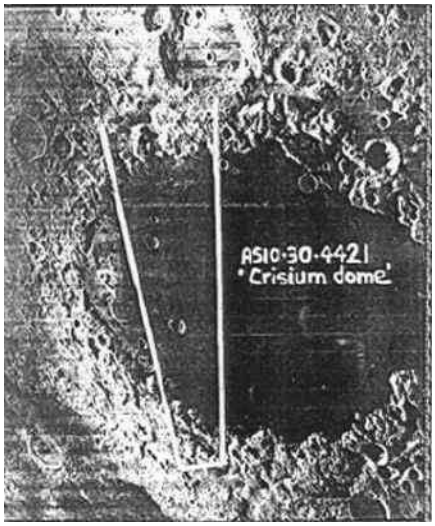
Das soll nur ein kleiner Überblick über die lunaren Anomalien sein, die bisher beobachtet wurden. Es gibt noch eine ganze Reihe weiterer Merkwürdigkeiten, beispielsweise sich bewegende Wolken über der Mondoberfläche oder brückenartige Objekte mit kilometergroßen Ausmaßen. Megalithen und Monolithen will man entdeckt haben, ganze Ruinenstädte, Stationen mit und ohne Riesenraumschiffe. Diese Angaben sind jedoch mit Vorsicht zu genießen, da das verfügbare Bildmaterial nicht eindeutig ist.

APOLLO 15 soll sogar in den Resten einer „Glasstadt“ gelandet sein (wie ist das möglich, wenn kein Astronaut jemals den Mond betrat?). Auf den offiziellen NASA-Fotos von APOLLO 15 ist jedenfalls nichts von irgend welchen Glasresten zu erkennen.

Des weiteren ist der Mond ringsum mit allen möglichen Linien, Zeichen und Buchstaben versehen (die jedoch mit recht großer Wahrscheinlichkeit zumindest fast alle natürlichen Ursprungs zu sein scheinen).

Wir werden sehen, was im Laufe der Zeit noch an Ungereimtheiten auftaucht.

Mehr Ungereimtheiten, Widersprüche, seltsame Objekte und Krater



finden Sie in meinem im Frühjahr im Michaels-Verlag erscheinenden Buch „Der Mond ist ganz anders“. Hierbei handelt es sich trotz des selben Titels wie das im EFODON e.V. erschienene Buch um eine völlig neu bearbeitete Ausgabe.

Quellen

Geologic Lunar Researches Group & Lunar Observatory Apuleio: „Anomalous Phenomenon on Sirsalis crater“

Francis Ridge, Steve Davis & Richard Motzer: „A Fastwalker Videotaped in Japan“, The Lunascan Project, http://www.astrosurf.com/lunascan/

Sam Uptegrove & Ted Phillips: „Illuminated Moving Target: 1956“, The Lunascan Project

■

Neuerscheinung im Frühjahr:

Gernot L. Geise

Der Mond ist ganz anders

Michaels-Verlag
215 Seiten, 205 Abb.,
EUR 20,90
ISBN 3-89539-610-9

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei *http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/ritters/SY5542 Ritters - Lebensenergie.pdf* ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.

Thomas Ritter

Leonardo, der Zauberer

„Es gibt Böses, dass mir nicht schadet, und es gibt Gutes, das mir nichts nutzt."

„Das Böse ist unser Feind – aber wäre es nicht viel schlimmer, wenn es unser Freund wäre?"

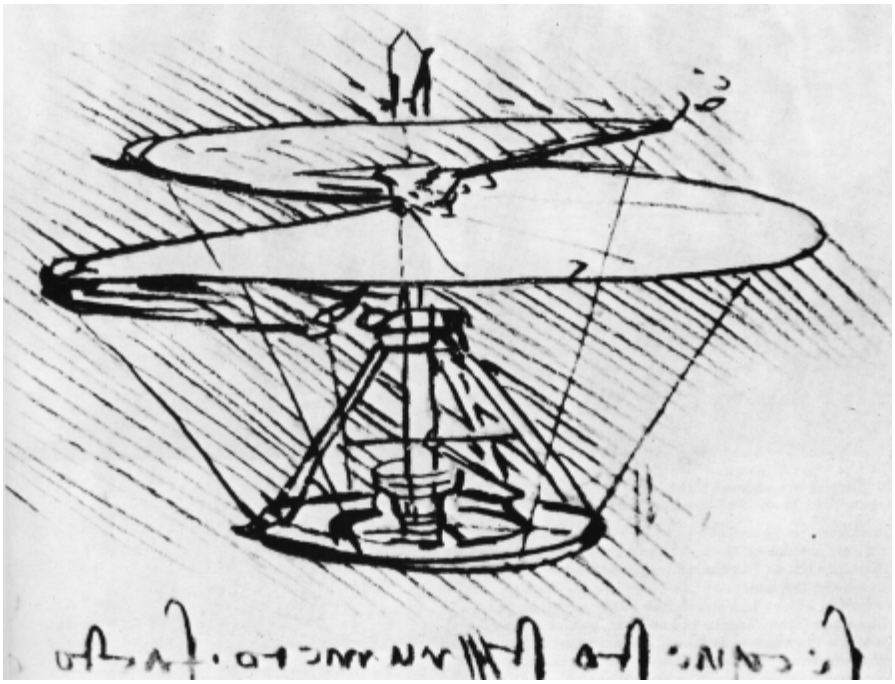
Leonardo da Vinci

Leonardo da Vinci gibt uns das Beispiel eines Menschen, der aus seinen intellektuellen Fähigkeiten, seiner Intuition und seinem Erfindergeist den maximalen Nutzen zog. Heute, da ein Mensch nur auf einem Gebiet Experte sein kann, wäre ein Universalgenie wie der Renaissance Künstler ein Anachronismus. Man würde ihm sicher mit Misstrauen begegnen, frei nach der Devise, dass „jemand, der alles kann, in Wahrheit nichts richtig kann". Die alltägliche Aufgabenerfüllung des Einzelnen bewegt sich heute in einem eng vorgezeichneten Rahmen. Man mag bedauern, dass die menschliche Intelligenz nur noch partiell zum Einsatz kommt, doch die rasante Entwicklung der Wissenschaften im 19. und 20. Jahrhundert macht ein Universalwissen auf allen Gebieten heutzutage unmöglich.

Der am 15. April 1452 in dem kleinen Dorf Vinci als uneheliches Kind von Catarina und Ser Piero geborene Leonardo war außerordentlich begabt. Er besaß Qualitäten auf zahlreichen Gebieten. So arbeitete Leonardo als Maler, Bildhauer, Architekt, Musiker und Ingenieur, begeisterte sich für Mathematik, Mechanik, Optik, Botanik, Anatomie, Hydraulik und Geologie.

Ihm fehlte nur eines, das zu seiner Zeit, in der Epoche der Renaissance und der Humanisten, der Wiederentdeckung der klassischen Antike, eigentlich unverzeihlich erschien. Er sprach weder Griechisch noch Latein! Es ist überraschend festzustellen, was ihm dennoch alles zu erreichen vergönnt war, der doch nur den Trumpf „Talent" in der Hand hielt.

Leonardo da Vinci ist heute vor allem als Maler ein Begriff, seine Gemälde, allen voran die sprichwörtliche „Mona Lisa", sind weltberühmt. Das umfassende Werk, welches er darüber hinaus hinterließ, ist jedoch nur wenigen bekannt. Wenn man aber heute sein Leben betrachtet, seine Manuskripte und Notizen liest, so mag man sich überrascht fragen, wie er neben seinen zahlreichen Tätigkeiten und Experimenten überhaupt noch Zeit zum Malen fand. Vielleicht aber malte er lediglich während seiner knapp bemessenen Freizeit, um eine Neigung zu befriedigen. Diese Ansicht mag den Widerspruch von Kunsthistorikern herausfordern, doch bezeugten Zeitgenossen Leonardos, dass er hoffte, mit seinen wissenschaftlichen Entdeckungen einst berühmter zu



Hubschrauber mit spiralförmiger Luftschraube, entwickelt von Da Vinci.

werden, als mit seinen Gemälden. Als Ingenieur und Erfinder interessierte sich Leonardo da Vinci zunächst lediglich für den militärischen Bereich. Während die Truppen des Papstes im Jahr 1470 Florenz belagerten, entwickelte er Pläne für Waffen und Kriegsmaschinen. So konstruierte ein rückstoßfreies mehrläufiges Geschütz, eine Bombarde, die das Prinzip der modernen Gebirgsgeschütze vorwegnahm. Die Waffe verfügte über zehn halbkreisförmig angeordnete Läufe, so dass ein Fächerschießen möglich war, welches verheerende Auswirkungen auf die in Linien marschierenden feindlichen Truppen hatte.

Er entwarf weiterhin eine Trommel mit dreieckigem Querschnitt, auf der in drei Reihen insgesamt 33 Kanonenrohre angebracht waren. Jeweils elf konnten gleichzeitig abgefeuert werden, während die nächsten elf nachgeladen wurden und die restlichen elf abkühlten. So war ein nahezu ununterbrochenes Feuer möglich.

Bevor seine Erfindungen frontreif waren, herrschte wieder Frieden. Mehrere darauffolgende Projekte Leonardos erlitten das gleiche Schicksal. Sie kamen niemals über das Stadium mit größter Sorgfalt ausgeführter Zeichnungen hinaus. In einer Zeit, da die Buchweisheit die einzige war, welche zählte, fehlte der Realitätssinn, um den Erfinder und seine Ideen gebührend zu würdigen. Im Alter von dreißig Jahren bot er dann Ludovico Sforza, dem Herrscher von Mailand seine Dienste als Militärfachmann an. Er übersandte dem Fürsten ein detailliertes Memorandum mit zahlreichen Zeichnungen, in dem er behauptete, alle Arten von Kriegsmaschinen bauen zu können, sowie architektonische Leistungen zu vollbringen, Ludovico Sforza im Fall eines bewaffneten Konfliktes eine unschlagbare Überlegenheit sichern sollten.

In dem bemerkenswerten Dokument ist die Rede von leichten und zerlegbaren Brücken, die sehr stabil und einfach zu transportieren sind, Vorläufer der sogenannten „Baileybrücken“, die im Zweiten Weltkrieg zum Einsatz gebracht wurden. Ferner entwarf Leonardo eine Drehbrücke. Diese Konstruktion wurde erst im 20. Jahrhundert verwirklicht.

Um Festungen zu erobern, schlug er vor, an strategisch wichtigen Punkten Tunnel anzulegen und Unterminierungen vorzunehmen. Er erwähnte auch, Wasserläufe umzuleiten, um nicht aus Fels bestehende Fundamente zu erschüttern.

Ferner legte Leonardo den Entwurf einer Kugel vor, *„die allein rollt und Flammen wirft, die sechs Faden lang sind“*. Hatte er das Prinzip des Raketenmotors bereits entdeckt?

Ein anderes Geschoß, eine Art Gasbombe, die mit Pulver, Schwefel und Kugeln gefüllt war, sollte *„in einer Zeitspanne explodieren, die nicht länger als ein Ave Maria war“*.

Besonders bemerkenswert sind jedoch die Pläne des ersten echten Panzers, den Leonardo konstruiert hatte. Dabei handelte es sich um eine Art von konischem Turm, der sehr massiv ausgeführt war. An seiner Basis waren Geschützpforten angebracht, durch welche die gedeckt im Innern des Panzers angebrachten Kanonen abgefeuert werden konnten. Dieser Tank, ein ausgesprochener Landpanzer, wurde mit einem System von Kurbeln, Triebstangen und Drehkränzen angetrieben. Diese Erfindung fand jedoch keine praktische Umsetzung vor der Einführung des Explosionsmotors im XX. Jahrhundert.

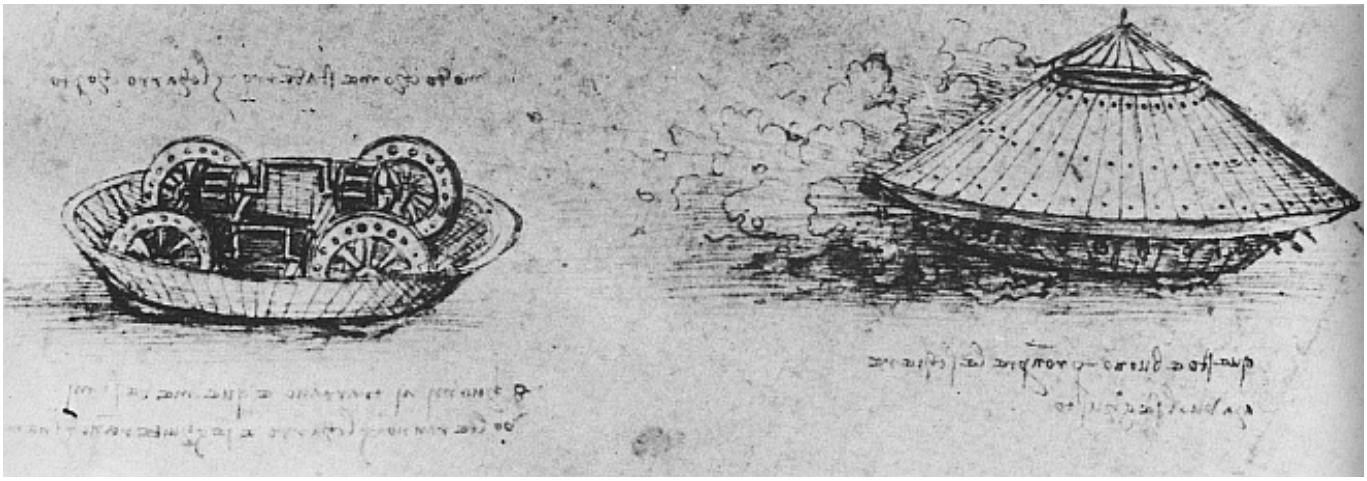
Leonardo entwickelte ebenfalls eine Bombarde, welche einen der ersten funktionsfähigen Hinterlader darstellte. Außerdem stammt aus seiner Werkstatt eine vielbeachtete Dampfkanone. Hier wurde Wasser auf ein zur Weißglut erhitztes Rohr gegossen. Mit der Dampfkraft konnte das Geschoss abgefeuert werden. Bemerkenswert ist die schlanke Form der Kanone, die an ein modernes Flakgeschütz erinnert.

Außerdem wollte Leonardo bekannte Katapulte, Hakenbüchsen und Wurfmaschinen verbessern.

Trotz seiner umfangreichen Versprechungen und seines außerordentlichen Selbstvertrauens erhielt der Verfasser dieses Memorandums nicht die begehrte Stelle als Militärfachmann.

Jedoch erweckte Leonardo das Interesse Ludovicos, der ihn mit der Anfertigung der Kostüme und der Ausrichtung der Palastfeste beauftragte. Mehr als 16 Jahre lang organisierte er die höfischen Feste. Seine Kenntnisse als Ingenieur und Künstler ermöglichten es ihm, Dekorationen zu bauen und Vorstellungen zu veranstalten, von denen Hollywood heute nur träumen kann.

Erst zwanzig Jahre später nahm Caesare Borgia Leonardo als Kriegsingenieur in Dienst, und betraute ihn mit der Inspektion aller Zitadellen und Festungsbauwerke. Dieses Amt, von dem er so lange geträumt hatte, bekleidete Leonardo nicht lange –



Das von Leonardo da Vinci entwickelte Panzerfahrzeug.

bereits 1503 kehrte er nach Florenz zurück.

Doch bereits seit 1490 interessierte sich der Wissenschaftler auch für den Städtebau. Zu dieser Zeit gab es im Bereich der Hygiene viel zu tun, denn man kann von den damaligen Städten nicht behaupten, dass sie sonderlich bequem und sauber gewesen sein. Die unbefestigten Straßen glichen öffentlichen glichen öffentlichen Mülldeponien. Man versuchte, den permanenten Gestank mit diversen Parfüms zu bekämpfen, doch diese schützten nicht vor Krankheitserregern. Cholera- und Pestepidemien forderten regelmäßig zahlreiche Menschenleben.

Leonardo legte nunmehr Ludovico Sforza Pläne für vollkommen neue Ansiedlungen vor. Am Meer oder am Ufer eines großen Flusses sollten insgesamt zehn Städte mit jeweils 10.000 Häusern gebaut werden, um die Hauptstadt zu entlasten. Regenwasser und Abwässer sollten ins Meer oder in den Fluß geleitet werden. Aufgrund eines ausgeklügelten Systems von Kaminen sollten diese Städte sogar rauchfrei sein. Der Smog ist also nicht erst ein Problem des Industriezeitalters.

Leonardos Traumstadt sollte in zwei übereinander liegenden Ebenen ausgeführt werden. Dabei war die obere Ebene für den Adel, die untere für das Volk gedacht. Dieser Entwurf erinnert in seiner Kühnheit an die Wolkenkratzerbauten des 20. Jahrhunderts. Doch dieses Projekt wurde nicht verwirklicht. Es war für die damalige Zeit zu revolutionär.

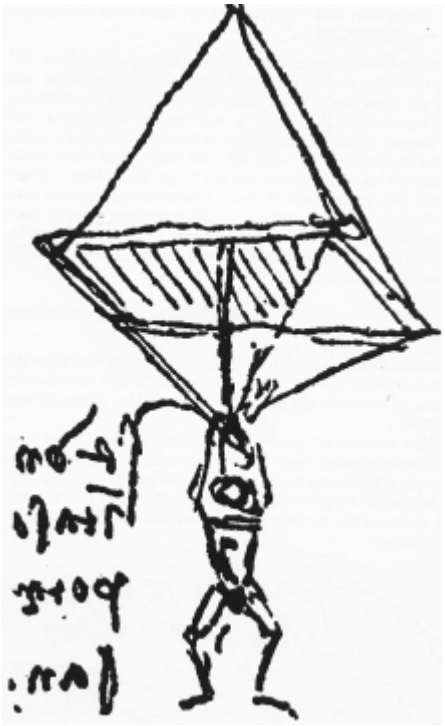
Als Ergänzung zu diesen Forschungen und früheren Studien zur Lastverteilung verfasste er Buch über das Widerstandsvermögen von Materialien. Anschließend interessierte er sich für die Mechanik. Auf diesem Gebiet herrschte seit der Antike Stillstand. Bereits einhundert Jahre vor Galilei, der das Prinzip der Erhaltung der Energie formulierte, erforschte Leonardo dieses Gebiet. In seinen Arbeiten tauchen moderne Begriffe wie Trägheit, Moment, Leistung, Reibung, Schwerpunkt und Gleichgewicht auf.

Auch mit der Hydraulik befasste sich Leonardo da Vinci intensiv. Seine Kenntnisse in diesem Bereich waren ihm sicherlich eine große Hilfe, als große Entwässerungs- und Kanalisierungsarbeiten in Angriff nahm. Die Ableitung des Arno war ein Beispiel dafür. Ursprünglich wurde diese Arbeit in Angriff genommen, um die mit Florenz verfeindete Stadt Pisa von der Wasserversorgung abzuschneiden. Nachdem die beiden Städte wieder miteinander Frieden geschlossen hatten, stand der wirtschaftliche Aspekt des Unternehmens im Vordergrund. In der Endphase wurde der Bau jedoch vom Unglück verfolgt. Sturm und sintflutartige Regenfälle richteten enorme Schäden auf den Baustellen an. An der Flussmündung versanken mehrere Schiffe und rissen ihre Besatzungen ins nasse Grab. Dies wurde als schlechtes Omen gedeutet, und die Arbeiten kurz vor Vollendung des Kanals eingestellt.

Einige Jahre später hielt sich Leonardo in Rom auf. Hier wurde er mit einem Projekt betraut, mit dem man sich bereits einige Jahrhunderte lang auseinandergesetzt hatte – die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe. Dieser ungesunde Landstrich befand sich in der Nähe der Stadt und galt als Brutstätte gefährlicher Krankheiten. Leonardo schlug vor, die Wasserläufe, welche den Sumpf durchzogen, zu vertiefen und zu begradigen, um damit die Durchflußgeschwindigkeit zu erhöhen. Damit sollte das Sumpfwasser schneller in Richtung Meer abgeleitet werden, um auf diese Weise schließlich den gesamten Sumpf auszutrocknen. Zu Leonardos Lebzeiten wurde dieser ehrgeizige Plan nicht mehr in Angriff genommen. Als es später schließlich dazu kam, gefährdeten Spekulationen und die daraus resultierenden Prozesse das Unternehmen, welches erst Mitte des 20. Jahrhunderts vollendet wurde.

Seine vielleicht größte Leistung aber vollbrachte Leonardo mit der Erforschung des Vogelfluges, da er sich fragte, ob der Mensch auch fliegen könne. Er unternahm zahlreiche Experimente und beobachtete das Verhalten der Vögel beim Flug. Nachdem er genug Informationen gesammelt hatte, entschloß sich Leonardo zum Bau eines Flugzeuges mit beweglichen Tragflügeln, die der Pilot mittels eines komplizierten Systems von Riemenscheiben und Kurbeln antrieb. Er hatte vor, einen ersten Flugversuch von Monte Cecero, dem Schwanenberg, mit einer Höhe von ca. 400 Metern zu unternehmen. Euphorisch und vielleicht ein wenig zu früh schrieb er über das Experiment:

„Zum ersten Mal wird der große Vogel fliegen und dabei die Welt in Erstaunen versetzen, und alle Schriften werden von seinem Ruhm sprechen.



Der von Da Vinci entworfene Fallschirm.

Ewiges Heil dem Ort, wo er geboren wurde!"

Fand dieser Versuch tatsächlich statt? Hat Leonardo die Großtat des antiken Ikarus wiederholt? Der talentierte Erfinder verlor zeitlebens darüber nie ein Wort, so dass letzte Zweifel bleiben. Die nicht unbedingt freundlichen Worte eines Zeitgenossen sind jedoch überliefert:

„*Das Fliegen ist in der letzten Zeit den Menschen, die es versucht haben, missglückt. Leonardo da Vinci hat auch versucht zu fliegen – das war ein Fehler. Er war ein ausgezeichneter Maler...*".

Während seiner Flugexperimente entwickelte Leonardo auch das Prinzip des senkrechten Starts, der durch geneigte Rotorblätter erreicht werden sollte. Der notwendige Antrieb für diesen ersten Hubschrauber fehlte jedoch noch.

Auch mit der Luftrettung setzte er sich auseinander, und konstruierte sogar einen Fallschirm. Dabei wurde Leonardo sicher durch die Form eines Zeltes inspiriert. Dieser primitive Schirm verfügte allerdings noch nicht über das notwendige Luftloch. Der Fallschirmspringer wurde auch nicht durch ein zusätzliches Geschirr gestützt, wie dies bei modernen Schirmen üblich ist. Dennoch soll mit Leonardos Fallschirm eine erfolgreiche Erprobung durchgeführt worden sein.

Im Jahr 1515 folgte Leonardo da Vinci dem Ruf des französischen Königs Franz I., der den Künstler sehr schätzte und ihm Gastrecht auf dem befestigten Landsitz Cloux – heute Clos-Lucè – gewährte. Hier verbrachte der geniale Künstler und Erfinder seine letzten Lebensjahre. In dieser Zeit organisierte Leonardo vor allem die Festlichkeiten am französischen Königshof, wofür er die wahrhaft fürstliche Rente von 700 Talern jährlich erhielt.

Außerdem widmete er sich weiterhin ernsthaften Projekten. Sowohl Franz I. als auch Leonardo hatten den Wiederaufbau des verfallenen Schlosses von Amboise ins Auge gefasst, welcher auch unter Mitwirkung Leonardos erfolgte.

Für die häufigen Reisen des Monarchen und seines Hofstaates entwarf der Erfinder zerlegbare Häuser, die Vorläufer der heutigen Fertigteilbauten.

Die unzureichende Anzahl der Straßen in jener Zeit und die daraus resultierenden Verbindungsschwierigkeiten ließen Leonardo wieder an jene großen Kanalisierungsprojekte denken, für die er sich Zeit seines Lebens interessiert hatte. Er gewann Franz I. für einen Plan, sämtliche Schlösser der Tourraine mit einem Kanalnetz zu verbinden.

Dies sollte das letzte Unternehmen des Universalgelehrten sein. Im Mai 1519 starb Leonardo überraschend und zur großen Bestürzung aller. Am meisten aber trauerte Franz I. um ihn, den Leonardo war für ihn nicht nur ein Hofbediensteter, sondern auch ein Freund.

Wenn Leonardo da Vinci heute leben würde, so wäre er sicher ein hervorragender Ingenieur oder ein bedeutender Gelehrter, der in seiner Freizeit wunderschöne Bilder malt. Wahrscheinlich würde unser Jahrhundert eher den Naturwissenschaftler und Techniker in ihm schätzen als den Maler und Bildhauer.

Im Gegensatz dazu war die Atmosphäre des 15. Jahrhunderts sehr günstig für den Künstler, konnte aber dem Wissenschaftler so gut wie nichts bieten. Zu jener Zeit stellten die Wissenschaften ein nahezu undurchdringliches Konglomerat von Erfahrungen, mystisch inspirierten Theorien und Erkenntnissen dar, die teilweise noch aus der Antike übernommen worden waren. Systematisches Arbeiten und Forschen war dieser Epoche fremd. Hier liegt ein besonderes Verdienst Leonardos begründet, der all seine Forschungen auf dem wiederholbaren Experiment begründete, und damit eine wesentliche Methode wissenschaftlicher Arbeit vorwegnahm.

Man sollte ferner in Betracht ziehen, dass zu seiner Zeit Maler, Dichter und Musiker hoch angesehen waren, während den Forscher so etwas wie der Geruch der Hölle umfing – die Alchimie trieb ihre wunderlichsten und absurdesten Blüten.

Ein Haupthindernis, um den vollen Wert der technischen Erfindungen Leonardos zu seinen Lebzeiten bereits zu erkennen, stellte zweifellos das Fehlen einer adäquaten Antriebsquelle dar. Maschinen, welche nur mit Muskelkraft betrieben werden, verlieren bald ihren Reiz. Die Dampfmaschine, der Explosionsmotor oder die Elektrizität hätten seine Erfindungen funktionstüchtiger gemacht, und den Sinn ihres Nutzens besser verdeutlicht.

Bei einer solchen Betrachtungsweise kann Leonardo da Vinci nicht nur als begnadeter Künstler, sondern vor allem auch als Pionier und würdiger Vorgänger unserer modernen Wissenschaftler und Ingenieure betrachtet werden.

Literatur

Museum Clos-Lucè, Die Gedanken des Leonardo da Vinci, Tours, 1992

Museum Clos-Lucè, Die genialen Maschinen Leonardo da Vincis, Tours, 1995

Anmerkung des Verfassers

Im Chateau von Clos-Lucè in Amboise können mehr als 40 Modelle der Erfindungen Leonardo da Vincis besichtigt werden. ■

SYNESIS-Abo-Bestellschein

Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ / Ort

Telefon/Fax

Email-Adresse

Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (soweit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

IBAN (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.
BIC: GENODES1RWN
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen und unterschrieben senden an:

EFODON e. V.
Glückauf-Str. 31
D-82383 Hohenpeißenberg

Bestelltelefon: 08805-1485
Fax: 08805-9460
Email: synesis@efodon.de